STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Digitized by Google

Neue Schriften.

Zur deutschen

Literatur- und Kulturgeschichte.

Von

Robert Prutz.

Erster Band.

Halle,
G. Schwetschke'scher Verlag.
1854.

Digitized by Google

PT391
P7

Digitized by Google

Vorwort.

Die beiden vorliegenden Bände schließen sich sowohl äußerlich wie innerlich der im Jahre 1847 erschienenen Sammlung meiner „Kleinen Schriften" an; ich hoffe, daß demjenigen Theil des Publikums, der jene erste Sammlung mit Wohlwollen aufnahm, auch diese Fortsetzung nicht ganz unwillkommen sein wird. Freilich nimmt die Geschichte unserer Literatur und Kunst in der Neigung des Publikums nicht mehr jene ausschließliche Stelle ein, wie es noch vor einigen Jahren der Fall war; die Naturwissenschaften, als die eigentliche herrschende Wissenschaft des Tages, haben sie zum Theil eingeholt, zum Theil sogar verdrängt. Wer inzwischen den bisherigen Gang unserer Literatur und Kunst mit Aufmerksamkeit verfolgt und richtig

Digitized by Google

aufhalten ließ, als mit Gott, mit Christo Verkehr, Gemeinschaft, Umgang zu haben. Und wie sollte es anders sein, da Gott selbst es ist, der sich in Christo Jesu, in der Kirche, in der Gemeinde, in der Predigt, in der Taufe und im Abendmahl zu uns herabläßt, und in der Natur entgegenkommt, um sich uns zu offenbaren, um sich uns zu geben, um sich uns zu eigen zu machen? Wie sollte es anders sein, da wir Menschen nur dann wahrhaft leben, wenn wir in Gemeinschaft mit Gott leben, wenn wir Gott kennen, wenn wir Gott lieben, wenn wir Gott haben? Wie sollte es anders sein, da wir Menschen nur dann wahrhaft selig sind, wenn wir Gott besitzen, wenn wir Gott genießen, wenn wir Gott in uns haben? Wie sollte es anders sein, da wir Menschen nur dann wahrhaft vollkommen sind, wenn wir Gott in uns haben, wenn wir Gott in uns wirken lassen, wenn wir Gott in uns leben lassen? Wie sollte es anders sein, da wir Menschen nur dann wahrhaft gut sind, wenn wir Gott in uns haben, wenn wir Gott in uns wirken lassen, wenn wir Gott in uns leben lassen? Wie sollte es anders sein, da wir Menschen nur dann wahrhaft heilig sind, wenn wir Gott in uns haben, wenn wir Gott in uns wirken lassen, wenn wir Gott in uns leben lassen? Wie sollte es anders sein, da wir Menschen nur dann wahrhaft gerecht sind, wenn wir Gott in uns haben, wenn wir Gott in uns wirken lassen, wenn wir Gott in uns leben lassen? Wie sollte es anders sein, da wir Menschen nur dann wahrhaft weise sind, wenn wir Gott in uns haben, wenn wir Gott in uns wirken lassen, wenn wir Gott in uns leben lassen? Wie sollte es anders sein, da wir Menschen nur dann wahrhaft stark sind, wenn wir Gott in uns haben, wenn wir Gott in uns wirken lassen, wenn wir Gott in uns leben lassen? Wie sollte es anders sein, da wir Menschen nur dann wahrhaft schön sind, wenn wir Gott in uns haben, wenn wir Gott in uns wirken lassen, wenn wir Gott in uns leben lassen? Wie sollte es anders sein, da wir Menschen nur dann wahrhaft ewig sind, wenn wir Gott in uns haben, wenn wir Gott in uns wirken lassen, wenn wir Gott in uns leben lassen? Wie sollte es anders sein, da wir Menschen nur dann wahrhaft Gott sind, wenn wir Gott in uns haben, wenn wir Gott in uns wirken lassen, wenn wir Gott in uns leben lassen?

Volk zu bilden und jenen großen Gedanken allgemeiner Freiheit und Sittlichkeit, an deſſen Verwirklichung die Menſchheit in ihren verſchiedenſten Formen arbeitet, immer mehr zum Bewußtſein und damit auch zu ſeiner eigenen Erfüllung zu bringen. —

Gleich der früheren Sammlung, enthält auch dieſe eine Anzahl von Aufſätzen, welche ſchon früher, namentlich in dem von mir herausgegebenen „Deutſchen Muſeum“ abgedruckt waren. Doch habe ich dieſelben faſt ohne Ausnahme dermaßen erweitert und umgearbeitet, daß ſie füglich für neue Arbeiten gelten dürfen.

Halle.
Sommer 1854.

R. P.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des erſten Bandes.

Der deutſche Journalismus, ſeine Vergangenheit, ſeine Wirkſamkeit und Aufgabe für die Gegenwart . . . . . S. 1—103

Die Muſenalmanache und Taſchenbücher in Deutſchland . . . . . — 105—166

Das Volkslied in Deutſchland . . . . . — 167—202

Schiller's Lotte . . . . . — 203—240

Dichter und Modedichter . . . . . — 241—296

Ein deutſches Künſtlerleben . . . . . — 297—342

Der ſterbende Ariſtophanes . . . . . — 343—376

Digitized

Digitized by Google

Der deutsche Journalismus,

seine Vergangenheit, seine Wirksamkeit

und

Aufgabe für die Gegenwart.

Digitized by Google

Digitized by Google

Daß auch die Bücher ihre Schickſale haben, iſt ein alter Spruch; keiner Art von Schriften aber fällt dies Schickſal trauriger als den Zeitungen und Journalen, vorausgeſetzt daß man dieſelben überhaupt noch unter die Bücher rechnen und ſie nicht etwa in eine eigene literariſche Proletarierkaſte, eine eigene Gattung literariſcher Eintagsfliegen verweiſen will. Journale und Zeitungen ſind die wahren Modeſchönheiten der Literatur; am Tage ihres Erſcheinens, ſo lange ſie neu ſind, mit Begier verſchlungen, verfallen ſie unmittelbar darauf der tiefſten und ſchmählichſten Vergeſſenheit; es giebt, glaube ich, kein bedrucktes Papier, an dem der Wechſel alles Irdiſchen ſich ſo deutlich, ſo grob kund giebt als an dem Schickſal dieſer Blätter. Mit wie viel Spannung wird ein Zeitungsblatt oft erwartet! welche Freude, welche Trauer, welche Aufregung verbreitet es! Der Rentier, dem es den Stand der Papiere verkündigen ſoll, der Politiker, der auf die Beſtätigung einer inter-

essanten Nachricht harrt, der Dichter, dessen Nachruhm zunächst auf diesen papiernen Blättern wächst, der Schauspieler, dessen ganze Unsterblichkeit hier aufgespeichert wird und für den die Stimme der Zeitung in den meisten Fällen die Stimme des Weltgerichts ist — mit welcher Spannung sehen sie der Erscheinung des Blattes entgegen, mit welcher Hast fallen sie her über den noch feuchten Bogen, wie ziehen sie sich in eine Ecke zurück, um sich ungestört in seinen Inhalt vertiefen zu können — und wie gleichgiltig werfen sie wenige Tage, wenige Stunden später das Blatt bei Seite, von dem sie noch vor Kurzem die ganze Entscheidung ihres Schicksals erwarteten, ja das sie nicht gegen alle Weisheit der Welt und alle tiefsten Schätze der Gelehrsamkeit vertauscht hätten! Selbst der Eifer des Sammlers, die Neugier des Curiositätenkrämers erkaltet, wo von alten Zeitungen und Journalen die Rede ist; wir besitzen zahlreiche und interessante Sammlungen von alten Trinkgefäßen, alten Schuhen und ähnlichen Dingen, nach einer einigermaßen vollständigen und systematischen Sammlung der wichtigsten Zeitungen und Journale jedoch sieht man sich in ganz Deutschland vergeblich um.

Mit Recht, setzt hier vielleicht der Leser hinzu: da der deutsche Journalismus anerkanntermaßen die schwache Seite unserer Literatur ist. Es ist dem Deutschen, die-

Digitized by Google

Gebiet der deutſchen Journaliſtik ſeit Menſchenaltern überwucherten, wie viele haben ſich gerettet? Kaum ein oder zwei! Jene kritiſchen Stimmen und Stimmchen, die ehemals in faſt ſprichwörtlich gewordener Menge faſt aus jedem Winkel Deutſchlands hervortönten, jede natürlich mit dem Anſpruch, die wahre pythiſche Stimme zu ſein und die ganze Nation um ihren Dreifuß zu verſammeln, was iſt aus ihnen geworden? Verſtummt ſind ſie und verſchollen und Niemand bemerkt einmal die Stille, die dadurch entſtanden. Nur die eigentlichen ſtrengen Fachjournale, die techniſche Journaliſtik, wie man ſie nennen möchte, diejenigen Blätter, welche auf das unmittelbare praktiſche Bedürfniß der einzelnen Wiſſenſchaften berechnet ſind, haben ſich aus dem allgemeinen Schiffbruch gerettet: wogegen — bedenkliches Zeichen einer Zeit, welche, in der gewaltigen Zerklüftung ihres politiſchen Lebens, allerdings mehr und mehr im Begriffe ſteht, die ewig wahren, ewig unerläßlichen Satzungen der Humanität zu verlernen! — die journaliſtiſchen Repräſentanten allgemeiner menſchlicher Bildung, die eigentlich humane Journaliſtik, beinahe völlig verſchwunden ſind. —

Es iſt etwas Wahres in dieſen Anklagen und Vorwürfen, beſonders was die augenblickliche Geſtalt unſerer Journaliſtik anbetrifft. Dennoch würde man ſehr fehlgreifen, wenn man dieſe Mängel und Gebrechen nur

Digitized by Google

der Unfähigkeit oder vielleicht gar (wovon es freilich auch Beispiele giebt und zwar sehr gewichtige) dem bösen Willen derjenigen zuschreiben wollte, in deren Händen die deutsche Journalistik sich zunächst befindet; man würde sehr fehlgreifen, wenn man, verstimmt über diese Mängel und Gebrechen, die ungemeine Wichtigkeit der deutschen Journalistik verkennen und die Thatsache in Abrede stellen wollte, daß sie noch immer, gut oder schlecht, groß oder klein, wie sie nun ist, einen außerordentlich wichtigen Factor unsers socialen und wissenschaftlichen Lebens bildet und die Eigenthümlichkeit desselben mit einer Genauigkeit und Treue abspiegelt, wie kein anderer Zweig der Literatur.

Und endlich würde man auch darin sehr fehlgreifen, wenn man aus Mißstimmung über den augenblicklichen Zustand unserer Journalistik ganz und gar an ihr verzweifeln und die große Aufgabe, zu welcher sie berufen ist, ungelöst bei Seite werfen wollte. Dem ungebildeten Beobachter mag die Journalistik einer bestimmten Epoche allerdings nur ein Haufen alten Papiers sein; derjenige dagegen, der den Zusammenhang der literarischen und nationalen Entwickelung schärfer ins Auge gefaßt und sich mit den Bedingungen beider genauer bekannt gemacht hat, der weiß auch, daß auch die Geschichte des Journalismus, wie zufällig dieselbe scheint und wie abhängig sie in der That ist von andern, größeren Entwickelungen, die sich

Digitized by Google

in ihr nur wiederſpiegeln, gleichwohl ihre beſtimmten, nachweisbaren Geſetze hat: Geſetze, die nicht nur an ſich von Intereſſe ſind, ſondern über die ſich aufzuklären auch gerade in dieſem Augenblick von Wichtigkeit iſt, wo unſere Journalismus ſich allerdings in einer ebenſo wichtigen wie gefährlichen Kriſis befindet.

Auch dieſe Kriſis iſt nicht die erſte, die er zu beſtehen hat; es iſt nicht das erſte Mal in der Entwickelung unſerer Journaliſtik, daß ein Zweig derſelben, der bis dahin in der reichſten, üppigſten Blüthe geſtanden, plötzlich abſtirbt; nicht das erſte Mal, daß die Fluth der journaliſtiſchen Literatur, die bis dahin mit munterer, ja überſchäumender Welle gefloſſen, plötzlich verſiegt, um erſt nach einiger Zeit, aber nun an einer ganz andern Stelle und in einem ganz andern Bette wieder hervorzubrechen. Im Gegentheil, gerade in der deutſchen Journaliſtik kehren dieſe Kriſen mit einer unverkennbaren Regelmäßigkeit wieder; wenn nicht immer in denſelben Zeitabſchnitten, doch jedesmal unter denſelben gleichartigen Verhältniſſen, zieht der Strom unſerer Journaliſtik, nachdem er eine Zeit lang in unzähligen Fachjournalen aus einander gelaufen, ſich wieder in wenig einzelne zuſammenfaſſende, centraliſirende Organe zuſammen, es tritt ein ſcheinbarer Stillſtand ein, ein Moment der Sammlung, der Beſinnung — und erſt wenn dieſer überwun-

Digitized by Google

den ist, dann aber auch mit erhöhtem und gereinigtem Inhalt, vertheilt der Strom sich wiederum in die verschiedensten Gebiete der Wissenschaft und Literatur. — Es ist eine regelmäßige Fluth und Ebbe, Ausdehnung und Zusammenziehung; immer in gewissen Zeiträumen fallen die Blätter vom Baume unserer Journalistik ab, seine Productionskraft erlischt dem Anscheine nach, in der That aber sammelt sie sich nur zu einem neuen, fruchtbaren Triebe, der ihn dann auch in kurzer Zeit wiederum mit neuem, frischem Grün umkleidet.

Und zwar treten diese Katastrophen in unserer Journalistik regelmäßig überall da ein, wo im Leben unserer Nation selbst ein neues Princip zum Durchbruch kommt, eine neue höhere Phase sich eröffnet; wie jedes neue Geschlecht seine Dichter hervorbringt, gute oder schlimme, so will auch jede neue Richtung ihre neue Journalistik haben, eine Journalistik, welche die auseinanderfließende, zerstreute Masse unter dem neuen Princip zusammenfaßt und eben dadurch den Durchbruch dieser neuen Richtung und ihre Ausbreitung über die gesammte Literatur, das gesammte Leben vorbereitet. —

Werfen wir, um dies historische Gesetz besser zu verstehen, zunächst einen flüchtigen Blick auf die Entstehung unseres Journalismus überhaupt. Bekanntlich, wie die Presse selbst, ist auch die Zeitungspresse eine

Digitized by Google

deutſche Erfindung; nicht nur jene Relationen und fliegenden Blätter, welche bald nach Erfindung der Buchdruckerkunſt, und jedenfalls noch vor Ablauf des funfzehnten Jahrhunderts benutzt wurden, die Kunde einzelner merkwürdiger Begebenheiten zu verbreiten, ſondern auch die periodiſche Wiederkehr ſolcher Mittheilungen, die eigentlichen Zeitungen alſo, haben ihren Urſprung in Deutſchland genommen, dieſe letzteren mit der noch jetzt erſcheinenden Frankfurter Poſtzeitung, von der im Jahre 1615 das erſte Blatt ausgegeben ward.

Allein wie vorhin ſchon bemerkt: auch mit dieſer Erfindung ging es dem Deutſchen, wie mit ſo vielen anderen, die er gemacht: erſt wenn die heimiſche Erfindung als etwas Neues, Fremdes vom Auslande zurückkehrt, pflegen wir ihre Bedeutung zu erkennen, und auch da in der Regel erſt nach langem Streiten und mit ſchlecht verhehlter Unluſt; auch die Zeitungspreſſe zu erfinden, hatten wir gewußt, ſie zu benutzen aber mußten wir erſt von Andern lernen. —

Namentlich auch in der Anwendung der Zeitungspreſſe auf Gegenſtände der Literatur ſowie der Wiſſenſchaft im Allgemeinen ſind uns die Fremden als Muſter vorangegangen. Eben ſo unzweifelhaft wie das Zeitungsweſen ſelbſt eine deutſche Erfindung, eben ſo unzweifelhaft iſt es auch, daß das Journal des Sçavans, das

Digitized by Google

zum ersten Male zu Paris am 5. Januar 1665 ausgegeben ward und das bekanntermaßen ebenfalls noch bis auf diese Stunde existirt, der erste Anfang der wissenschaftlichen Journalistik, die Mutter gleichsam aller jener gelehrten Zeitschriften ist, die bald darauf, in unübersehbarer Folge, bei den verschiedenen Nationen Europa's entstanden und den ganzen Welttheil, in bis dahin ungeahnter, unerhörter Weise, wie mit einem Netz wissenschaftlicher Betriebsamkeit und gemeinsamen wissenschaftlichen Lebens umkleideten.

Denn gleich dieser erste Versuch, der auf dem Gebiet wissenschaftlicher Journalistik überhaupt gemacht ward, zeigt jenes centralisirende, zusammenfassende Element, dessen wir in der Einleitung gedachten, in höchst bemerkenswerther Weise. Ja eben diese Centralisation war der eigentliche Schwerpunkt, der eigentlich wahre Gewinn und Fortschritt dieser neuen Erfindung überhaupt.

Das Journal des Sçavans, in seiner ersten Gestalt, hatte mit dem, was wir uns jetzt unter einer gelehrten Zeitschrift denken, nur eine ziemlich äußerliche Aehnlichkeit. Während, nach unseren heutigen Begriffen, die Kritik das eigentliche Wesen gelehrter Journalistik ist, spielt dieselbe in dem Journal des Sçavans nur eine sehr beiläufige, sehr untergeordnete Rolle, und auch diese hat ihr, bei Licht besehen, mehr die Macht der

Digitized by Google

Verhältniſſe, als der Wille der erſten Herausgeber ſelbſt eröffnet. Vielmehr der erſte und eigentliche Zweck der gedachten Zeitſchrift ſollte ſein, ein Verzeichniß der vorzüglichſten Bücher zu geben, welche in Europa erſcheinen würden. Und zwar wollte man ſich nicht auf die Titel allein beſchränken, ſondern auch von ihrem Inhalt ſollte ein kurzer Auszug gegeben werden. Demnächſt ſollte ſie Elogien und Lebensläufe verſtorbener Gelehrter bringen, nebſt Verzeichniſſen ihrer Schriften; ferner Nachrichten von intereſſanten Entdeckungen auf dem Gebiete der Mathematik, der Naturgeſchichte, der Chemie und überhaupt jener phyſikaliſchen Wiſſenſchaften, welche, als die Vorläufer und zum großen Theil auch die Quellen der ſpäteren philoſophiſchen und theologiſchen Aufklärung, das Liebligsſtudium jenes Zeitalters bildeten; endlich allerhand Curioſitäten und Neuigkeiten aus der gelehrten Welt im Allgemeinen.

Das Journal des Sçavans glich ſomit weit mehr dem, was wir heutzutage mit dem Namen Repertorium oder Archiv bezeichnen: es war ein Neuigkeitsbote für die Republik der Wiſſenſchaften, ein öffentlicher Briefwechſel, in welchem die Gelehrten Europa's ihre Erfahrungen und Entdeckungen mit einander austauſchten, und bei dem auf das übrige, das nicht gelehrte Publikum keine Rückſicht genommen ward. Allerdings finden in

den ersten Bänden des Journal des Sçavans sich einige wenige Aufsätze, in denen auch die schöne Literatur, insbesondere die französische Poesie, die eben damals, im Zeitalter der Corneille, Racine, Boileau, in ihrer höchsten Blüthe stand, besprochen wird. Doch geschah das immer nur ausnahmsweise, und selbst diese Ausnahmen, weil sie etwas ganz Unebenbürtiges betrafen, erregten bei der übrigen gelehrten Sippschaft soviel Anstoß, daß die Herausgeber sich sehr bald genöthigt sahen, davon abzustehen.

Allein auch in dieser Beschränkung auf die bloße eigentliche Gelehrtenwelt war das Journal des Sçavans noch immer eine außerordentliche, für die Entwickelung der europäischen Wissenschaft wahrhaft Epoche machende Erscheinung, eben dadurch nämlich, weil sie das erste centralisirende Organ war, das erste, welches einen Mittelpunkt für die gesammte europäische Wissenschaft und damit diese Wissenschaft selbst erschuf, die bis dahin noch gar nicht Wissenschaft, nur erst äußerliche Kenntniß gewesen war. Es war das Zeitalter damals der Polyhistorie, der gelehrten Vielwisserei, wo ein wüstes Durcheinander der verschiedenartigsten Notizen, Namen, Jahreszahlen das eigentliche lebendige Wissen ersetzen sollte. Aber um so nöthiger, um so vortheilhafter war gerade unter diesen Umständen eine Einrichtung, wie jene gelehrte Zeitschrift,

Digitized by Google

die denn doch wenigſtens den äußerlichen Ueberblick des ungeheuren Feldes erleichterte und die Möglichkeit einer Geſammtanſchauung, wenn auch zunächſt nur formaler Weiſe, nachwies.

Darum ſehen wir denn auch das Journal des Sçavans ſofort bei allen gebildeten Nationen Europa's nachgeahmt: noch in demſelben Jahre wurden in England die Philosophical Transactions gegründet, wenige Jahre ſpäter (1668) in Rom das Giornale de' Letterati, denen endlich im Jahre 1682 die Leipziger Acta Eruditorum, als das erſte gelehrte Journal Deutſchlands, folgten.

Auch die Acta Eruditorum ſind genau nach dem Muſter des Journal des Sçavans entworfen. Auch ſie ſollten ſich eigentlich nur auf Auszüge und Berichte beſchränken; die Herausgeber verwahren ſich ausdrücklich dagegen, irgend jemand „carbone notiren", das iſt etwa, ins ſchwarze Regiſter tragen zu wollen. Wenn daher Kritik und kritiſche Streitigkeiten in der Folge dennoch einen großen Raum des Blattes einnehmen, ſo iſt das auch hier nur durch die Macht der Dinge und gegen die Abſicht der Herausgeber ſelbſt geſchehen. — Auch in den Acta Eruditorum ferner, wie in ihrem Pariſer Vorbild, nehmen die phyſikaliſchen, mathematiſchen und mediciniſchen Wiſſenſchaften die erſte Stelle ein;

Digitized by Google

auch in ihnen ist für die sogenannte schöne Literatur, zumal die vaterländische, kein Raum; wo ja einmal ein Poet besprochen wird, da ist es regelmäßig ein lateinischer, am Liebsten einer jener holländischen Latinisten, die eben damals durch die Reinheit ihrer Sprache, den Klang ihres Numerus, sowie durch dies ganze zierliche Mosaik, in welchem sie die antike Poesie nachbildeten, die Bewunderung und Freude der damaligen Gelehrtenwelt waren.

Aber Ein wesentlicher Unterschied fand dennoch statt, nur daß derselbe zum Nachtheil des deutschen Unternehmens ausschlug. Franzosen, Engländer, Italiener hatten auch für ihre gelehrte Journalistik immerhin doch ihre Muttersprache in Anwendung gebracht, es war der großen Masse doch wenigstens die äußere Möglichkeit erhalten worden, den Verhandlungen ihrer Gelehrten zu folgen. In Deutschland dagegen, bei der unermeßlichen Kluft, welche gerade hier zwischen Wissenschaft und Leben lag, hatte die erstere noch nicht einmal Deutsch sprechen gelernt; wie ehedem die Priester, so hatten jetzt die Gelehrten ihre eigene, dem profanen Haufen unverständliche Sprache; sie mit der Muttersprache zu vertauschen, galt in den Augen der Gelehrten für keine geringere Ketzerei, als die erste deutsche Messe in den Augen der Geistlichen gewesen war.

Digitized by Google

Man weiß, welche außerordentliche Bewegung es in der deutschen Gelehrtenwelt hervorbrachte und welche gewaltigen, für die Entwickelung unsers gesammten geistigen Lebens so höchst folgereichen Kämpfe sich entspannen, als gleichwohl einige Jahre später diese Ketzerei wirklich gewagt ward: Christian Thomasius, der Erste bekanntlich, der von einem deutschen Katheder herab deutschen Studenten deutsche Vorträge hielt, schrieb auch das erste Journal in deutscher Sprache.

Zwar wenn wir den Begriff des gelehrten Journals nur von den Mustern entnehmen wollen, die bisher in Frankreich, England, Deutschland ꝛc. dafür existirten, so kann man in Zweifel sein, ob man die „Scherz- und Ernsthaften, Vernünftigen und Einfältigen Gedanken über allerhand Lustige und nützliche Bücher und Fragen", mit denen Thomasius im Jahre 1688 zuerst auftrat, überhaupt noch zur gelehrten Journalistik rechnen darf, oder ob dieselben nicht vielmehr einer neuen, mittleren Gattung beizuzählen sind, einer Gattung, welche bis dahin nur allein durch die Nouvelles de la Republique des lettres des Peter Bayle (1684) vertreten war. Jene ältere, die eigentlich gelehrte Journalistik, hatte, wie so eben dargethan worden, sich die Universalität des Inhalts zum Ziel gesetzt; mit einzigem Ausschluß der schönen Wissenschaften, die ja aber dazumal noch gar nicht für Wissenschaft galten, wollten sie eine

vollſtändige Ueberſicht geben über die geſammte Thätigkeit des damaligen gelehrten Europa. Von dieſer äußerlichen Vollſtändigkeit ſieht Thomaſius, dieſer principielle, bewußte Gegner aller Pedanterie und Buchſtabengelahrtheit, von vorn herein und freiwillig ab; der bloß äußerlichen, bloß mechaniſchen Centraliſation des Journal des Sçavans und der Acta Eruditorum ſetzt er die innerliche, die wahrhafte Centraliſation, die Centraliſation auf ein beſtimmtes Princip, eine beſtimmte Idee entgegen — und das iſt die Idee der Aufklärung, der geiſtigen Befreiung, als deren erſten Vorkämpfer auf deutſchem Boden wir Thomaſius überhaupt zu verehren haben. Mit derſelben Unerſchrockenheit und demſelben friſchen, frohen Muthe, mit dem er übrigens unter der ſogenannten Wiſſenſchaft ſeiner Zeit aufräumte und neun Zehntel von dem, was ſeine gelehrten Kollegen andachtsvoll als Kleinodien der Wiſſenſchaft verehrten, als todten Ballaſt über Bord warf, verzichtete er auch in ſeinem journaliſtiſchen Unternehmen darauf, die ganze todte Spreu der damaligen Literatur aufzuſpeichern, indem er im Gegentheil (der Erſte in Deutſchland!) aus dem ungeheuren Vorrath nur ſolche Bücher wählte und nur an ſolche Erſcheinungen anknüpfte, die ihm, ſei es durch Zuſtimmung, ſei es durch Bekämpfung, zur Auseinanderſetzung ſeiner leitenden Ideen dienen mochten.

Digitized by Google

Hieraus, indem Thomaſius ſtatt der äußern, biblio-graphiſchen, die innere, die Einheit eines Princips zum Mittelpunkt ſeiner Zeitſchrift machte, ergab ſich nun auch ferner die durchweg kritiſche, polemiſche, ja revolutionäre Haltung ſeines Blattes. Die ſtreng gelehrte Journaliſtik, ohne geiſtigen Inhalt, ohne leitende Idee, hatte der Kritik leichtlich entbehren können; Thomaſius dagegen, für den ja dieſe ganze Form der Journaliſtik nur eine Waffe mehr war in dem großen geiſtigen Kampfe, den er führte, ſtellte ſeine Zeitſchrift ganz und ausſchließlich nur auf die Kritik. Sind die Acta Eruditorum der Anfang unſerer gelehrten Journaliſtik überhaupt, ſo bilden doch erſt die Thomaſius'ſchen Zeitſchriften, die eben genannten „Scherz- und ernſthaften Gedanken" an der Spitze, den Anfang unſerer kritiſchen Journaliſtik; in den Acta hatten wir nur erſt referiren gelernt, kritiſiren lernten wir zuerſt durch Thomaſius. —

Ebenſo aber wie die bisher verſchmähte Kritik, nimmt Thomaſius auch noch ein anderes Element in die Journaliſtik auf, deſſen die bisherigen Zeitſchriften ſich ebenfalls mit handwerksmäßiger Vornehmheit überhoben hatten: das belletriſtiſche. Wie er die chaotiſche Maſſe der damaligen Gelehrſamkeit auf gewiſſe leitende, maßgebende Ideen centraliſirt, ebenſo und in derſelben Idee der Aufklärung und der geiſtigen Freiheit centraliſirt und

Digitized by Google

versöhnt er auch die beiden bisher so fern liegenden, durch einen so tiefen Abgrund geschiedenen Welten der Wissenschaft und der Kunst, des Gelehrten und des Schönen. Die alte Journalistik (wir haben es so eben angeführt) kümmerte sich um Poeten überhaupt nicht, es sei denn höchstens um lateinische, sowie überhaupt um solche, welche genau in der Sprache und nach dem Muster der Alten dichteten. Thomasius dagegen, mit jener Uebertreibung, welche bei derartigen historischen Gegensätzen niemals ausbleibt noch ausbleiben kann, hat nicht übel Lust, die Alten schlechtweg für überflüssig zu erklären. Mit derselben Einseitigkeit, mit der seine Gegner immer und immer nur auf das Muster der Alten zurückweisen und sich kein Heil denken können, als nur bei und mit ihnen, steht Thomasius auf Seiten der modernen Kunst; sechs Vergile,. versichert er, wären ihm nicht so lieb, als Ein Lohenstein oder Hoffmannswaldau, Aristoteles, der Abgott der damaligen Schulgelahrtheit, wird von ihm zum Helden eines frivolen Romans benutzt, ja er gesteht offen seine Zweifel, ob Huetius nicht ganz Recht gehabt und ob es nicht am Ende wirklich das Beste sei, die alten heidnischen Poeten und Philosophen geradezu ins Feuer zu werfen!

Bei solchen Ansichten darf es uns denn auch nicht überraschen, daß er in den „Scherz- und ernsthaften Ge-

Digitized by Google

danken" nicht nur mit Vorliebe moderne Poeten, diese Parias der damaligen Journalistik, ja selbst — entsetzliche Verwegenheit! moderne Romane bespricht: sondern auch das erklärt sich nunmehr, wie er dazu kommen konnte, die poetische, die belletristische Form als solche unmittelbar in sein Journal aufzunehmen. Die ganze mehrgenannte Zeitschrift des Thomasius ist, wie alle diejenigen wissen, welche das allerdings seltene Buch in Händen gehabt, oder auch nur Luden's kleine, noch immer höchst brauchbare Schrift über Thomasius (1805) gelesen haben, in die Form einer Novelle eingekleidet: womit denn also jene Verschmelzung und Versöhnung des wissenschaftlichen und künstlerischen, gelehrten und poetischen Elementes, deren wir oben gedacht haben, auch äußerlich aufs Bestimmteste, so zu sagen Handgreiflichste dargelegt war. —

Es würde uns natürlich weit hinausführen nicht nur über die Grenzen, sondern auch über den Zweck dieses Aufsatzes, wollten wir Thomasius' journalistische Thätigkeit hier im Einzelnen des Weiteren verfolgen. Wir begnügen uns daher, hier nur die Thatsache festzustellen, daß der ungeschlachte Widerstand seiner Gegner, besonders und am Meisten die heimtückische Polemik der Theologen, den vortrefflichen Mann selbst einigermaßen von der Bahn herabdrängte, die er mit den „Scherz- und ernsthaften Gedanken", ganz vornämlich mit den sechs

Digitized by Google

ersten Heften derselben, betreten hatte, hinunter in jene bange, schwüle Atmosphäre, in jene persönlichen Verfolgungen, Zänkereien und Fehden, mit denen der Alp der Theologie so lang auf dem deutschen Leben gelastet hat — und deren Nachwehen wir ja bis zu dieser Stunde noch nicht völlig losgeworden sind. Hat Thomasius sich auch diese Gegner niemals über den Kopf wachsen lassen, geistig so wenig wie äußerlich, so haben sie doch die jugendliche Frische und diesen heitern, übersprudelnden Humor, mit dem er die „Scherz- und ernsthaften Gedanken" eröffnete, vielfach verbittert und gestört. Thomasius' eigene spätere journalistische Unternehmungen, wie zahlreich sie sind und wie viel Bedeutendes sich darunter befindet, namentlich für das specielle Fach der Rechts- und Staatswissenschaften, reichen doch bei Weitem nicht wieder an jenen Anfang; zwei volle Menschenalter erst mußten vergehen, bevor Thomasius' Arbeit von einem ebenbürtigen Geiste wieder aufgenommen ward — wir meinen, bevor Lessing als das zweite bahnbrechende Gestirn am Himmel der deutschen Journalistik aufging.

Aber auch so war die Wirkung, welche Thomasius in der Entwickelung unserer Journalistik hervorbrachte, noch immer unermeßlich. Die Geschichte vom Ei des Columbus wiederholt sich noch überall und alle Tage. Kaum daß Thomasius gezeigt hatte, wie auch in deut-

Digitized by Google

scher Sprache Journale geschrieben werden könnten, als überall, in allen Winkeln Deutschlands deutsche Zeitschriften erschienen; kaum daß er den Anfang gemacht hatte, auf die von den älteren Journalen angestrebte Universalität zu verzichten und die erdrückende Masse der literarischen Erscheinungen nach gewissen geistigen Gesichtspunkten zu ordnen, so fanden sich sofort auch dafür unzählige Nachahmer; kaum endlich, daß er die frostige Neutralität der Acta Eruditorum gebrochen und die Kritik als den eigentlichen Kern, den wahren Lebenspunkt der damaligen Journalistik dargestellt hatte, als auch der deutsche Parnaß zu wimmeln begann von kritischen Journalen: so daß es bald keine noch so entlegene Provinz, keine noch so kleine Universität, ja bald keinen Buchhändler mehr gab, die nicht ebenfalls ihr kritisches Blättchen drucken ließen.

Freilich machten auch diese Nachahmer das bekannte Witzwort, mit welchem schon der alte Horaz diese ganze Gattung ein für allemal gebrandmarkt hat (Servum imitatorum pecus), nicht zu Schanden. Statt der bei aller Buntscheckigkeit, welche als das allgemeine Erbtheil der Zeit auch ihr anhaftet, dennoch so lebensvollen, so gedrungenen, so mannhaften Sprache des Thomasius ist das Deutsch, das seine journalistischen Nachahmer schreiben, in den meisten Fällen das kläglichste, kraft-

loseste Gemengsel, das man sich denken kann; statt des schönen, edlen Eifers, der großartigen sittlichen Begeisterung, welche Thomasius die Feder des Zeitungsschreibers in die Hand gegeben, sind neunzig Hundertheile dieser späteren Journalistik nur Ausgeburten handwerksmäßiger Berechnung; endlich was die Hauptsache ist, statt jener geistigen Gesichtspunkte, nach denen Thomasius die Masse der literarischen Erscheinungen ordnete und beherrschte, begnügen seine Nachahmer sich mit Aufstellung äußerlicher, mechanischer Unterschiede.

Es ist die gelehrte Fachjournalistik, die seine Nachahmer einführen. Das erste Beispiel derselben war zwar schon vor Thomasius gegeben, und zwar wiederum in Frankreich, wo schon im Jahre 1680 ein Journal Ecclésiastique angekündigt ward und schon mindestens 1684 eine juristische Zeitschrift, das Journal du Palais, wirklich erschien. Aber erst mit dem neuen Leben, welches Thomasius überhaupt in die deutsche Wissenschaft gebracht, erst mit diesem Streit und Widerstreit, der sich durch sein Auftreten in allen Gebieten des deutschen Geistes entzündet hatte, war die deutsche Literatur im Stande, dieses Beispiel aufzunehmen.

So entwickelt sich denn nun mit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts jene gelehrte Fachjournalistik,

Digitized by Google

wie dieſelbe, in den mannigfachſten Formen, noch bis auf den heutigen Tag bei uns exiſtirt. Die Strömung des deutſchen Geiſtes, von Thomaſius auf einen Augenblick wenigſtens zuſammengefaßt und concentrirt, ergießt ſich ſofort wieder in unzähligen, unüberſehbaren Rinnſalen in alle Gebiete des damaligen Wiſſens, überall hin, wenn auch in verwäſſerter Form, jenen Gedanken geiſtiger Aufklärung und Befreiung tragend, den Thomaſius zuerſt wieder in Deutſchland ausgeſprochen. — Den Anfang machte, die auch noch fernerhin den größten Raum darin einnehmen ſollte, die Theologie: beides nothwendige Conſequenzen derjenigen Stellung, welche dieſe Wiſſenſchaft, damals wie ſpäter, zum deutſchen Leben überhaupt einnahm. Aber auch die andern Disciplinen ſchloſſen ſich in raſcher Folge an; juriſtiſche, mediciniſche Zeitſchriften drängten ſich; auch das Lieblingsſtudium der Zeit, die gelehrte Vielwiſſerei, der Antiquitäten- und Notizenkram, benützte gern dieſe Gelegenheit, ſeine Koſtbarkeiten, in kleinen handlichen Gaben, vor dem verwunderten Publikum auszukramen. Bald gab es auch hier keine Wiſſenſchaft, wie unentwickelt, keine Kenntniß, wie todt und unerheblich an ſich, die nicht ihre beſonderen Journale gehabt hätte; nicht blos Gebetbücher und Predigtſammlungen gab man in Form von Zeitſchriften heraus, ſondern ſelbſt Eſelsbrücken für die liebe Jugend, latei-

nische Schulbücher mit deutscher Uebersetzung daneben, wurden als Journale ausgegeben.

Nur ein einziges Fach blieb auch jetzt noch ohne Vertretung: das Fach der nationalen Poesie, sowie überhaupt der schönen Künste. Den Grund davon haben wir schon oben angedeutet: die deutsche Wissenschaft zog in diesen Specialjournalen gleichsam ihre Kästen und Fächer auf, Poesie und Kunst waren nicht darin — wie hätten sie also heraus kommen können? Sogar um völlig gerecht zu sein, müssen wir hinzusetzen, daß Poesie und Kunst dazumal nicht bloß im Bewußtsein der deutschen Wissenschaft nicht existirten, sondern daß sie auch überhaupt im damaligen Deutschland nicht vorhanden waren. Was damals, auf dieser Grenzscheide des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, überhaupt noch Poetisches hervorgebracht ward, das gehörte entweder auch äußerlich jener ungebildeten Masse an, jenem Pöbel, wie man ihn nannte, um welchen die Gelehrsamkeit ein für allemal sich nicht bekümmerte: oder aber, wo die Poesie in gebildeter, kunstmäßiger Form auftrat, da war sie selbst auch wieder ein Stück Gelehrsamkeit, eine lateinische, vielleicht auch, im günstigen Falle, eine holländische, italienische, französische Poesie, eine Poesie mit einem Worte, die nur zufällig in deutscher Sprache geschrieben war und die daher auch mit gutem Grund

Digitized by Google

von der journaliſtiſchen Kritik überſehen ward, wie es ja auch wohl noch heutigen Tags bei uns mit bloßen Ueberſetzungen zu geſchehen pflegt. Erſt wie, ebenfalls in Folge jener Anregungen, welche mit Thomaſius in das deutſche Leben gekommen waren und als deren wichtigſte Parallele wir die gemüthlich religiöſe Bewegung der Pietiſten zu betrachten haben — erſt wie damit, ſage ich, auch die deutſche Kunſt zu neuem Leben zu erwachen anfing, erſt wie ſie, ſtatt nur mit Nachhall des Fremden das Ohr der Gelehrten zu kitzeln, ſelbſtändig, in edler Fülle, ſich zu einem unmittelbaren Ausdruck des Lebens ſelbſt erweiterte, erſt ſeitdem der prächtig flammende Komet der Günther'ſchen Dichtung, dieſe erſte eigentliche moderne Dichtung, die überhaupt in Deutſchland vernommen ward, vor den überraſchten, verwirrten Blicken der Nation in die Höhe geſtiegen war: da erſt öffnen ſich die Schranken unſerer Journaliſtik auch der Kunſt, da erſt geſellen ſich zu den gelehrten Zeitſchriften belletriſtiſche — nun aber auch in ſo dichter Maſſe, daß es nicht lange währt, und daſſelbe Uebergewicht, das bis dahin bei der kritiſch-wiſſenſchaftlichen gelegen, geht über auf die poetiſch-belletriſtiſche Seite. —

Allein bevor es dahin kommen konnte, war noch eine neue Vermittelung nöthig. Auch aus den flüchtigen Andeutungen, die wir bisher gegeben haben, wird es

Digitized by Google

dem Leser klar geworden sein, daß auch der deutschredende, nach Fächern und Klassen eingetheilte Journalismus, wie wir ihn sich nach Thomasius entwickeln sahen, noch immer kein eigentlich populärer Journalismus war: sondern wie tief der Ton auch in der Mehrzahl dieser Zeitschriften herabgestimmt ward und wie viel Triviales, nicht blos Gemeinverständliches, sondern geradehin Gemeines darin mit unterlief — der eigentliche Grundton blieb doch noch immer die Gelehrsamkeit. Die Leser, an welche diese Journalistik sich richtete, waren der Hauptsache nach noch immer Gelehrte, oder wenigstens solche, die es gern gewesen wären und vielleicht noch einmal zu werden hofften; es fehlte noch an einem Uebergang, einer mittleren Stufe zwischen jenem ausschließlich gelehrten Bewußtsein, wie es sich in der Journalistik aus dem Anfang des Jahrhunderts ausspricht, und jenem belletristischen, das sich in der zweiten Hälfte desselben entwickelt: eine bürgerliche Journalistik, wie wir sie nennen möchten, in der Mitte stehend zwischen der Aristokratie der Wissenschaft auf der einen, der Aristokratie der Kunst auf der andern Seite, und eben dadurch den Uebergang und die Aussöhnung bildend zwischen beiden.

Auch zu dieser neuen Entwickelung mußte uns die Anregung wieder erst von außen kommen. Wie der kritisch-wissenschaftliche Journalismus sich nach dem Muster

Digitized by Google

der Franzoſen bildet, ſo werden wir zu jener mittlern bürgerlichen Journaliſtik durch das Beiſpiel der Engländer angeleitet. Die ſogenannten Moraliſchen Wochenſchriften, welche im erſten Jahrzehent des achtzehnten Jahrhunderts in England auftauchen, bilden den erſten Ausgangspunkt dieſer gemiſchten Journaliſtik, aus der ſich dann allmählig wieder die ſpecifiſch belletriſtiſche, die eigentlich künſtleriſche Journaliſtik als beſondere Gattung herauszieht.

Allerdings hatten ſchon faſt zwei Menſchenalter früher die Franzoſen auch in dieſer Hinſicht einen höchſt bemerkenswerthen Anfang gemacht; nämlich in dem Mercure Galant des Jean Donneau de Viſé vom Jahr 1672. Allein dieſes Journal, auf das wir ſpäterhin beim Wieland'ſchen Merkur nochmals zurückkommen werden, war unter ſo eigenthümlichen Bedingungen entſtanden und trug die Farbe ſeiner beſondern höfiſchen Umgebung ſo entſchieden an ſich, daß daſſelbe vorläufig und außerhalb Frankreich noch keine Nachahmung finden konnte.

Deſto glücklicher dagegen paßten jene engliſchen Unternehmungen ſich dem Bedürfniß der deutſchen Entwickelung an, äußerlich ſowohl wie innerlich. Was den letzteren, den inneren Zuſammenhang beider Erſcheinungen, ſowie überhaupt den tieferen geiſtigen Urſprung jener engliſchen Blätter ſelbſt betrifft, ſo müſſen wir

Digitized by Google

uns hier mit einer flüchtigen Erinnerung begnügen, erstlich an den ungeheuren Einfluß, welchen die kirchliche Umwälzung auf beide Nationen, Engländer wie Deutsche, geübt hatte und die eigenthümliche religiöse oder doch wenigstens theologische Färbung, die in Folge dessen in Leben und Sitten beider gekommen war. Zweitens aber erinnern wir an die starke und eigenthümliche Ausprägung, welche durch die politischen Kämpfe, deren Stammsitz England im Lauf des Jahrhunderts gewesen war, das bürgerliche Element gerade hier erhalten hatte — und die so bedeutend war, daß selbst der frivole französische Modeton, welchen Karl der Zweite aus seinem französischen Exil auch in die englische Literatur mit hinübergebracht hatte, sich hier sehr bald zu einer gewissen bürgerlichen Nüchternheit und (wenn auch nur äußerlichen) Wohlanständigkeit herabstimmen mußte.

Auch die beiden Schriftsteller, denen England, und mit England die gesammte europäische Literatur, die ersten Moralischen Wochenschriften verdankt, Richard Steele und Joseph Addison (von denen der letztere bei uns hauptsächlich nur noch durch sein Trauerspiel Kato bekannt ist), gehören jener französischen Schule an, die sich in den letzten Decennien des siebzehnten Jahrhunderts in England angesiedelt und mit ihren raschen, vom Hof begünstigten Erfolgen nicht nur den königsmörderischen Milton, son-

Digitized by Google

dern auch den „ſüßeſten William“ in Vergeſſenheit gebracht hatte. Im Jahre 1709 hatte Steele die erſten Blätter ſeines „Plauderers“ (the tatler) erſcheinen laſſen; Addiſon, damals auf dem Gipfel ſeines ſchriftſtelleriſchen Ruhmes, angelockt durch die Neuheit der Erſcheinung, ſowie durch die ungemein glückliche Wendung, welche dieſelbe zu nehmen verſprach, hatte ſich ihm angeſchloſſen. Der Erfolg ihrer Vereinigung war außerordentlich; die Zeitſchriften, welche die beiden Autoren unter mannichfach wechſelndem Titel herausgaben, bald als Zuſchauer (the spectator, bis 1713), bald als Aufſeher (the guardian 1714) und verſchiedenen anderen, die faſt ſämmtlich wörtlich in die deutſche Literatur übergegangen ſind, erreichten nicht nur den für jene Zeit ungeheuren Abſatz von zwanzigtauſend Exemplaren, ſondern brachten auch eine völlige Revolution hervor, ſowohl in der engliſchen Sprache, deren moderne Proſa aus dieſen Zeitſchriften datirt, als in der Anſchauung und der Stellung des engliſchen Publikums ſelbſt.

Denn indem dieſe Zeitſchriften Alles zur Sprache brachten, was in der damaligen, ſei es höfiſchen, ſei es literariſchen, ſei es geſelligen Welt Bemerkenswerthes und Intereſſantes vorging, indem ſie ferner dieſe Vorfälle ſelbſt mit Betrachtungen und Auslegungen begleiteten, welche der Denkungsart der bürger-

Digitized by Google

lichen Masse genehm waren und ihre Sympathien erregten, indem sie endlich dies Alles in einer Form und einer Sprache thaten, welche dieser Masse nicht nur durchweg verständlich, sondern auch zugleich ergötzlich und unterhaltend war: so erweiterten sie dadurch die Grenzen des literarischen Interesses um ein Unermeßliches und zogen völlig neue, völlig unberührte Schichten der Gesellschaft hinein — Schichten voll gesunden, praktisch bürgerlichen Sinnes; der Begriff eines gebildeten Publikums selbst, wie wir ihn gegenwärtig hegen, ist erst mit und an diesen englischen Wochenschriften entstanden. Sogar weit über die eigentliche Journalistik hinaus, in die wichtigsten und fruchtbarsten Regionen der modernen Dichtung selbst, haben dieselben ihre Wirkung erstreckt: weder der englische Familienroman, dieser Vater des modernen Romans überhaupt, noch selbst das Familiendrama, die empfindsame Komödie der Diderot und Lessing, hätten ohne jene Wochenschriften jemals das Licht der Welt erblickt. Jener, der Familienroman, schließt sich sowohl der Zeit (gerade ein Menschenalter liegt zwischen dem tatler und Richardson's Pamela, 1740), als der Form, als endlich der geistigen wie sittlichen Anschauung den moralischen Wochenschriften aufs Allerengste an; er ist die zur Kunstform erhobene, die gleichsam in sich consolidirte, zur poetischen Einheit

Digitized by Google

gebrachte Moraliſche Wochenſchrift: während wiederum das Familiendrama, nach Stoff wie Behandlung, nur der dialogiſirte, der auf das Theater gebrachte Familienroman iſt.

Doch auch dieſe Andeutung weiter zu verfolgen, müſſen wir hier verzichten, und wenden wir uns vielmehr nach Deutſchland zurück.

Hier wurde die neue Literaturform mit ganz ungemeinem Eifer aufgenommen: wobei es uns höchſt charakteriſtiſch däucht, daß gerade diejenigen Gegenden Deutſchlands, welche die neue Gattung am Eifrigſten und Glücklichſten cultivirten, republikaniſch waren und ſolche, in denen von Uralters her das bürgerliche Element, mit bürgerlicher Tüchtigkeit, bürgerlicher Sitte und bürgerlichem Reichthum, vorherrſchend geweſen war: Hamburg und die Schweiz. — Schon vier Jahre nachdem der Steele'ſche tatler erſchienen (1713), wurde in Hamburg die erſte deutſche Wochenſchrift ausgegeben: Der Vernünftler; ebendaſelbſt erſchien elf Jahre ſpäter (1724) der bekannte Hamburgiſche Patriot, in welchem der Charakter der Wochenſchrift, wie dieſelbe ſich in Deutſchland zuerſt geſtaltete, am Reinſten und Urſprünglichſten dargeſtellt iſt.

Denn allerdings, wenn die deutſchen Nachahmungen ſich auch im Ganzen möglichſt nah an ihre engliſchen

Vorbilder zu halten ſuchten, ſo machte doch die Verſchiedenheit der Verhältniſſe, der politiſchen beſonders und der geſelligen, manche Abänderung nöthig. Es fehlte in Deutſchland jene Einheit des nationalen Lebens, welche England damals ſchon längſt errungen hatte; es fehlte jener Hintergrund der großen, volk- und geldreichen, nicht wie in Frankreich Alles beherrſchenden, Alles erdrückenden, wohl aber alle Strömungen nationaler Thätigkeit in ſich aufnehmenden Hauptſtadt, jener Mittelpunkt, mit einem Worte, zu welchem London damals bereits für England geworden war; es fehlte demgemäß auch die eigentliche tonangebende Geſellſchaft, es fehlte vor Allem das politiſche Intereſſe, das auch in die Spalten der engliſchen Wochenſchriften mit hineinſpielte und das wahrlich nicht der geringſte Hebel geweſen war zu den ſo raſchen, ſo ungemeinen Erfolgen, welche dieſelben errungen. — Die deutſchen Wochenſchriften, ſelbſt in einer Stadt wie Hamburg, mußten immer nur Lokalblätter bleiben, nur einzelne Städte, höchſtens einzelne Landſchaften, concentrirten ſich in ihnen. Aber deſto kräftiger gerade war dieſe Concentration, deſto energiſcher, deſto vollſtändiger ſpiegelte das beſchränkte, dennoch in dieſer Beſchränktheit ſo wohlmeinende, ſo ehrenhafte, ſittlich tüchtige Bewußtſein dieſer kleinen bürgerlichen Kreiſe ſich darin ab. —

Digitized by Google

Auch war der Ersatz für das mangelnde politische Interesse bald gefunden. Wie England damals beschäftigt war, das Fundament des freien Staats, den Grund seiner politischen Macht und Größe zu legen, so rang Deutschland nach der freien Kunst, so war es die Blüthe der Poesie und Schönheit, zu welcher der Keim unserer Geschichte damals die ersten schüchternen Knospen ansetzte. Wie in die englischen Wochenschriften also das politische, so spielte in unsere deutschen, in immer rascherer Zunahme, das belletristische Interesse hinein. Aus den Wochenblättern des Steele und Addison entwickelten sich die gewaltigen politischen Parteiblätter der Engländer; ganz ebenso entwickelten aus unsern Moralischen Wochenschriften sich jene literarischen Fehden, jene poetischen und kritischen Streitigkeiten, welche die Mitte des Jahrhunderts bei uns bezeichnen und aus denen endlich die ideelle Einheit der Nation, die Einheit in Literatur, Kunst und Bildung hervorging, diese einzige, leider Gottes, die wir bis jetzt noch haben.

Die Anfänge waren auch hier ziemlich untergeordneter und unscheinbarer Natur. Indem man, zunächst vom moralischen, ja fast noch vom theologischen Standpunkte ausgehend, mit andern moralischen Fragen auch das Nützliche oder Schädliche, Verbotene oder Erlaubte gewisser Lustbarkeiten und Zerstreuungen erörterte, in-

Digitized by Google

dem man sich darüber ausließ, ob es gestattet sei, weltliche Gedichte, Romane und ähnliche Schriften zu lesen, die Oper zu besuchen und dergleichen mehr, kam man unvermerkt auf Gedichte, Romane, Opern und ähnliche Dinge überhaupt zu sprechen; indem man die Wirkung beurtheilen wollte, welche dieselben auf Leser und Zuschauer hervorbringen müßten, kam man dazu, die Mittel selbst zu prüfen, durch welche diese Wirkungen hervorgebracht wurden, und gewisse Regeln aufzustellen, nach welchen wiederum diese Mittel anzuwenden wären. Die moralische Zulässigkeit der Kunst hatte man untersuchen wollen — und gerieth in Untersuchungen über das Wesen der Kunst selbst; von der Moral war man ausgegangen — und langte an bei der Aesthetik.

Man verstehe uns recht. Wir behaupten nicht, daß dies der einzige Weg gewesen, auf welchem die deutsche Literatur damals zur belletristischen Kritik und überhaupt zur Theorie der Kunst gekommen. Vielmehr da, wie wir so eben erst bemerkten, die Nation damals überhaupt beschäftigt war, eine neue lebendige Kunst praktisch herzustellen, so lag es auch ganz nahe und war für uns, als ein modernes Volk, sogar ganz unvermeidbar, daß wir gleichzeitig mit dieser Praxis auch nach der theoretischen Einsicht rangen und mit der Produktion sogleich auch die Kritik zu vereinigen strebten. Was wir hier behaup-

Digitized by Google

ten, iſt nur, daß auch die Moraliſchen Wochenſchriften dieſem allgemeinen geſchichtlichen Drange zum Werkzeug, ſogar zu einem weſentlichen Werkzeug gedient haben, und daß dieſe unvermeidbare, dieſer hiſtoriſch nothwendige Uebergang der Moral zur Aeſthetik unter Anderem auch auf die von uns angegebene Weiſe zu Stande gekommen iſt: eine Behauptung, von deren Richtigkeit ſich ſofort Jeder überzeugen wird, der die alten vergilbten Bände unſerer Moraliſchen Wochenſchriften einmal ſelbſt in die Hand nimmt.

Wie wir nun als Muſter für die urſprüngliche, die ſpecifiſch-moraliſche, ſtreng bürgerliche Haltung unſerer Wochenſchriften den Hamburger Patrioten anführten, ſo ſind für jenen Uebergang von der moraliſchen Betrachtung zur belletriſtiſchen Kritik hauptſächlich die ſchweizer Zeitſchriften von Wichtigkeit. Die Bodmer'ſchen Discourſe der Maler vom Jahre 1721, die ſpäterhin als Maler der Sitten (1729) fortgeſetzt wurden, eröffnen den Reigen. Das Nächſte ſodann ſind die Gottſched'ſchen Journale, von denen das früheſte, und das noch am Meiſten den urſprünglichen Charakter der Moraliſchen Wochenſchriften einhält, die Vernünftigen Tadlerinnen, bereits im Jahre 1725 erſchien.

In den eben genannten Zeitſchriften war es denn auch, wo die erſten Reibungen zwiſchen Gottſched und

Klopstock mit den ersten Gesängen des Messias vor der Nation auftrat.

Indem jedoch auf diese Weise die Production allmälig die Kritik überwucherte und verdrängte, und indem auch außerhalb der Wochenschriften jene neuen und bis dahin unerhörten Schöpfungen der deutschen Kunst, die Schöpfungen eines Klopstock, Kleist, Geßner ꝛc. ganz neue Principien der ästhetischen Auffassung und ganz neue Grundsätze der Beurtheilung nöthig machten: so ward es eben dadurch auch weiter nöthig, daß auch die Kritik ihrerseits sich wiederum concentrirte und eigene, ausdrückliche Organe für sich herzustellen suchte. So lange die Poesie nur eine Dienerin, zum höchsten eine Begleiterin der Moral gewesen war, hatte die Kritik ganz wohl mit ihr in derselben Wochenschrift zusammenwohnen mögen; jetzt, seitdem die Poesie sich von dieser Bahn mehr und mehr losmachte, ja seit sie anfing, der Nationalausdruck des deutschen Lebens zu werden, mußte auch die theoretische Auffassung der Poesie, die belletristische Kritik, sich auf eigene Füße zu stellen suchen.

So zieht denn also, genau zu derselben Zeit, da das sogenannte goldene Zeitalter unserer Dichtung beginnt, in den fünfziger Jahren, die Kritik sich aus den Wochenschriften allmälig wieder heraus und gründet sich eigene, selbständige Organe. Diese Organe verwirklichen

Digitized by Google

in gewiſſem Sinne die früheſte Idee des Thomaſius, indem ſie erſtlich, wenn auch von wiſſenſchaftlicher, ja gelehrter Grundlage ausgehend, dennoch ihre Leſer nicht unter dem gelehrten, ſondern vielmehr im großen Publikum ſuchen; indem ſie zweitens das belletriſtiſche, künſtleriſche Intereſſe in die erſte Reihe ſtellen; und endlich drittens, indem ſie ſelbſt in ihrer eignen künſtleriſch gereinigten und geſchmackvollen Form ſich der vorgeſchrittenen Production ebenbürtig zu erweiſen ſtreben. Wir haben ſchon oben den Mann genannt, an deſſen Namen dieſe Glanzepoche unſrer kritiſchen Journaliſtik ſich knüpft: Leſſing. Auch von den Journalen, welche hier hauptſächlich in Betracht kommen, genügt es, nur die Namen zu nennen, da dieſelben noch jetzt im Andenken jedes Gebildeten leben: die Leipziger Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freyen Künſte ſeit 1757, die Berliner Briefe die neueſte Literatur betreffend (1759—63), endlich, als Abſchluß und Sammlung dieſer ganzen Richtung, die Allgemeine Deutſche Bibliothek (ſeit 1765).

Mit dieſer letzteren liegt dann freilich das Gebiet der belletriſtiſchen oder auch nur der künſtleriſchen Kritik (die Leipziger Bibliothek, in ihren erſten Jahrgängen wenigſtens, beſchäftigte ſich noch vorzugsweiſe mit Kunſtgegenſtänden) ſchon weit hinter uns. Die populäre Kritik, von und neben der Poeſie großgezogen, hat ſich hier

Digitized by Google

völlig von ihr befreit; wie sie sich zuerst äußerlich selbständig gemacht hat, so jetzt, in überschwellendem Selbstbewußtsein, fühlt sie sich als die eigentliche Herrin der Literatur und ladet jetzt nicht mehr blos die Poesie, nein Alles, was es überhaupt von menschlichem Wissen und Können giebt, vor ein und dasselbe Forum, das eigentlich populäre, das Forum des gesunden Menschenverstandes. Die Allgemeine deutsche Bibliothek ist die erste deutsche Zeitschrift, welche sich die kritische Besprechung aller Fächer und aller in allen Fächern erschienenen Bücher vorsetzt; sie ist die Mutter jener Literaturzeitungen, welche seitdem fast ein volles Jahrhundert hindurch in Deutschland geherrscht haben und deren letzte verwelkte Blätter erst in den Stürmen dieser jüngsten Jahre zerflattert sind. In der Universalität ihrer Aufgabe ist sie gewissermaßen die Wiederholung der Acta Eruditorum, während sie zugleich in ihrem durch und durch kritischen Charakter der entschiedenste Gegensatz derselben ist und die vollständige Ueberwindung jenes bloß äußerlichen, mechanischen Standpunktes darstellt. — Alle diese genannten Zeitschriften (zu denen, wenn es hier überall auf äußerliche Vollständigkeit ankäme, noch eine Menge anderer gleichzeitiger hinzuzufügen sein würden, wie namentlich die Klotzischen Zeitschriften, in denen sofort auch die Kehrseite der Kritik, die schmutzige, käuflich selbstsüch-

Digitized by Google

tige Recenſentenclique ſich darſtellt) fallen mit ihrer Gründung, wie der Leſer bemerkt haben wird, in die zehn Jahre von Mitte der fünfziger bis Mitte der ſechziger Jahre. Ihre Dauer zwar reicht weit über dieſe Epoche hinaus, zum Theil, wie bei der Leipziger und Berliner Bibliothek, bis in die Anfänge unſers Jahrhunderts. Ihre eigentliche Bedeutung und Wirkſamkeit jedoch erſtreckt ſich kaum weiter, als bis gegen Ende der ſiebziger, höchſtens der achtziger Jahre: ſo daß wir alſo die zwanzig Jahre (um runde Zahlen zu nehmen) von 1755 — 75 in ähnlicher Weiſe als die Morgenröthe unſerer kritiſchen Journaliſtik betrachten dürfen, wie die zwanzig Jahre von 1735—55 als die früheſte Morgenröthe unſerer Dichtung zu gelten pflegen.

Aber auch dieſe Dichtung ſelbſt hatte mittlerweile, und zum Theil eben in Anlehnung an jene Fortſchritte der Kritik, ſich ebenfalls fortentwickelt; eine ähnliche Gruppe bedeutender und Epoche machender Talente, wie ſie namentlich am Schluß der vierziger Jahre aufgetreten waren, umſtand jetzt die Schwelle der ſiebziger. Dieſe alle aber, ſowie überhaupt die ſchöne Literatur dieſer Zeit, mochten nur ungern auf jene unmittelbarſte, jene täglich wiederkehrende Einwirkung auf das Publikum verzichten, welche durch die journaliſtiſche Form ermöglicht wird.

Digitized by Google

Und endlich war auch im Publikum eine ganze ähnliche Entwicklung vor ſich gegangen. Auch hier, in der Maſſe der Leſenden, hatte ſich, parallel mit der populär-kritiſchen Richtung, eine ebenſo populäre künſtleriſche entfaltet: die ſpecifiſch belletriſtiſche, wie wir ſie zum Unterſchied der ſpäteren äſthetiſchen bezeichnen wollen und deren Eigenthümlichkeit wir am Kürzeſten und hoffentlich auch am Schlagendſten dahin angeben, daß wir ſie als den ungeſchulten geſunden Menſchenverſtand, die Empirie der Aufklärung auf dem Gebiete der Kunſt bezeichnen.

Gleichwohl war kein Journal mehr vorhanden, welches zur Befriedigung dieſes doppelten Bedürfniſſes hätte dienen können. Die Wochenſchriften namentlich waren ſeit der Spaltung, welche zwiſchen Kritik und Production ſtattgefunden hatte, mit außerordentlicher Schnelle in den allerkläglichſten Verfall gerathen. Freilich exiſtirten ihrer noch immer eine ganze Legion. Doch waren ſie ohne allen Werth und Bedeutung, der eigentliche Wegwurf der damaligen Journaliſtik, als welcher ſie uns ſchon gegen Ende der funfziger Jahre geſchildert werden, beſonders von den Literaturbriefen. Und auch die Kalender und Almanache, die man um eben dieſe Zeit von Frankreich nach Deutſchland verpflanzte, wollten dem Bedürfniß nicht genügen.

Digitized by Google

Es handelte ſich alſo darum, eine neue journaliſtiſche Form zu finden, welche daſſelbe für die productive Journaliſtik leiſtete, was die Allgemeine Deutſche Bibliothek für die kritiſche Journaliſtik geleiſtet hatte: eine Form, in welcher, wie in jener die Acta Eruditorum, ſo hier die früheren Moraliſchen Wochenſchriften gleichſam wiedergeboren, dem neuen belletriſtiſchen Bewußtſein der Zeit angepaßt würden; die poetiſche Production, oder allgemeiner geſagt, das belletriſtiſche Element mußte ſich jetzt ebenſo zu concentriren ſuchen, wie zwanzig Jahre zuvor die Kritik ſich concentrirt hatte.

Und wie ferner in der Allgemeinen Deutſchen Bibliothek die neue populäre Kritik ſich, weit über das urſprüngliche wahlverwandte belletriſtiſche Gebiet hinaus, vielmehr alle Gebiete des Wiſſens unterworfen hatte, ſo ſtand nun auch der Belletriſtik ſelbſt eine ähnliche Erweiterung bevor; wie früher der populär-kritiſche, ſo hatte jetzt auch der populär-belletriſtiſche Geſchmack alle übrigen Felder menſchlichen Wiſſens und Könnens durchdrungen.

So namentlich und zuerſt die Geſchichte. Angeregt theils durch die unmittelbaren politiſchen Ereigniſſe der Zeit, hauptſächlich durch Friedrich den Großen und den Glanz, den er zuerſt wieder über Deutſchland verbreitete, theils auch in Folge jener philologiſch-hiſtoriſchen Stu-

Digitized by Google

dien, welche das nothwendige Gegengewicht gegen die einseitig schöngeistige Entwicklung bildeten und als deren vornehmsten Sitz in jener Zeit wir uns Göttingen zu denken haben, hatte sich, seit Mitte des Jahrhunderts etwa, auch ein gewisser geschichtlicher Sinn in der Nation entwickelt, eine gewisse Theilnahme an praktisch-politischen Dingen, die zum Theil noch sehr nach der Lampe des Gelehrten roch, dennoch aber die ersten Keime einer heranwachsenden politischen Bildung in sich verbarg.

Auch diese Richtung wieder verschaffte sich sofort ihren journalistischen Ausdruck, zuerst in Büschings Magazin für die Historie und Geographie (1767), späterhin, in großartigster Weise, mit fortwährender unmittelbarster praktischer Beziehung, in dem berühmten Schlözerschen Briefwechsel (zuerst 1775 als fliegende Blätter, seit 1776 unter dem Titel Neuer Briefwechsel als regelmäßiges Journal, später, seit 1782, als Staatsanzeiger fortgesetzt). Dieser Letztere war zu seiner Zeit solche Macht in Deutschland, daß bekanntlich selbst Maria Theresia halb ungeduldig, halb ängstlich nachzufragen pflegte: ob noch kein Schlözer wieder da sei? —

Aehnlich ging es mit den Naturwissenschaften, ähnlich ganz besonders mit dem Studium der Alten. Alle diese und eine Menge verwandter Disciplinen hatten an der Entwicklung der Literatur, die inzwischen vor sich

Digitized by Google

gegangen war, näheren oder fernern Antheil genommen; alle hatten einſehen gelernt, daß dieſes gemiſchte Publikum, dieſe große, nicht gelehrte, aber lernbegierige, theilnehmende Maſſe, welche ſich zuerſt an den Moraliſchen Wochenſchriften herangebildet hatte, unendlich mehr werth ſei, als jene Hand voll Gelehrter, die den Leſerkreis der eigentlichen Fachjournale bildete, und daß keine Kenntniß ſo ausſchließend, keine Wiſſenſchaft ſo hochgelehrt, ſie mußte, um ſich ſelbſt lebendig zu erhalten, dem Geſchmack des Tages nachgeben und ſich ein Weniges annehmen von jener belletriſtiſchen Cultur, die in dieſem Augenblick die wahre Cultur der Zeit war.

Wer nun aber dieſe verſchiedenen, bis jetzt noch zerſtreuten Elemente der Zeit zu Einem Journal zuſammenzufaſſen verſtand, einem Journal, deſſen eigentliche Baſis natürlich eben die belletriſtiſche Bildung bleiben mußte, der mußte damit auch nothwendig einen außerordentlichen Einfluß auf die Zeit ſelbſt gewinnen und zugleich eine ganz neue, an Umfang und Wirkſamkeit alle früheren weit übertreffende Epoche unſerer Journaliſtik eröffnen.

Wo die Geſchichte derartige bedeutende Probleme ſtellt, da finden ſich auch allemal, und in den meiſten Fällen weit weniger aus Einſicht, als aus Inſtinkt, Männer, welche die Löſung derſelben verſuchen. Auch

dieses neue großartige centralisirende Journal, das nun schon nicht mehr blos Kritik und Production, sondern auch Kunst und Wissenschaft, Natur und Geschichte, Rechts- und Staatswissenschaft, kurzum den ganzen Umfang der damaligen so außerordentlich erweiterten Bildung zusammenfassen sollte, und zwar (wir wiederholen es) zusammenfassen auf der Grundlage des herrschenden belletristischen Geschmacks, wurde beinahe gleichzeitig von zwei Orten aus unternommen, von zwei höchst verschiedenen Männern, in wesentlich verschiedener Weise — und doch, wenn wir billig urtheilen wollen, beide Male so, daß es den Unternehmern zu höchster Ehre, unserer Literatur aber zu dauerndem Nutzen gereichte.

Die erste dieser Zeitschriften war der Wieland'sche Merkur (1773). Zwar, wer Wieland genauer kennt, nicht blos aus jenem kleinen Theil seiner Schriften, der allenfalls noch heutzutage gelesen wird, sondern namentlich auch aus den verschiedenen Briefsammlungen, die von ihm gedruckt sind, der weiß auch, daß in Betreff seiner persönlichen Eigenschaften niemand weniger geeignet war, die Redaction eines Blattes zu führen, und noch dazu eines Blattes von diesem Umfang, dieser Mannichfaltigkeit der Aufgaben, als der völlig princip- und haltungslose, von Allem gereizte, durch Alles enthusiasmirte, ewig hin- und herschwankende Wieland — dieser Wieland, der von der

horaziſchen tranquillitas animi, die er in ſeinen Verſen ſo zierlich beſang, im eignen Leben ſo blutwenig bewies, der weichherzigſte, eitelſte aller Dichter, der zwar wohl den Tadel mit Reſignation und Klugheit über ſich ergehen laſſen konnte, der jedoch niemals vermochte einem Lobe zu widerſtehen, auch nicht aus dem unbedeutendſten, dem ſchmutzigſten Munde!

Andererſeits indeß war auch gerade Wieland wieder der Allergeeignetſte, ja der geſchichtlich Berufene. Auch in der Aeſthetik ohne Conſequenz und Strenge der Grundſätze, auch hier mehr inſtinktmäßigen Eingebungen eines laxen, aber geſunden, naturwüchſigen Talentes folgend, als bewußten, ſtetigen Principien, ſtellt Wieland ſich als der eigentliche poetiſche Vertreter des populären belletriſtiſchen Geſchmackes dar, wie wir denſelben ſoeben definirt haben. Er iſt der eigentliche Dichter der Aufklärung, im guten und ſchlimmen Sinne, der poetiſche Pendant Nicolai's, mit dem er deshalb auch immer perſönlich im beſten Vernehmen ſteht; zur ſelben Zeit noch, als er für Goethe ſchwärmt und ihn fußfällig anbetet als die „göttlichſte Kreatur", zieht eine ſtille, unbewußte Wahlverwandtſchaft ihn immer wieder zu dem Berliner Kritiker hin. Auch wollen wir mit dieſem Vergleich gar keinen Tadel ausſprechen, im Gegentheil, ein Lob, ſogar ein recht warmes, indem Nicolai nach unſerm Dafürhalten bei all

seiner Einseitigkeit doch in der That ein höchst bedeutender, um die Entwicklung unsrer Literatur höchst verdienter Mann war, den es wohl endlich an der Zeit wäre von der einseitigen und für uns geradezu thörichten Gehässigkeit, die noch immer auf seinem Andenken lastet, zu befreien. —

In seinem schwäbischen Reichsstädtchen hatte Wieland lange Zeit in großer Einsamkeit, fern von allen literarischen Verbindungen, gelebt; auch als Schriftsteller war er von der Journalistik nicht immer zum Besten behandelt worden. Als er nun (1769) von Biberach nach Erfurt, von Erfurt nach Weimar kam, recht in die Nachbarschaft jener großartigen literarischen Industrie, die dazumal besonders in Leipzig und Halle getrieben ward; als er, zu seiner innigsten Freude und zugleich mit bestem, aufrichtigstem Gewissen, sich selbst gestehen durfte, mit seinen Komischen Erzählungen, seiner Musarion, seinem Agathon u. s. w. den Geschmack der Nation getroffen zu haben, wie kein Anderer; als er sich jetzt auch persönlich von allen Seiten aufs Zuvorkommendste begrüßt und als ein Haupt der Literatur anerkannt sah: so tauchte allmählig ein Plan in ihm auf, den er schon früher gelegentlich in seiner Einsamkeit genährt hatte — der Plan zu eben jener großen, die gesammte Bildung der Zeit auf dem Niveau der Belletristik zusammenfassenden Zeitschrift, dergleichen wir oben im Allgemeinen

Digitized by Google

Bedürfnis dazu. Nämlich der Gegner, in den sich der Mensch verwandelt, wenn er sich selbst zum Gegenstande macht, ist ein Gegner, der sich nicht widerlegen läßt. Er ist ein Gegner, der sich nicht widerlegen läßt, weil er ein Gegner ist, der sich nicht widerlegen will. Er ist ein Gegner, der sich nicht widerlegen will, weil er ein Gegner ist, der sich nicht widerlegen kann. Er ist ein Gegner, der sich nicht widerlegen kann, weil er ein Gegner ist, der sich nicht widerlegen darf. Er ist ein Gegner, der sich nicht widerlegen darf, weil er ein Gegner ist, der sich nicht widerlegen soll. Er ist ein Gegner, der sich nicht widerlegen soll, weil er ein Gegner ist, der sich nicht widerlegen muß. Er ist ein Gegner, der sich nicht widerlegen muß

und ſich namentlich auch von der Obherrſchaft der Buchhändler zu befreien ſtrebte; das Pränumerantenweſen oder -Unweſen, das dazumal von den Schriftſtellern getrieben ward, die Verſuche eines Leſſing und Anderer, ſich auf eigene Hand als Buchhändler zu etabliren, und vieles Aehnliche gehen ſämmtlich aus dieſem Beſtreben hervor und finden in ihm ihre Erklärung.

Auch Friedrich Jacobi, um jene Zeit mit Wieland innigſt befreundet, hatte Letzterem den Vorſchlag gethan, eine eigene Verlagshandlung, zunächſt natürlich für ihre eigenen Schriften, zu begründen. Das nun zwar hatte Wieland, gewarnt durch den ungünſtigen Ausgang des bekannten Leſſing'ſchen Unternehmens in Hamburg, abgelehnt. Aber indem die Freunde dadurch überhaupt auf den Gedanken buchhändleriſcher Unternehmungen gekommen waren, ſo war auch jenes Journalproject wieder in Erwägung gezogen worden; man beſchloß, zwar nicht ein völliges Verlagsgeſchäft, aber wenigſtens dieſe Zeitſchrift zu gründen und zwar auf eigene Koſten, als eigenen Verlagsartikel. Die Verbindung mit Jacobi löſte ſich gleich Anfangs und die ganze Laſt, nicht nur der geiſtigen Leitung, ſondern auch des weitverzweigten, höchſt mühſamen geſchäftlichen Betriebes, der Verkehr mit Papierhändlern, Druckern, Buchbindern, bis hinunter zum Verpacken der Ballen, fiel auf Wieland allein; erſt

der Mittelalter, die Zeit, wo unsere Väter, in Nacht, Not und Elend, ihr Leben fristeten, wo Hunger und Pest, Krieg und Fehde, Tod und Verderben, ihre Begleiter waren.

Wer kannte da Ruhe, Glück, Lust und Freude, wenn nicht in der Phantasie, in der Sage, im Märchen, im Liede? Wer kannte da Wissen, Kunst, Bildung, wenn nicht in der Sage, im Märchen, im Liede? Wer kannte da Recht, Gesetz, Ordnung, wenn nicht in der Sage, im Märchen, im Liede? Wer kannte da Religion, Gottesdienst, Andacht, wenn nicht in der Sage, im Märchen, im Liede? Wer kannte da Geschichte, Vergangenheit, Zukunft, wenn nicht in der Sage, im Märchen, im Liede? Wer kannte da Leben, Tod, Auferstehung, wenn nicht in der Sage, im Märchen, im Liede? Wer kannte da Himmel und Hölle, wenn nicht in der Sage, im Märchen, im Liede? Wer kannte da Gott, Teufel, Engel, Heilige, wenn nicht in der Sage, im Märchen, im Liede? Wer kannte da Wunder, Zauber, Hexerei, wenn nicht in der Sage, im Märchen, im Liede? Wer kannte da Kampf, Streit, Sieg, Niederlage, wenn nicht in der Sage, im Märchen, im Liede? Wer kannte da Liebe, Treue, Ehe, Familie, wenn nicht in der Sage, im Märchen, im Liede? Wer kannte da Freiheit, Knechtschaft, Sklaverei, wenn nicht in der Sage, im Märchen, im Liede? Wer kannte da Reichtum, Armut, Not, Elend, wenn nicht in der Sage, im Märchen, im Liede? Wer kannte da Hunger, Durst, Krankheit, Pest, wenn nicht in der Sage, im Märchen, im Liede? Wer kannte da Krieg, Fehde, Tod, Verderben, wenn nicht in der Sage, im Märchen, im Liede?

Bilden, die keinen Zahn haben (Abb. 21/22) und Personen, die einen Zahn haben (Abb. 23/24). Die Zahnlosen sind in Abb. 21 und 22 in der Weise dargestellt, daß in Abb. 21 die Mundöffnung, in Abb. 22 die Nasenöffnung weiß gelassen ist. Die Personen mit einem Zahn sind in Abb. 23 und 24 in der Weise dargestellt, daß in Abb. 23 die Mundöffnung, in Abb. 24

nigter, ſehr veredelter Geſtalt? Hatte er nicht den Goldenen Spiegel geſchrieben? War er nicht darauf hin Prinzenerzieher geworden? Galt er nicht ganz allgemein als der erklärte Günſtling der Herzogin Amalie? War er endlich nicht, wie wir ſchon vorhin andeuteten, der Lieblingsdichter gerade der Vornehmen und Reichen im Lande? — Auch dieſer höfiſche Zug durchdringt den Wieland'ſchen Merkur tiefer, als es dem Blatte ſelbſt gut geweſen iſt. Nächſt dem ökonomiſchen Intereſſe, das wir vorhin beſprachen, hat dem Merkur gewiß nichts ſo viel Schaden gethan und ihn nichts ſo herabgezogen von der Höhe des Geſchmacks, auf der Wieland ſich doch practiſch bewegte, als dieſe unglückliche Fügſamkeit des Herausgebers gegen Alles, was vornehm, reich, adelig war. Da waren keine Verſe ſo lahm, kein Räſonnement ſo ſeicht und es kam etwa von einem öſterreichiſchen Edelmanne her, ſo wurde es aufgenommen; kein Buch ſo fade, aber es hatte einen hochadeligen Verfaſſer, ſo mußte es zum wenigſten mit Glaçehandſchuhen angefaßt werden.

Wie denn überhaupt die Kritik bei Weitem die ſchwächſte Seite des Merkur bildete. Zwar war Wieland auch hierbei von dem ſehr richtigen Grundſatz ausgegangen, unbekümmert um die äußerliche Vollſtändigkeit, nur ſolche Schriften zur Anzeige zu bringen, welche die Auf-

Le Bibliophile de Mayenne. Le Livre à travers les âges, par Eugène Ledru. — Le Livre, par Jules Janin. — Le Livre, par Victor Hugo. — Le Livre, par Alphonse Karr. — Le Livre, par Gustave Nadaud. — Le Livre, par Auguste Vacquerie. — Le Livre, par Théophile Gautier. — Le Livre, par Théodore de Banville. — Le Livre, par Théodore Hannon. — Le Livre, par Jean Richepin. — Le Livre, par Catulle Mendès. — Le Livre, par Armand Silvestre. — Le Livre, par Edmond Haraucourt. — Le Livre, par Jean Lorrain. — Le Livre, par Jean Rameau. — Le Livre, par Henri Cazalis. — Le Livre, par Maurice Bouchor. — Le Livre, par Paul Arène. — Le Livre, par Paul Verlaine. — Le Livre, par Stéphane Mallarmé. — Le Livre, par Léon Dierx. — Le Livre, par Sully Prudhomme. — Le Livre, par Armand Renaud. — Le Livre, par Léon Cladel. — Le Livre, par Jean Aicard. — Le Livre, par Jean Carrère. — Le Livre, par Jean Moréas. — Le Livre, par Charles Fuster. — Le Livre, par Jean Ajalbert. — Le Livre, par Paul Adam. — Le Livre, par Pierre Quillard. — Le Livre, par Henri de Régnier. — Le Livre, par Gabriel Vicaire. — Le Livre, par Henri Beauclair. — Le Livre, par Gabriel Mourey. — Le Livre, par Charles Morice. — Le Livre, par Georges Rodenbach. — Le Livre, par Maurice Barrès. — Le Livre, par Pierre Louÿs. — Le Livre, par Jean Lahor. — Le Livre, par Jean Ajalbert. — Le Livre, par Paul Adam. — Le Livre, par Pierre Quillard. — Le Livre, par Henri de Régnier. — Le Livre, par Gabriel Vicaire. — Le Livre, par Henri Beauclair. — Le Livre, par Gabriel Mourey. — Le Livre, par Charles Morice. — Le Livre, par Georges Rodenbach. — Le Livre, par Maurice Barrès. — Le Livre, par Pierre Louÿs. — Le Livre, par Jean Lahor.

März '31. 3. Heft. — 1. Jahrg. Ist es wirklich Ihr Ernst, Herr Kollege, daß Sie Ihre Kinder in die Schule schicken, damit sie dort lernen, was Sie selbst nicht wissen? Ich meine, Sie wissen es. Sie wissen, daß Sie Ihren Kindern nicht das Geringste beibringen können, was sie nicht schon wissen

terkreis des Merkur zu bezeichnen, es müßten denn etwa die Dilettanten sein; der Merkur war eben der große Papierkorb der damaligen Literatur und es geschah ihm daher auch ganz recht, als er schließlich (seit 1796) einem Manne in die Hände fiel, wie — Böttiger!

Gleichwohl, trotz dieser und vieler ähnlichen Gebrechen, war doch der Gedanke, der dem Wieland'schen Unternehmen zu Grunde lag, an sich so richtig und zeitgemäß, daß dasselbe nicht nur von dem lebhaftesten Beifall des Publikums empfangen ward, sondern sich denselben auch geraume Zeit hindurch erhielt. Gleich auf die erste Ankündigung hin war eine Auflage von drittehalbtausenden Exemplaren erschöpft und selbst eine zweite fand, trotz verschiedener Nachdrücke, noch reichlichen Absatz.

Wie und in welchen Stadien er von dieser Höhe wieder herabsank, ja wie selbst der energische Versuch, welchen Wieland gegen Ende der achtziger Jahre zur Wiederaufnahme seines Blattes machte, indem er Schiller zum Mitredacteur annahm, ohne den gewünschten Erfolg blieb; wie das Blatt dann ferner zur Zeit der französischen Revolution sich mit Vorliebe auf das Feld politischer Betrachtung warf, freilich auch hier ohne besonderes Glück, und wie es dann endlich unter Böttiger's Leitung langsam, mühselig einschlummerte (1810) —

dies und Anderes muß einer ausführlichern Geschichte des deutschen Journalismus vorbehalten bleiben. Für jetzt eilen wir, zunächst einen flüchtigen Blick zu werfen auf jenes zweite große Journal, das fast gleichzeitig mit Wieland's Merkur entstand und das wir in mehrfacher Hinsicht als seine Ergänzung betrachten dürfen: das Deutsche Museum.

In dem Wieland'schen Merkur, wie wir denselben so eben geschildert haben, überwog, zum Guten wie Bösen, der Poet; im Deutschen Museum dagegen tritt, wenn auch noch immer auf der allgemeinen belletristischen Grundlage der Zeit, doch das historisch-politische, überhaupt das reale Element mehr in den Vordergrund. Der Merkur ging von dem Musensitz Weimar aus; das Deutsche Museum hatte seinen Sitz in Hannover und Kassel, das heißt also in der nächsten Nachbarschaft Göttingens, als der eigentlich historischen, der realen Universität der Zeit.

Auch die Persönlichkeit der Herausgeber steht damit in genauester Uebereinstimmung: Boie, der bekannte Mittelpunkt des Göttinger Dichterbundes, ein Mann von milder, billiger Denkungsart und feinem, wenn auch etwas nüchternem Geschmack, der sein Redactionstalent bereits am Göttinger Musenalmanach bethätigt hatte — und Dohm, der spätere Diplomat und Geschichtsschreiber Friedrich des Großen, der dazumal als Lehrer am Ca-

Digitized by Google

rolinum in Kassel lebte. Besonders durch diesen letztern wurde das historisch-politische Element in den Vordergrund geschoben, nicht eben, wie wir aus seinen eigenen halb scherzhaften Klagen schließen mögen, zur Befriedigung des größeren Leserkreises, dessen Sinn sich noch immer zumeist der Belletristik zuneigte, wohl aber zum entschiedensten Gewinn des Blattes selbst, das auch rücksichtlich seiner politischen Haltung zu den freisinnigsten, achtbarsten und consequentesten, nicht nur seiner Zeit, sondern der deutschen Journalistik überhaupt gehört.

Diese consequente männliche Haltung, in welcher der persönliche Charakter seiner Herausgeber sich abspiegelt, unterscheidet es nun namentlich von dem hin- und herschwankenden, principlosen Wieland'schen Merkur, zu dem es überhaupt, wenn nicht nach der Absicht der Herausgeber selbst, doch nach der allgemeinen Auffassung des Publikums, eine Art von Oppositionsblatt bildete. Unsere Leser entsinnen sich aus der allgemeinen Geschichte unserer Literatur, welch tiefer Gegensatz zwischen Wieland und jenem jungen Göttinger Kreise, den bewundernden Schülern Klopstock's, waltete. Dieser Gegensatz geht auch durch die beiden Journale, nur daß Wieland theils zu unstet, theils zu schüchtern, Boie aber zu friedlichen Geistes war und ein zu entschiedener Gegner aller literarischen Fehden, um denselben besonders

herauszukehren. Ueberhaupt ist die Kritik im Deutschen Museum nur sehr spärlich vertreten; jene regelmäßigen kritischen Uebersichten, dergleichen der Merkur gab, werden hier vergebens gesucht.

Desto entschiedener dagegen spricht der erwähnte Gegensatz sich in dem Mitarbeiterkreise des Deutschen Museums aus. Derselbe ist weit fester, weit ständiger, als bei dem Merkur. Außer einigen Göttinger Gelehrten, wie Lichtenberg, Feder, Käſtner ꝛc. und den Mitgliedern des ehemaligen Göttinger Dichterbundes, namentlich Voß, Bürger, vor Allem Stolberg, rekrutirte dasselbe sich hauptsächlich aus dem jüngeren genialen Anwuchs, jenen Stürmern und Drängern, aus deren unklaren Nebeln sich bekanntlich die Sonne der Goethe'schen Dichtung hervorrang; eben jene starken Geister, gegen die der rationalistische, nach Berliner Aufklärung schmeckende Merkur sich zum mindesten skeptisch verhielt, ein Lenz, Wagner, Sprickmann ꝛc. gehören theils zu den fleißigsten Mitarbeitern des Blattes, theils werden sie von ihm gepriesen und anerkannt. Doch wußte Boie's milde, männliche Besonnenheit, die ja selbst die jungen Recken des Göttinger Dichterbundes im Zaum gehalten, auch hier jede Maßlosigkeit und Ausschweifung zu hintertreiben. —

Ein besonderes charakteristisches Element ferner ist die patriotische Färbung des Blattes. Wie es von Deutsch-

Digitized by Google

land den Namen entlehnte, auch hierin der Gegensatz des Wieland'schen Blattes, das sich nach einer französischen Zeitschrift taufte, so wird es auch von ihm selbst als einer seiner vornehmsten Zwecke ausgesprochen, „die Deutschen mit sich selbst bekannter und auf ihre eigenen National-Angelegenheiten aufmerksam zu machen"; es will „zur Nachahmung der aufgeklärtesten Nationen Europa's auffordern, die ihre Einrichtungen dem freien Urtheil des Pubikums vorlegen und davon schon so manchen Vorheil gehabt haben." Deutschland daher und deutsche Zustände, deutsche Sprache, deutsche ältere Literatur bilden den eigentlichen Mittelpunkt des Blattes; für das letztere Fach namentlich, in welchem Eschenburg, Anton und Andere thätig waren, ist es noch heutzutage eine Fundgrube, die niemand ohne Nutzen aufsuchen wird. Auch Reiseberichte aus Deutschland, Schilderungen deutscher Städte und Gegenden bilden einen wesentlichen Theil seines Inhalts; es ist das spätere Correspondenzenwesen, das sich in diesen Reiseberichten wie auch in den Briefen aus Paris, London (von Lichtenberg) ꝛc. zuerst und in höchst achtbarer Weise entfaltet.

Um also die obige Parallele noch einmal aufzunehmen: der Merkur, darf man sagen, war süd-, das Deutsche Museum norddeutsch; jener österreichisch, dieses preußisch. Oder auch: der Merkur war das abstracte, kosmo-

Digitized by Google

politische, das Deutsche Museum das nationale, patriotische Blatt.

Bei so viel Verschiedenheit trafen beide Blätter dennoch leider in Einem Punkte zusammen: in dem Ueberwuchern des Dilettantismus. Dohm hatte sich gleich nach den ersten Jahren von dem Unternehmen zurückgezogen; Boie, ebenfalls von anderen Pflichten in Anspruch genommen, vermochte die Redaction nicht immer mit der Strenge zu leiten, die doch übrigens in seinen Grundsätzen lag. Zwar jene literarischen Vetterschaften, jene Rücksichten und Convenienzen, denen Wieland die Ehre seines Blattes nicht selten blosstellte, übten auf den charakterfesten, ehrlichen Boie keinen Einfluß. Aber die Noth, die leidige Manuscriptnoth, an welcher, wie wir sogleich sehen werden, noch viel großartigere Unternehmungen zu Grunde gehen sollten, zwang ihn mehr und mehr von seiner Strenge nachzulassen. Schon im dritten Jahrgang mußte er sich im Deutschen Museum selbst von Stolberg trösten lassen, wie jener seeländische Bauer über das viele Unkraut, das zwischen den Aehren aufgeschossen: „giebt's nicht so viel im Korn, so giebt es doch gutes Futter für's Vieh." —

Mit der Zeit verdrängte das Unkraut den Weizen denn auch wirklich. Streitigkeiten mit der (Leipziger)

Cenſur auf der einen, dem Verleger auf der andern Seite verleideten Boie das Unternehmen völlig; nachdem ein mit großem Muth und vortrefflichen Kräften unternommener Anlauf zur Erneuerung des Blattes (Neues Deutſche Muſeum, 1791—1792) das gehoffte Reſultat ebenfalls nicht gehabt hatte, ließ er es freiwillig eingehen, auch in dieſem Stück männlichern Geiſtes als Wieland, der, wie wir erzählt haben, ſeinen Merkur bei lebendigem Leibe langſam abſterben ließ. —

Dieſe beiden Blätter nun, der Wieland'ſche Merkur und das Deutſche Muſeum, als die eigentlich charakteriſtiſchen und zeitgemäßen, geben ſofort wieder das Signal zu einer unendlichen Menge von Wiederholungen und Nachahmungen. Dem Gegenſatz gemäß, den wir ſchon an den beiden Muſtern ſelbſt nachgewieſen haben, zertheilen ſich dieſelben in zwei große Gruppen. Auf der einen, der Wieland'ſchen Seite, ſtehen die vorzugsweiſe belletriſtiſchen, poetiſchen, von der Jacobiſchen Iris an (1774—76) bis zu dem Ganymed, der von 1781—94 unter Kotzebues Namen erſchien; auch die ganze Theaterjournaliſtik lehnt ſich auf dieſe Seite. Es iſt, wie wir wohl kaum erſt hinzuzuſetzen brauchen, nicht eben die Lichtſeite unſerer Journaliſtik. Der raſche Verfall, der den Merkur ſelbſt ereilt hatte, wiederholt ſich auch an dieſen ſeinen Nachahmern; bald ſpielt die belletriſtiſche Journaliſtik der achtziger

Digitized by Google

und neunziger Jahre dieselbe klägliche abgelebte Rolle, wie die Moralischen Wochenschriften in den funfziger und sechziger Jahren.

Weit glücklichern Fortgang hatten diejenigen Journale, die sich das Boie'sche Museum zum Muster genommen. Solche sind namentlich das Lichtenberg-Forster'sche Magazin (seit 1780), die Berliner Monatsschrift (seit 1783), das Göckingk'sche Journal von und für Deutschland (seit 1784), die zahlreichen Archenholz'schen Journale ꝛc. Auch diese Blätter im Einzelnen zu charakterisiren, muß der Specialgeschichte der Journalistik vorbehalten bleiben; für unsern Zweck genügt es ebenfalls wieder, ihr geistiges Herkommen nur im Allgemeinen angedeutet und den gemeinsamen Boden bezeichnet zu haben, in welchem sie wurzeln. —

Fassen wir hiernach noch einmal das Charakteristische dieser letzten Epoche zusammen. Die productive Belletristik, in Gefahr von der Kritik überholt und verdrängt zu werden, concentrirt sich; sie zieht, um an Masse zu gewinnen, die praktischen Gebiete der Naturwissenschaft, der Geschichte, sogar auch der Politik zu sich heran; sie sucht ferner die bisherige Scheidewand zwischen Autor und Leser aufzuheben und sich in den allergenauesten Verkehr mit dem Publikum zu setzen, dadurch daß sie die Leser geradehin zu Schriftstellern

Digitized by Google

emancipirt. Und endlich thut ſie dies Alles auf der Grundlage des ſpecifiſch-belletriſtiſchen Geſchmacks, in welchem wir das äſthetiſche Seitenſtück zu der Aufklärung des geſunden Menſchenverſtandes erkannt haben.

Keine Frage, daß dieſe Entwicklungsſtufe eine für ihre Zeit höchſt fruchtbare und wichtige war und daß wir daher dieſen ſpecifiſch-belletriſtiſchen Journalismus, mit ſeinen allmäligen Erweiterungen und Uebergriffen, als eine höchſt bedeutende Erſcheinung anzuerkennen haben. Aber daß die Halbheit, die ihm zu Grunde lag, ihm ſelbſt doch endlich verderblich werden mußte und daß er ſich daher, trotz ſeines ungeheueren Umfangs und trotz der Mannigfaltigkeit ſeiner Nüancen, auf die Dauer dennoch nicht halten konnte, das liegt ebenfalls auf der Hand und werden es auch unſere Leſer bereits aus dem Schickſal ſeiner beiden Hauptrepräſentanten zur Genüge erkannt haben.

Vielmehr, um den richtigen Gedanken, der hier allerdings zu Grunde lag, wirklich mit Conſequenz und Bewußtſein auszuführen, dazu mußte erſt eine feſtere, zuverläſſigere Baſis geſchaffen, mußten ſtrengere Regeln beobachtet werden, als der bloße belletriſtiſche Geſchmack darbietenkonnte. Dann war es auch bei Weitem nicht genug, daß, wie in der Mehrzahl dieſer Journale geſchah, Belletriſtik und Wiſſenſchaft bloß buntſcheckig neben einander

gestellt wurden, sondern diese beiden Elemente mußten wirklich innerlich mit einander verschmolzen — das heißt, das Schöne mußte mit wissenschaftlichem, das Wissenschaftliche mit schönem Sinne betrieben werden. Endlich aber war es auch unerläßlich, daß die gelockerte Scheidewand zwischen Autor und Leser wieder hergestellt und der so fruchtbare wie unreife Dilettantismus wieder zum Tempel hinausgejagt ward.

Oder, um es mit zwei Worten zu bezeichnen, welche Jeder, der mit der in Rede stehenden Entwicklung unserer Literatur auch nur oberflächlich vertraut ist, sich ohne Mühe deuten kann: wie der bloße gesunde Menschenverstand zum philosophischen, so mußte auch die principlose Belletristik zum ästhetischen Bewußtsein, der laxe populäre Geschmack zum strengen classischen erhoben werden.

Den ersten Theil dieser Forderung hatte die Kantische Philosophie gelöst. Ihr erstes journalistisches Organ und überhaupt die erste, in strengerm Sinne philosophisch-kritische Zeitschrift unserer Literatur ist die Allgemeine Literatur-Zeitung, die von Schütz, Hufeland, Bertuch ꝛc. im Jahre 1784 zu Jena gegründet ward und die sich dann im Jahre 1804 in die Jenaische und Hallische Literatur-Zeitung spaltete; beide haben ihre

lange und ruhmreiche Laufbahn bekanntlich erſt in der allerjüngſten Zeit beſchloſſen.

Die zweite Hälfte der Aufgabe wurde — wir dürfen nicht ſagen wirklich gelöſt, aber doch wenigſtens in ihrer künftigen Löſung angedeutet und vorbereitet durch jenes Journal, in und an welchem nicht nur die Namen, ſondern, zu unſchätzbarem Gewinn unſerer geſammten Literatur, auch die geiſtigen Kräfte unſerer beiden größten Dichter, Goethe's und Schiller's, zuſammenwuchſen und deren Andenken daher mit Recht jedem Gebildeten noch jetzt verehrungswerth iſt: die Schillerſchen Horen (1795 — 97). Die Horen verhalten ſich zur Allgemeinen Literatur-Zeitung genau, wie der Wieland'ſche Merkur zur Allgemeinen Deutſchen Bibliothek; ſie ſelbſt ſind (oder ſollten doch wenigſtens ſein) die klaſſiſche, auf dem Boden des abgeklärten philoſophiſchen wie äſthetiſchen Bewußtſeins vollzogene Wiedergeburt deſſelben centraliſirenden, zuſammenfaſſenden Gedankens, welcher Wieland einſt bei der Stiftung ſeines Merkur vorgeſchwebt hatte.

Und ſo ſehen wir denn bei Gründung der Horen, gewiß nicht mit Abſicht, wohl aber mit jenem geſchichtlichen Inſtinct, der eben die Mitgift aller bedeutenden Naturen iſt, ausdrücklich alle diejenigen Fehler vermieden, an denen die Wieland'ſche Zeitſchrift geſcheitert war. Statt der ökonomiſchen Berechnung, welcher der Merkur einen

Digitized by Google

guten Theil ſeines Daſeins verdankte, hier die reinſte, idealſte Hingabe an die Sache ſelbſt; ſtatt der kleinlichen Knauſerei, mit welcher Wieland ſeine Mitarbeiter, ſo zu ſagen, unter den Mindeſtfordernden ausſuchte, hier eine faſt verſchwenderiſche Freigebigkeit; ſtatt der Buntſcheckigkeit, mit welcher Wieland die Spalten ſeines Merkur auf gut Glück zuſammenſetzte, hier, wenigſtens nach dem urſprünglichen Plan des Unternehmens, die vorſorglichſte, ja peinlichſte Auswahl; ſtatt der Leichtfertigkeit, mit welcher Wieland Jedem die Pforte öffnet, der nur irgend Luſt dazu hat, hier eine rigoriſtiſche, faſt fanatiſche Strenge. Dieſer letztere Punkt beſonders war von großer Wichtigkeit; er war unerläßlich, wenn wir jemals wieder aus der ſeichten Mittelmäßigkeit befreit werden und eine wirkliche claſſiſche Literatur erhalten ſollten. Der Wieland'ſche Dilettantenſtandpunkt wird daher in den Horen nicht nur vollſtändig, ſondern auch bewußter Weiſe überwunden; die noch in anderm Betracht ſo merkwürdige und charakteriſtiſche Goethe'ſche Epiſtel, welche die Horen eröffnet und die ſich ausdrücklich über das Unweſen beſchwert:

„Jetzt da jeglicher lieſt und viele Leſer das Buch nur
Ungeduldig durchblättern und, ſelbſt die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit ſeltener Fertigkeit
pfropfen“ . . .

kann ganz beſonders in dieſer Beziehung als Glaubensbekentniß der Horen gelten. —

Aus Schiller's Leben iſt es unſern Leſern erinnerlich, wie frühzeitig derſelbe ſich mit der periodiſchen Preſſe beſchäftigt hatte und mit wie zäher Vorliebe er, trotz aller Fehlgriffe und aller Enttäuſchungen, die auch ihm dabei nicht erſpart blieben, immer und immer wieder dahin zurückkehrte, von jener Tobolsker Anthologie an, die er 1781, kaum aus der Karlsſchule entlaſſen, veranſtaltet, bis zu den Horen und dem Muſenalmanach. Man entſinnt ſich namentlich auch jener Ankündigung der Rheiniſchen Thalia (von 1784) und der Begeiſterung, mit welcher der Verbannte, Heimatloſe, „losgeſprochen von allen Geſchäften, über jede Rückſicht hinweggeſetzt, ein Bürger des Univerſums, der jedes Menſchengeſicht in ſeine Familie aufnimmt", ſich damals dem Publikum, „das ihm jetzt Alles iſt, ſein Studium, ſein Souverain, ſein Vertrauter", in die Arme wirft. — Trotz dieſes begeiſterten Anfangs hatte die Thalia jedoch keinen rechten Fortgang gehabt. Es verhielt ſich damit ähnlich, wie ſpäter mit den Horen: Schillers Aufgabe war größer, höhere Ziele waren dieſem erhabenen Geiſte geſteckt, als daß er ſich der Redaction einer einzelnen Zeitſchrift jemals hätte ſo hingeben und ihr die ungetheilte Sorgfalt widmen können, die man doch jedem Geſchäfte wid-

Digitized by Google

men muß, das wirklich gedeihen soll. Auch fehlte es der Thalia, innerlich wie äußerlich, an einem bestimmten, abgegrenzten Boden; halb Theaterjournal, halb wissenschaftliche Zeitschrift, schwankte sie zwischen beiden Gebieten unstet hin und her, indem sie ihre ziemlich dürftige Existenz weniger von ihrem innern, sehr ungleichen Werthe als von Schiller's beliebtem Namen fristete.

Dennoch war die journalistische Neigung bei Schiller selbst unverkümmert geblieben. Ja sie hatte sich während seiner philosophischen Epoche in jener Zurückgezogenheit und Stille, in der seine Muse zur classischen Schönheit heranreifte, nur noch gesteigert. Aus dieser Stille heraustretend, wie er es in der Mitte der neunziger Jahre zu thun im Begriffe war, mußte ihm doppelt daran liegen, ein Organ zu seiner Verfügung zu haben, das ihm für die neuen, großartigen Ideen, mit denen er vor das Publikum zu treten gedachte, eine unmittelbare, regelmäßig wiederkehrende Einwirkung auf dasselbe gestattete. Aus dem Briefwechsel mit Körner vom Jahre vier und neunzig ersehen wir, wie lebhaft Schillern schon damals der Gedanke an eine neue, alles Bisherige weit überragende, mit einem Wort, eine classische Zeitschrift beschäftigte. Der Freund schlug ihm vor, die Thalia, die noch immer, wenn auch von Schiller selbst stark vernachlässigt, fortvegetirte, dazu

Digitized by Google

zu benutzen. Schiller jedoch, eingedenk des alten Spruches, daß man nicht neuen Wein auf alte Schläuche füllen ſoll, und auch wohl durch die vergeblichen Reſtaurationsverſuche des Merkur und des Deutſchen Muſeum gewarnt, zog es vor, mit dem Buchhändler Cotta, den er bei der Reiſe in die Heimath (1793—94) kennen gelernt hatte, ein völlig neues und allerdings koloſſales Unternehmen zu begründen.

Mit dem Buchhändler Cotta, ſagen wir — und dabei iſt es uns in der That ein wahrhaftes inneres Bedürfniß geweſen, hier wenigſtens den Namen Cotta's einzuflechten. Denn dieſen, wie Goethe ihn einmal rühmt, „Mann von ſtrebender Denkart und unternehmender Handlungsweiſe, der gleichwohl ſo viel Mäßiges, Sanftes und Gefaßtes, ſo viel Klarheit und Beharrlichkeit hat, daß er eine ſeltene Erſcheinung iſt", gebührt an der Herſtellung der Horen, dieſes Kleinods unſrer journaliſtiſchen Literatur, der allernächſte und allerwichtigſte Antheil. Mit einem Muthe, der unter den damaligen Zeitläuften doppelt bewundernswerth war, ging er auf Schiller's Gedanken ein. Man kam überein, ein Journal zu gründen, welches durch die Großartigkeit ſeiner äußern Anlage ſowohl wie durch die Claſſicität ſeines Inhaltes nicht nur alles Bisherige übertreffen, ſondern auch alle Nebenbuhler (wie man ſich ſchmeichelte) verdrängen ſollte.

Digitized by Google

„Würde man (heißt es in der Privatankündigung der Horen, die nur an die Mitarbeiter versendet wurde) die Kräfte aller hiehergehörigen Journale zusammenzählen, so würde sich eine Anzahl entdecken lassen, welche hinreichend wäre, auch die kostbarste Unternehmung im Gang zu erhalten. Diese ganze Anzahl nun steht derjenigen Zeitschrift zu Gebote, die alle die Vortheile in sich vereinigt, wodurch jene Schriften im Einzelnen bestehen . . . Jeder Schriftsteller von Verdienst hat in der lesenden Welt seinen eigenen Kreis, und selbst der am meisten gelesene hat nur einen Kreis in derselben... Treten nun die vorzüglichsten Schriftsteller der Nation in eine literarische Association zusammen, so vereinigen sie eben dadurch das vorher getheilt gewesene Publikum, und das Werk, an welchem alle Antheil nehmen, wird die ganze lesende Welt zu seinem Publikum haben."

Hienach waren dem Mitarbeiterkreis denn allerdings sehr enge Grenzen gesteckt. Nur sechs und zwanzig Namen sind es im Ganzen, welche im Programm der Zeitschrift aufgeführt werden. Aber dafür sind unter diesen sechs und zwanzig auch kaum ein oder zwei (Dalberg zum Beispiel, der spätere Fürstprimas, war ein solcher, wie Schiller in seinen Briefen an Körner selbst bekennt), von denen sich hätte sagen lassen, daß sie ihren Platz mit Unrecht einnähmen; bei Weitem die meisten zählten

Digitized by Google

zu den erſten und anerkannteſten oder doch zu den hoffnungsreichſten Geiſtern der Nation: Herder, Jacobi, Fichte, die Humboldts, Hufeland, Schütz, vor Allem und auf den das Meiſte ankam — Goethe.

Goethe ſelbſt lebte dazumal, nach der Rückkehr aus Italien, bekanntlich geiſtig ziemlich einſam, faſt verwaiſt. Die ſelige, oft tolle Trunkenheit der Jugend war verrauſcht, die Jugendfreunde waren theils zerſtreut, theils hatten ſie ſich in Mißverſtändniß von ihm abgewendet; auf dem Gipfel ſeiner geiſtigen Entwickelung angelangt, ſah der große Genius ſich einſam, verlaſſen und eine beſcheidene, halb ſchmerzliche, halb ironiſche Entſagung hatte ſich angeſiedelt in dem Herzen, das einſt in titaniſchem Uebermuth ſo allverlangend, allumfaſſend pochte —:

„Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Geſpielen,
Da ich dich kenne, bin ich faſt allein“....

Schiller war der Erſte, der die Hoheit des Goethe'ſchen Genius, in ſeiner neuen, claſſiſchen Phaſe, begriff; weil er ſelbſt ſo ehrlich, ſo aufrichtig, mit allen Kräften ſeiner Seele nach jener claſſiſchen Vollendung rang, jener unverwüſtlichen Wahrheits- und Schönheitsliebe, deren Siegel die Natur Goethe'n auf die olympiſche Stirn gedrückt, darum eben ging dieſer Grundzug des Goethe'ſchen Weſens ihm zuerſt und am Tiefſten auf. Dieſes gemeinſame Streben nach dem Höchſten und Hei-

Digitized by Google

ligſten der Kunſt iſt der wahre Grundton der Goethe-Schillerſchen Freundſchaft; gleich zwei Liebenden, unverſtanden von der Welt, leben ſie in einer Sphäre, hoch über dem gemeinen Lauf der Dinge, nur dem Gott in ihrem Buſen dienend. Es iſt wahrhaft herrlich zu ſehen, welch eine neue, friſche Jugendkraft den alternden Goethe überkommt, von dem Augenblick an, da er in Schiller den Gleichſtrebenden erkennt, ja wie die Hoheit des eigenen Weſens, die vor ihm ſelbſt oftmals verdunkelte, ihm nun um ſo heller aus dem Freunde entgegenſtrahlt — und wie andererſeits Schillers ganzes Weſen erſtarkt und aufblüht in ſchöner keuſcher Befriedigung, da er ſich anerkannt ſieht als ebenbürtig und zum Freunde aufgenommen von demſelben Manne, in dem er ſeit Langem ſchon die reinſte, glücklichſte Entfaltung unſerer Kunſt bewundert hatte. — Man darf behaupten, daß, wenn die Horen auch kein anderes Verdienſt und keine andere Bedeutung hätten, als nur dieſe Freundſchaft zwiſchen Schiller und Goethe vermittelt und den erſten Boden ihrer gemeinſamen Wirkſamkeit dargeboten zu haben, ſo würden ſie ſchon deshalb unvergeßlich, ein Ehrfurcht gebietendes Denkmal in der Geſchichte unſerer Literatur daſtehen. Wie Goethe's Herz im Umgang mit dem jüngeren Freund erwarmt, wie er, durch Schiller's Anregungen gelockt, ſich der lang verlaſſenen Muſe wie-

Digitized by Google

der zukehrt, und wie jetzt erſt, ſeit der Bekanntſchaft mit Schiller, auch der Baum der Goethe'ſchen Kunſt ſeine reifſten und köſtlichſten Früchte trägt: ſo nimmt er namentlich auch an der neuen Zeitſchrift den lebhafteſten, thätigſten Antheil. Ja er hat es ſpäterhin ſelbſt ausdrücklich anerkannt, daß ohne die Horen (und den Muſenalmanach) eine Reihe ſeiner beſten Productionen gar nicht entſtanden ſein würde.

Jene Begeiſterung freilich und jenes Vertrauen in das Publikum, mit welchem Schiller auch dies Unternehmen wieder eröffnete, dürfen wir bei Goethe nicht ſuchen. Goethe kannte das Publikum ſeiner — oder müſſen wir ſagen aller Zeiten?! zu genau, um noch viel Gutes von ihm zu denken; wo er es nicht geradezu verachtete, da wenigſtens ironiſirte er es. Dieſe Ironie übertrug er auch in ſeine Theilnahme an den Horen. Jene kleinen Künſte, die uns in der geheimen Geſchichte dieſes Journals ſo unangenehm überraſchen, dieſe abſichtlichen Myſtificationen des Publikums, dieſes Verheimlichen der Namen, dieſes Raffen und Schleudern der Beiträge, dieſe Leichtfertigkeit in Anwendung unwürdiger Mittel, durch die man den Abſatz der Zeitſchrift zu befördern hoffte, gehen hauptſächlich von Goethe aus. Schon zu Anfang des zweiten Jahrgangs ſchrieb derſelbe an Schiller, ſie wollten ihren Gang nur ruhig fortgehen, unbekümmert um das

Publikum, sie wüßten ja, was sie geben könnten, und wen sie vor sich hätten: „Ich kenne das Possenspiel des Autorwesens schon zwanzig Jahre in- und auswendig, es muß nur fortgespielt werden, weiter ist da nichts zu sagen." —

Allein hier hören wir, wie die Ungeduld unserer Leser uns unterbricht; war (fragen sie) die Anlage dieser Zeitschrift wirklich so vortrefflich, hatten wirklich so ausgezeichnete Kräfte sich zu diesem classischen Unternehmen vereinigt, traf dasselbe den Gedanken der Zeit in der That so richtig — wie denn war es möglich, wie konnte es geschehen, daß die Horen ihre Existenz dennoch kaum bis ins dritte Jahr bringen konnten? wie haben wir es uns zu erklären, daß weder Schiller's Begeisterung noch Goethe's praktische Erfahrung genügend waren, ihnen auch nur den zehnten, den zwölften Theil der Dauer zu sichern, deren sich das leichtfertige, triviale Product der Wieland'schen Betriebsamkeit zu erfreuen hatte?

Zwar die allgemeine Tradition, die von den Horen noch heutzutage umgeht, ist mit dieser Frage sehr rasch fertig; das Publikum dazumal, sagt man, habe Goethe und Schiller im Stich gelassen. Wenn man den Satz umkehren wollte und behaupten, Goethe und Schiller hätten das Publikum in Stich gelassen, so wollen wir nicht sagen, daß dies nun richtig wäre: aber wenigstens falscher als das Erstere wäre es auch nicht. Das Pu-

Digitized by Google

blikum hat den Horen gegenüber in der That Alles geleiſtet, was man billiger Weiſe von ihm erwarten durfte. Gleich beim Beginn des Unternehmens, auf den bloßen Namen Schillers hin, hatten ſich, wie noch jetzt die Subſcriptionsliſten beweiſen, welche dem erſten Bande beigedruckt ſind, an achtzehnhundert Abnehmer gefunden; wir zweifeln ſtark, ob jemals wieder in Deutſchland eine äſthetiſche Zeitſchrift, ja nur eine Zeitſchrift überhaupt mit einer ſolchen Anzahl begonnen hat. — Es mag richtig ſein, daß dieſelbe ſich ſchon im zweiten Jahre ſtark vermindert hatte: wiewohl der Abſatz auch im dritten Jahre noch immer ſo beträchtlich war, daß Cotta bereit war, das Unternehmen fortzuſetzen. Allein ebenſo richtig iſt es auch, daß die Zeitſchrift ſelbſt dem Publikum auf die Dauer nicht leiſtete, was ſie ihm verheißen und was ſie nach Schillers eigenen Abſichten hatte ſein ſollen.

Das iſt von unſerer Seite keine Anklage, es iſt nur eine einfache Wiederholung deſſen, was Schiller ſelbſt in ſeinen eigenen Briefen mehrfach ausgeſprochen hat.

Ja wir dürfen noch weiter gehen, wir dürfen behaupten, daß Schiller ſeine Abſicht gar nicht erreichen konnte: nämlich darum nicht, weil dieſelbe für die Maſſe der Nation, die leſende wie ſchreibende, überhaupt noch zu früh kam, und weil jener erhabene claſſiſche Standpunkt, welchen die Horen einnehmen ſollten, damals überhaupt

nur erst für Schiller und Goethe und wenige ihrer allernächsten Freunde vorhanden war. Da lag das eigentliche Grundübel: weit weniger an Lesern fehlte es den Horen als an Mitarbeitern; derselbe Manuscriptmangel, der Wieland und Boie ruinirt hatte, trat von Anfang des Unternehmens an auch Schiller als schlimmstes Hinderniß entgegen. Gleich beim ersten Stück mußte er seinem Körner ein klägliches: Herr, hilf mir, oder ich versinke! zurufen. In welcher Lage das Blatt sich in der Folge zu befinden pflegte, dafür können uns folgende Zeilen als Beispiel dienen, die Schiller bei Redaction des neunten Heftes an Goethe schrieb und die wir auch ihrer übrigen höchst liebenswürdigen Naivetät halber gern mittheilen. Ich erinnere mich, schreibt er, wie ich einmal vor sieben Jahren in Weimar saß, und mir alles Geld bis auf etwa zwei Groschen Porto ausgegangen war, ohne daß ich wußte, woher neues zu bekommen. In dieser Extremität denken Sie sich meine angenehme Bestürzung, als mir eine längst vergessene Schuld der Literaturzeitung an demselben Tage übersendet wurde. Das war in der That Gottes Finger, und das ist auch Ihre heutige Mission. Ich wußte in der That nicht, was ich Cotta'n, der Manuscript für das neunte Stück nöthig hat, heute senden sollte. Sie, als ein wahrer Himmelsbote, senden nur zwar etwa einen halben Bogen,

Digitized by Google

aber doch genug, um mit dem Apollo einen ganzen daraus zu machen."

Natürlich wurde das je länger je ſchlimmer. Je mehr Schiller ſelbſt ſich der poetiſchen Production wieder zuwandte, je läſtiger fiel ihm die Sorge der Redaction und je unluſtiger trieb er ſie; bald war er zufrieden, wenn er nur eine Novelle aus dem Franzöſiſchen überſetzt bekam, oder wenn Eliſe von der Recke ihm einige Verſe anbot. —

Nächſt der Kälte des Publikums beſchuldigt man auch den Neid der übrigen Journaliſtik, zum Sturz der Horen beigetragen zu haben. Auch das mit Unrecht. In jener Privatankündigung, aus der wir vorhin ein Bruchſtück mitgetheilt haben und die natürlich auch den Unbetheiligten kein Geheimniß bleiben konnte, hatten die Horen es ziemlich deutlich als ihre Abſicht ausgeſprochen, alle übrigen Zeitſchriften entbehrlich zu machen; da darf es denn freilich nicht Wunder nehmen, wenn dieſe ihrerſeits ein wenig ſcheel auf die neue Collegin ſahen. Auch ſelbſt an directen Angriffen (wir erinnern Beiſpielsweiſe an die „kritiſche Waſchfrau", mit welcher Schiller in ſeinen Briefen über die äſthetiſche Erziehung ꝛc. die Nicolaiſche Bibliothek und ähnliche Inſtitute regalirte, ſowie an Goethe's „Literariſchen Sansculottismus", gleich im erſten Bande) hatten die

Horen es nicht fehlen lassen; blieb auch die eigentliche unmittelbare Kritik grundsätzlich ausgeschlossen, so zeigten sie sich desto munterer in derartigen gelegentlichen Seitenhieben. Daß dergleichen nun nicht ohne Erwiederung bleiben konnte, und daß diese Erwiederung zum Theil sehr heftig, zum Theil sehr plump ausfiel, verstand sich von selbst. Und so hatte Schiller denn allerdings, ganz abgesehen auch von jener principiellen Kluft, welche zwischen den Horen und der übrigen gleichzeitigen Journalistik lag, hinreichenden Grund, die Horen eine „Ecclesia militans" zu nennen, gegen welche aus allen Himmelsgegenden der Journalistik „Fußvölker und schwere Cavallerie" anrückten. Nur haben Plänkeleien und Kämpfe dieser Art einem Blatte noch niemals geschadet, im Gegentheil, wie die Geschichte manches journalistischen Klopffechters aus alten und neuen Zeiten beweist und wie es auch Goethe ganz richtig fühlte, als er die Angriffe ihrer Gegner vielmehr zum Nutzen der Horen selbst auszubeuten rieth: sie nützen sogar.

Viel richtiger schon hört es sich an, wenn, wie ebenfalls häufig geschieht, der geringe äußerliche Erfolg, welchen die Horen im Ganzen gehabt haben, ihrer besondern politischen Haltung zugeschrieben wird. Oder besser gesagt, ihrer unpolitischen. Denn bekanntlich wollten die Horen dem Leser „zu einer Zeit,

wo das nahe Geräusch des Kriegs das Vaterland ängstigt, wo der Kampf politischer Meinungen und Interessen diesen Krieg beinahe in jedem Cirkel erneut, und nur allzuoft Musen und Grazien daraus verscheucht, Rettung bieten vor diesem allverfolgenden Dämon der Staatskritik"; sie rühmten von sich selbst, daß sie sich „Stillschweigen auferlegt über das Thema des Tags" und „durch etwas Anderes zu gefallen suchten, als durch was jetzt Alles gefällt"; aus dem „beschränkten Interesse der Gegenwart und ihrer einengenden, unterjochenden Spannung" wollten sie die Gemüther wieder zu dem erheben, „was erhaben ist über allen Einfluß der Zeiten, das rein Menschliche, und die politisch getheilte Welt wieder vereinigen unter der Fahne der Wahrheit und der Schönheit". —

Nun wohl, sagt man, nach diesen Sätzen, welche der gesammten Stimmung des Zeitalters so keck den Handschuh hinwerfen, kann es da befremden, daß die Zeit selbst sich von diesem Blatte abgewendet? Die Horen erklärten von vornherein, kein Interesse zu haben für dasjenige, was im Augenblick ihres Erscheinens alle Herzen erfüllte, was alle Geister beschäftigte, wovon Jeder tagtäglich sprach, schrieb, las — was war natürlicher, was gerechter, als daß das Publikum auch kein Interesse gefaßt hat für sie?

Digitized by Google

Was diesen letzteren Punkt anbetrifft, so ist derselbe zum Theil schon im Obigen berichtigt worden. Aber auch im Uebrigen stellt sich für den, der von den Horen noch etwas mehr liest als blos die Anzeige, die Sache beträchtlich anders. Es ist richtig und wer es sonst noch nicht wüßte, könnte sich gerade aus den Briefen überzeugen, die Schiller in den ersten Heften der Horen abdrucken ließ, den berühmten Briefen „über die ästhetische Erziehung des Menschen", daß Schiller so wenig wie Goethe politisches Interesse in dem Sinne unserer Tage hatten. Die Zeit dilettantischer Literaturkenntniß, wo das als ein Vorwurf, eine Anklage gegen die beiden Heroen des deutschen Geistes gelten konnte, ist Gottlob vorüber: oder wenigstens, wo ein beschränkter Parteieifer dergleichen Anklagen jetzt noch erhebt, da ist es eben ein Parteimanöver und Jedermann weiß, was er davon zu halten hat. Jedem historischen Menschen ist von der Geschichte selbst seine Aufgabe gestellt und in dieser Aufgabe zugleich seine Schranke. Goethe's und Schillers geschichtliche Aufgabe aber war es, die ästhetische Entwicklung der Nation zu vollenden und jenes Ideal des Kunstschönen zu verwirklichen, nach welchem die Nation seit dem zweiten Drittel des Jahrhunderts gerungen hatte und das von Schiller selbst als „die Vorhalle zur Freiheit" bezeichnet wird. Wer ihnen die Aus-

Digitized by Google

dauer und Treue, mit der ſie ſich dieſer ihrer geſchichtlichen Aufgabe hingegeben, zum Verbrechen rechnen will, ſtellt damit ſeiner eignen Treue und Hingebung an die Idee, welche ihn erfüllt, ein höchſt bedenkliches Zeugniß aus.

Das Princip der beiden Dichter alſo, der Grundgedanke gleichſam ihrer geſchichtlichen Stellung wird in der Ankündigung der Horen ganz richtig ausgeſprochen, und hat es mit dem Ausſchluß der Politik in ſo weit ſeine vollkommene Richtigkeit. Aber auch nur in ſo weit. Denn was nun die Durchführung im Einzelnen betrifft, ſo würde man außerordentlich irren, wenn man ſich vorſtellen wollte, als ob in den Horen nun wirklich und buchſtäblich kein einziges politiſches Wort, keine einzige politiſche Anſpielung vorkommt. Im Gegentheil, die Horen, in ihren erſten Bänden wenigſtens, die aber bei Beurtheilung des Blattes hauptſächlich, ſogar ausſchließlich in Betracht kommen, ſind gerade mit ſo viel politiſcher Zuthat verſehen, es ſpielt gerade ſo viel von den Zeitbegebenheiten hinein, als ſich mit der künſtleriſchen Haltung des Blattes nur irgend verträgt, und jedenfalls genug, um auch das politiſch erregte Publikum der neunziger Jahre in Theilnahme und Spannung zu erhalten. Wir nehmen Beiſpielsweiſe gleich das erſte Heft in die Hand und müſſen da gleich Anfangs auf die ſchon ein-

Digitized by Google

mal erwähnte Goethe'ſche Epiſtel verweiſen, welche die Zeitſchrift eröffnet und deren tiefere politiſche Beziehung wohl ſchwerlich von Jemand verkannt werden wird. Gleich darauf folgen die Schiller'ſchen Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen, in denen die Beziehungen der Kunſt zum Staat, der Schönheit zur Freiheit ſo eindringlich und mit den allernächſten Beziehungen auf die politiſchen Zuſtände der Gegenwart erörtert werden. — Und endlich werden in demſelben erſten Heft noch Goethe's Unterhaltungen der Ausgewanderten eröffnet, deren Hauptfaden bekanntlich durch und durch politiſch iſt. Schiller war darüber auch ſelbſt vollſtändig im Klaren. „Mein Debüt in den Horen, ſchreibt er über die eben erwähnten Briefe an Goethe, iſt zum wenigſten keine Captatio benevolentiae beim Publikum . . . . . Ich habe über den politiſchen Jammer noch nie eine Feder angeſetzt, und was ich in dieſen Briefen ſagte, geſchah blos, um in alle Ewigkeit nichts mehr davon zu ſagen. Aber ich glaube, daß das Bekenntniß, das ich davon ablege, nicht ganz überflüſſig iſt." Und kurz darauf, in Betreff der Unterhaltungen: „Weil ich mich in meiner Annonce an das Publikum auf meine Keuſchheit in politiſchen Dingen berufen werde, ſo gebe ich Ihnen zu bedenken, ob an dem, was Sie dem geheimen Rath in den Mund legen, eine Partei

des Publikums, und nicht die am wenigſten zahlreiche, nicht vielen Anſtoß nehmen würde. Obgleich hier nicht der Autor, ſondern ein Interlocutor ſpricht, ſo iſt das Gewicht doch auf ſeiner Seite, und wir haben uns mehr vor dem, was ſcheint, als was iſt, in Acht zu nehmen." —

Auch traten trotz der Abänderungen, welche Goethe in Folge dieſer Warnung vornahm, Schiller's Befürchtungen nur allzubald ein; die Horen wurden nicht blos von kritiſcher, ſondern ebenſo ſehr auch von politiſcher Seite her lebhaft angegriffen: ſo daß es alſo mit jener vollſtändigen politiſchen Farbloſigkeit und Naivetät, welche die gewöhnliche Meinung ihnen zuſchreibt, in der That nicht weit her iſt.

Nicht hierin alſo haben wir die Gründe ihres raſchen Untergangs zu ſuchen: ſondern lediglich in den beiden Punkten, die wir bereits oben als ſolche bezeichnet haben. Schiller und Goethe hatten Größeres zu thun, als ihre Kraft in der Redaction einer Zeitſchrift zu erſchöpfen. Bei Erſterem namentlich läßt es ſich in den Briefen an Goethe und Körner ſehr deutlich verfolgen, wie ihm mit dem wiederkehrenden poetiſchen Schöpfungstrieb die journaliſtiſche Arbeit mehr und mehr zur Laſt wird und wie erſt der Muſen-Almanach, dann die aufſteigenden dramatiſchen Pläne die Horen in den Hintergrund drängen. Zweitens aber (um auch dies hier noch

Digitized by Google

einmal zu wiederholen) war auch jenes philosophisch-ästhetische Bewußtsein, welches die Grundlage und den Mittelpunkt der Horen bildete, überhaupt noch zu selten im damaligen Deutschland, es feierte (so zu sagen) so eben in Schiller und Goethe selbst erst seine eigene Genesis — wie hätte es also anderwärts zu finden sein sollen? und wo hätten mithin die Horen Mitarbeiter, wo Leser genug finden sollen, welche dieses Bewußtsein theilten?

Die Horen sind demnach nur Fragment geblieben: ein Torso, bei dem der Künstler den Meißel weggeworfen, bevor er noch sein eigenes Werk vollendet. Aber auch in dieser fragmentarischen, unfertigen Gestalt sind sie von unschätzbarer Bedeutung, wie für unsere Literatur überhaupt, so namentlich für die Entwicklung unserer Journalistik. Es ist, dem Inhalt wie der Form nach, das Höchste noch immer, wozu der deutsche Journalismus es gebracht hat; wie noch heutzutage unsere Aesthetik die Goethe-Schillerschen Principien wohl in strengere, wissenschaftlichere Formeln bringen, diese Principien selbst aber nur bestätigen kann, wie unsere Poesie selbst, so sehr mit dem erweiterten historischen Bewußtsein der Umfang derselben und damit ihre Aufgabe sich erweitert haben mag, doch immer und immer wieder an der classischen Weise Schiller's und Goethe's anknüpfen muß, ja wie es überhaupt in Allem

Digitized by Google

was Poesie, Literatur, Kunst betrifft, auch noch für uns kein Heil giebt und keine Zukunft, außer bei Schiller und Goethe: so muß auch jeder neue journalistische Versuch, der die allgemeine Bildung der Zeit centralisiren will, bei dem Muster der Horen wiederanknüpfen.

Auch ist dies bisher in der That, wissentlich und unwissentlich, so geschehen. Gleich das Nächste, was in der Geschichte unserer Journalistik nach den Horen zu erwähnen wäre, wenn eine solche vollständige Geschichte hier überhaupt in unserer Absicht läge oder liegen könnte, die journalistischen Versuche der Romantiker, schließen sich dem von Schiller aufgestellten Muster aufs Engste an. Besonders sichtbar wird dies an dem Athenäum, mit welchem die Romantiker auch äußerlich die Erbschaft der Horen anzutreten suchten. Dasselbe erschien 1798, unmittelbar nach dem Aufhören der Schiller'schen Zeitschrift. Es ist diese Erscheinung von doppeltem Interesse, wenn man sich erinnert, wie sehr im Uebrigen die Romantiker sich Schillern überlegen glaubten und wie geflissentlich sie die Polemik gegen ihn, diesen schon damals so höchst populären Dichter, als ein Mittel benutzten, sich selbst, wenn auch nicht beliebt, doch wenigstens bekannt zu machen. Gleichwohl, was die journalistische Thätigkeit anbetrifft, wissen sie ebenfalls kei-

Digitized by Google

nen andern Weg zu wandeln, als den die Schiller'ſchen Horen angebahnt.

Aber wie es übrigens das Schickſal der Romantiker geweſen iſt, durch einſeitige und verkehrte Anwendung der claſſiſchen Principien dieſe ſelbſt um ihre Wahrheit zu bringen, wie ſie die harmoniſche Abgeſchloſſenheit der ſchönen Perſönlichkeit zu quietiſtiſcher Indifferenz, die Selbſtgewißheit des äſthetiſchen Bewußtſeins zur hochmüthigen Verachtung der Welt und ihrer Wirklichkeit verderben und entſtellen, wie ſie aus der Kunſt einen Geheimdienſt, aus der Poeſie und ihrem Verſtändniß ein Privilegium weniger bevorzugter ariſtokratiſcher Perſönlichkeiten machen: ſo ſind es auch in dieſem Falle weit mehr die Mängel der Horen geweſen als ihre Vorzüge, was die Journaliſtik der Romantiker aufgefaßt und fortgeſetzt hat. Die äſthetiſche Strenge artet bei ihnen aus zum äſthetiſirenden Hochmuth; die Sprödigkeit gegen die poſitiven Gebiete der Wiſſenſchaft und des Lebens, welche ſich bereits in den Horen bemerklich macht, wird hier zur literariſchen Ausſchließlichkeit; der kleine Kreis des Schiller'ſchen Journals, der dieſem ſelbſt nur durch die Noth aufgedrungen war, zieht ſich bei den Romantikern noch enger zuſammen zur bewußten, abſichtlichen Coterie; die zweideutigen Mittel endlich, zu denen Schiller und Goethe ſich zuweilen herabließen, niemals zwar um ihrer Per-

Digitized by Google

ſon, ſondern ſtets nur um ihrer Principien willen, für welche ſie, einem ſo verwöhnten, ſo verdorbenen Publikum gegenüber, auch ſelbſt dieſe Mittel nicht ſcheuen zu dürfen glaubten, — werden von den Romantikern zu einem völligen Syſtem der Intrigue und der Verſtellung ausgebildet, einem Syſtem, das, wie erwähnt, ſchon dreißig Jahre früher von Klotz und ſeinen Genoſſen vorbereitet war, das aber ſeine wahre Ausbildung erſt durch die Romantiker erhalten hat.

Dadurch erklärt es ſich denn freilich, daß nicht nur die eigenen journaliſtiſchen Verſuche der Romantiker verhältnißmäßig nur ſehr geringen Fortgang hatten, ſondern daß auch unſere ganze Journaliſtik, wenigſtens was das äſthetiſche, das ſpecifiſch-literariſche Gebiet derſelben anbetrifft, mit ihnen wiederum einen Rückſchritt macht, weit hinter die Stellung, welche ſie mit den Horen ſchon einmal errungen hatte. Gegen dieſen äſthetiſchen Fanatismus der Romantiker ſchien der populäre belletriſtiſche Geſchmack von ehedem wieder völlig in ſeinem Recht; die Uebertreibung, mit welcher hier in einer angeblich ganz neuen, ganz unerhörten Weiſe der oft einſeitige, oft grillenhafte Geſchmack einer kleinen Schule dem ganzen großen Publikum aufgezwungen werden ſollte, diente naturgemäß nur dazu, die alte triviale Journaliſtik zu befeſtigen. Es ging den Romantikern in der Journali-

stik, wie es ihnen überall in unserer Literatur gegangen ist: einen ganz neuen, goldigen Tag der Poesie versprachen sie heraufzuführen — und waren doch selbst nur ein Irrlicht, das seinen Glanz von der Dunkelheit borgte, die es umgab; Schiller und Goethe wollten sie übertreffen — und verstanden die Literatur nicht einmal auf der Stufe festzuhalten, welche sie durch diese Beiden erreicht hatte. —

Weit fruchtbarer, als auf diesem nächstgelegenen künstlerischen Gebiete, zeigte die Einwirkung der Horen sich in der wissenschaftlichen und kritischen Journalistik. Aus der Goethe-Schiller'schen Epoche datirt bekanntlich jene geschmackvollere, ästhetische Behandlung der Wissenschaften, welche wesentlich dazu beigetragen hat, nicht nur die Wissenschaft selbst zu beleben, sondern ganz besonders auch ihr Publikum zu erweitern und ihre Einwirkung auf die Massen zu vermehren. Was in dieser Hinsicht namentlich für die Geschichte von Schiller selbst geleistet worden ist, hat Jeder in Erinnerung; ebenso die besonderen Verdienste der Romantiker um die Literaturgeschichte. Auch die Naturwissenschaften mögen hier wohl eine Stelle finden; die so ungemein rasche und glückliche Verbreitung derselben ist gewiß nicht wenig befördert worden durch den ästhetischen Geschmack und die künstlerische Auffassung, mit welcher dieselben seit An-

Digitized by Google

fang des Jahrhunderts, nach Goethes Vorgang, von einer glänzenden Reihe hervorragender und fruchtbarer Geiſter behandelt worden. Dabei können wir uns nicht verſagen, wenigſtens hinzudeuten auf die wahrhaft erhebende Combination des Schickſals, welche darin liegt, daß derſelbe Mann, der noch mit eignen Augen den erſten Aufgang unſerer claſſiſchen Epoche erblickte, ja der noch perſönlich Schiller's Mitarbeiter an den Horen geweſen, uns noch in dieſen unſeren jüngſten Tagen in ſeinem Kosmos das Muſter claſſiſch-ſchöner Naturwiſſenſchaft hat geben dürfen und daß dies claſſiſch-ſchöne Werk bei uns hat zum Volksbuch werden können. —

Der thätigſte und bequemſte Vermittler auf dieſen verſchiedenen Gebieten war wiederum der Journalismus. Nachdem die Welt des Geiſtes unter Schiller und Goethe einmal unter dem Begriff des Schönen zuſammengefaßt worden, wird dieſer Begriff nun ſeinerſeits in einer Reihe ſpecieller, namentlich journaliſtiſcher Arbeiten durch die verſchiedenen Gebiete des Geiſtes hindurchgeführt; unſere Journaliſtik, in den Horen überhaupt zur claſſiſch-ſchönen concentrirt, breitet ſich nach dieſem Durchgang aufs Neue in unzähligen Strömen aus und trägt überallhin das Bedürfniß der ſchönen Form und die Forderungen des künſtleriſchen Geſchmacks als ein neues charakteriſtiſches Merkmal mit ſich. Die Fachjournaliſtik hat auf

diese Art bei uns in den letzten Decennien nicht nur einen außerordentlichen Reichthum, sondern auch ein ganz neues Leben und eine neue, tief eingreifende Bedeutung gewonnen; nicht auf dem ästhetischen Gebiet, sondern auf den zerstreuten Gebieten der einzelnen wissenschaftlichen Disciplinen hat die Journalistik des neunzehnten Jahrhunderts ihre wesentlichsten Fortschritte gemacht und ihre besten Lorbeeren erworben.

Sogar jenes Gebiet, welches die Horen selbst kaum zu streifen wagten, das eigentlich politische, hat sich dem Einflusse dieses geläuterten, dieses classischen Geschmacks, der mit ihnen zuerst in unsrer Journalistik zum Durchbruch kommt, nicht entziehen können; die Cotta'sche Allgemeine Zeitung, welche auch der Zeit nach in dieselbe Epoche mit den Horen fällt, hat mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch diese classische Bildung auf dem Gebiete der politischen Journalistik repräsentirt, mit so viel Ausdauer und so viel Glück, wie dies in Deutschland, bei der bekannten Beschaffenheit unserer öffentlichen Verhältnisse, nur irgend möglich. Ja damit nicht genug, hat sie, wie wir gern und dankbar hinzufügen, durch die kritischen und literargeschichtlichen Artikel ihrer Beilagen auch für die allgemeine, die ästhetisch-kritische Journalistik ein Muster aufgestellt, dem sich nur wenig Anderes — und

Digitized by Google

nicht aus der deutſchen Journaliſtik allein — an die Seite ſtellen darf. —

Aber die Geſchichte kennt keinen Stillſtand. Das alte Sprüchwort von dem Beſſeren, das des Guten Feind, paßt wenigſtens auf die Entwicklungen des Völkerlebens nicht, auf die praktiſchen ſo wenig wie auf die theoretiſchen, da hier im Gegentheil das Gute ſtets das Beſſere, das Große das Größere unmittelbar in ſich trägt und in jeder reifenden Frucht ſofort auch der Keim einer neuen, höheren Schöpfung gelegen iſt. Die Arbeit des achtzehnten Jahrhunderts, welche weſentlich auf die Schönheit gerichtet war, iſt vollendet, ſo ſehr vollendet, daß Manche ſogar zweifeln, ob uns ſpäter Geborenen noch irgend etwas auf dieſem Felde übrig geblieben als eine ſpärliche Nachleſe und ob nicht namentlich in der Poeſie ein für allemal das Höchſte erreicht iſt, was dem deutſchen Genius überhaupt möglich.

Laſſen wir dieſe Streitfrage hier unerörtert, ſo muß doch jedenfalls zugeſtanden werden, und auch der ſcheelſüchtigſte Beurtheiler der Gegenwart vermag nicht abzuleugnen, daß jenes äſthetiſche Bewußtſein, auf deſſen Höhe Schiller und Goethe noch vor zwei Menſchenaltern ſo einſam ſtanden und ſo unbegriffen, ſeitdem als das allgemeine, das wahre Einheitsbewußtſein die ganze Nation durchdrungen hat und daß jener klaſſiſche Geſchmack,

Digitized by Google

den unsere beiden großen Dichter zunächst nur auf dem Gebiete der Poesie zur Herrschaft zu bringen suchten, jetzt bildend, verschönernd die gesammte Wissenschaft, die gesammte Litteratur beherrscht. Das Schöne ist bei uns populär geworden; wie zur Zeit des Wieland'schen Merkur alle Wissenschaften den Drang fühlten, sich der Belletristik anzunähern, so ist bei uns jetzt das ästhetische Bewußtsein die unmittelbare Grundlage alles wissenschaftlichen, alles gebildeten Bewußtseins überhaupt geworden.

Damit jedoch ist nur erst die eine Hälfte der Aufgabe gelöst, die jedem Volke gesetzt ist, das auf die Ehre einer weltgeschichtlichen Stellung Anspruch macht. Es läßt sich nicht eindringlich genug wiederholen: wie der einzelne gebildete Mensch nicht blos in der Praxis lebt und nicht blos in der Theorie, sondern wie erst aus der Vermischung und Durchdringung beider die wahre Bildung hervorgeht, so sind auch die Völker beidlebige Geschöpfe, indem sie zum heitern Dienst der Kunst auch die ernste und zuweilen rauhe Arbeit politischer Größe hinzufügen müssen und umgekehrt. Freiheit und Schönheit sind selbst nur Offenbarungen eines und desselben göttlichen Inhalts; so müssen auch die Völker das Schwert mit der Palme umwinden und müssen auch den friedlichen Werken der Kunst in einem freien und vernünfti-

Digitized by Google

gen Staatsleben den einzig möglichen und dauerhaften Boden ſichern.

Wie weit wir Deutſche auch für den Augenblick noch von dieſem Ziele entfernt ſein mögen, die Ueberzeugung, daß dies das wahre Ziel iſt und daß die deutſche Poeſie und die deutſche Wiſſenſchaft ſich nur erhalten, erheben, erweitern können, wenn ſich auch das deutſche Staatsleben verjüngt und kräftigt, durchdringt mehr und mehr alle Schichten unſeres Volkes. Schon hat das äſthetiſche Bewußtſein aufgehört, das ausſchließliche Bewußtſein der Zeit zu ſein; ſchon iſt die ideelle Einheit in Literatur und Kunſt nicht mehr die einzige, welche der Sehnſucht der Nation genügt. Die Weiſſagung der Schiller'ſchen Briefe fängt an ſich zu verwirklichen: der Beſitz der Schönheit hat das Bedürfniß der Freiheit erzeugt, unſere äſthetiſche Entwicklung iſt abgeſchloſſen fürs Erſte und eine neue, großartigere thut ſich vor uns auf; wie das achtzehnte Jahrhundert um die freie Kunſt, ſo ringt das neunzehnte um den freien Staat.

Volle zwei Menſchenalter, ja faſt ein Jahrhundert hindurch haben wir um die Schönheit gekämpft; unendliche Opfer ſind ihr gebracht worden, die Talente ganzer Generationen haben in Unklarheit und Ohnmacht verkümmern müſſen, bevor der Kranz der Schönheit die

Digitized by Google

Stirn unseres Volkes zieren konnte; zwischen Günther und Goethe, welche Kämpfe, welche Schlachtfelder, welche Leichen! Und doch war der Sieg erst da erreicht, als das Schönheitsbewußtsein die Massen ergriff, als es nicht mehr blos das Monopol einzelner bevorzugter Geister war, sich nicht mehr blos in einzelnen klassischen Kunstwerken offenbarte, sondern als es zum Gemeingut aller Gebildeten geworden und von Jedermann gefordert, verstanden und genossen ward.

Genau denselben Weg muß auch die Entwickelung des Freiheitbewußtseins nehmen; auch die Freiheit wird nicht eher Einkehr bei uns halten, bevor nicht politische Kenntniß und politische Einsicht aufgehört haben ein Monopol der Staatsmänner zu sein, sondern vielmehr in breiten Strömungen die ganze Masse des Volks durchfließen, beleben und befruchten.

Auch dies neue Ziel, das uns gesetzt ist, wird seine Opfer fordern, gleich der Schönheit, und sogar noch viel größere; wir haben die Erfahrung bereits gemacht, daß die Kämpfe auf diesem Gebiet nicht immer blos geistige bleiben, um das edelste Ziel nicht immer blos mit edlen Waffen gestritten wird.

Allein nur um so nöthiger ist es unter diesen Umständen, daß das Bewußtsein dieser neuen weltgeschichtlichen Epoche, in die wir getreten sind, in jeder

Digitized by Google

Weiſe feſtgehalten, ausgebreitet und verlebendigt wird, namentlich und ganz beſonders auch dadurch, daß Wiſſenſchaft und Kunſt, als die bisherigen Träger des deutſchen Lebens, ſich jetzt auch mit dem neuen Element zu durchdringen und zu verſöhnen ſuchen. Es iſt nothwendig, daß auch der Journalismus, dieſe populärſte und zugänglichſte Form der Literatur, noch einmal ſeine alte centraliſirende Kraft bewähre und die zerſtreuten, ermatteten, zerbrochenen Geiſter, ſo weit jetzt immer möglich iſt, verſammele auf demſelben Boden des politiſchen, des patriotiſchen Bewußtſeins zu demſelben gemeinſamen Prieſterdienſt, dem Dienſt der Kunſt und des Staats, der Freiheit zugleich mit der Schönheit.

Auch zu dieſer Vereinigung liegen bereits nicht unbeträchtliche Anfänge vor, wenn dieſelben auch zunächſt nur von ziemlich äußerlicher, mechaniſcher Beſchaffenheit waren. Während das Wenige, was uns von ausſchließlich äſthetiſchen Journalen übrig geblieben, durch Hinzunahme politiſcher Elemente, einerlei ob das nun politiſche Correſpondenzen oder Charakteriſtiken politiſcher Perſönlichkeiten ꝛc. waren, ſich der politiſchen Stimmung des Zeitalters zu bequemen und den Leſern intereſſanter zu machen ſuchte, haben andererſeits auch unſere politiſchen Zeitungen, indem ſie ſich faſt ohne Ausnahme, die größten wie die kleinſten, ſogenannte Feuilletons oder

Beiblätter ästhetischen und kritischen Inhalts zulegten, einen nicht unerheblichen Uebergriff in das Gebiet des bisherigen Journalismus gethan. Der Erfolg hat sich für sie erklärt; während die ästhetische und wissenschaftliche Journalistik, sofern die letztere nicht bloße Fachjournalistik ist, trotz aller Aufnahme politischer Elemente doch mehr und mehr dahinsiecht, gewinnen umgekehrt die Feuilletons unserer politischen Zeitungen immer mehr an Bedeutung. Namentlich hat die ästhetische Kritik, der hier eine weit raschere Veröffentlichung und eine weit größere Verbreitung sicher ist, als in den eigentlichen kritischen Wochenschriften, sich beinahe ganz auf dieses Gebiet zuückgezogen, wenn auch, wie wir noch an einer andern Stelle dieses Buches ausführlicher nachweisen werden, nicht zu ihrem Vortheil.

Das ist nun etwas, aber noch bei Weitem nicht genug. Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die Reihenfolge, in welcher der deutsche Journalismus sich bisher entwickelt hat. Jede neue Richtung der Zeit führt, wie wir sahen, auch eine neue journalistische Epoche mit sich; es entstehen neue Zeitschriften, deren Charakteristisches eben darin liegt, daß sie die gesammte Bildung der Zeit auf dem Boden der neuen Weltanschauung centralisiren, um dieselbe demnächst in tausend und aber tausend kleineren Bächen und Strömungen in die einzelnen Wis-

Digitized by Google

senschaften hinüberzuleiten, woraus sich dann jedesmal ein neuer, geistig erweiterter und erhöhter Fachjournalismus entwickelt. So löst den blos aufspeichernden polyhistorischen Journalismus der ältesten Zeit der kritisch-gelehrte des Thomasius, den kritisch-gelehrten des Thomasius der moralisch-belletristische der Wochenschriften, den moralisch-belletristischen der Wochenschriften der philosophisch-ästhetische Journalismus unserer klassische Epoche ab. Jede dieser neuen Phasen erzeugt und erobert sich auch ein neues Publikum, mit jeder Erweiterung des Journalismus ist auch eine Erweiterung der Lesewelt verbunden. Von den lateinisch geschriebenen Acta Eruditorum, die nur für Gelehrte bestimmt und nur Gelehrten verständlich waren, zu den Moralischen Wochenschriften, die ihr Publikum besonders unter den Frauen suchten, in solchem Maße, daß sie sich sogar mit Vorliebe nach etwas Frauenzimmerlichem betitelten (wie z. B. die Gelehrten Tadlerinnen, die Plauderinnen, die Matrone u. s. w.) — und wiederum von diesen zur ästhetischen Journalistik, die Männern und Frauen, Gelehrten und Ungelehrten gleich verständlich und gleich angenehm sein wollte, welche Kluft! aber auch welche Zunahme, welche Erweiterungen, welcher Fortschritt!

In derselben Weise muß nun auch jetzt vorgeschritten werden. Es giebt keinen andern Boden für ein gesundes Staatsleben als das Volk, das ganze, ungetheilte

Volk: und darum muß nun auch der Journalismus ſich immer mehr dem Volke zuneigen. Laſſen wir der klaſſiſchen Epoche unſerer Literatur den Ruhm und Glanz ihrer äſthetiſch-philoſophiſchen Zeitſchriften und begreifen wir, daß für uns jetzt die Zeit der patriotiſch-populären, der politiſch-volksthümlichen Journaliſtik gekommen iſt. Wie dieſelbe ſich im Einzelnen zu geſtalten haben wird und wie namentlich die wiſſenſchaftlichen Disciplinen ſich werden einrichten müſſen, um dieſen erweiterten Bedürfniſſen der Zeit zu entſprechen, das werden wir erſt aus der Praxis lernen, beſonders auch aus ihren Fehlgriffen. Aber wie der Weltgeiſt nie in Verlegenheit iſt, im Großen ſo wenig wie im Kleinen, für das, was einmal mit Nothwendigkeit geſchehen muß, ſich auch die richtigen Organe zu erzeugen, ſo werden auch unſere Schriftſteller allmälig lernen, fürs Volk zu ſchreiben und auch unſer Buchhandel wird Mittel und Wege finden, ſeine journaliſtiſchen Unternehmungen im Volke ſelbſt auszubreiten. Bis jetzt ſind es, in einem Zuſammenhange, der eben ſo deutlich wie nothwendig iſt, hauptſächlich erſt die Naturwiſſenſchaften geweſen, welche dieſen neuen Weg betreten haben. Aber auch die übrigen Disciplinen werden allmälig folgen, auch die Belletriſtik und ſelbſt auch die Kritik. Auf dieſem unermeßlich erweiterten Schauplatz, in dieſer neuen, volksthümlichen Thätigkeit wird dann auch der deutſche Journalismus

Digitized by Google

ſelbſt neue Kraft und neues Leben gewinnen; er wird mit Bewußtſein und Abſicht werden, wozu die Natur der Dinge ihn von jeher beſtimmt hat, und was er in der That auch jederzeit, ſelbſt in den ſeltſamſten Verkleidungen, geweſen iſt — ein Hauptbeförderungsmittel nationaler Wohlfahrt und Bildung, ein unentbehrlicher, unzerbrechlicher Bauſtein der Freiheit.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Musenalmanache und Taschenbücher

in

Deutschland.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zu den üblen Eigenschaften, die man dem lebenden Geschlechte nachsagt, vielleicht mit etwas mehr Offenherzigkeit und Eifer als dem pädagogischen Zweck dieser Ausstellungen zuträglich ist, gehört namentlich auch der Mangel an ernsthafter, männlicher Ausdauer; wir sind, behauptet man, nicht mehr so kühl, so schwerfällig wie sonst, wir werden leichter in Bewegung gesetzt als zur Zeit unsrer Großväter, aber dafür soll unser Feuer auch sehr rasch verlodern, unsere Bewegung auch von sehr kurzem Athem sein. Wie weit dies seine Richtigkeit in politischen Dingen hat und ob das Schicksal der Nation wirklich eine andere Richtung genommen, wenn sie selbst gegenüber den Ereignissen der letzten Jahre mehr Ausdauer und Standhaftigkeit besessen, bleibe hier unerörtert. Aber in der Literatur wenigstens ist Flatterhaftigkeit und Neuerungssucht unser Fehler nicht. Im Gegentheil, wir besitzen hier in manchen Stücken eine Consequenz und haben Gewöhnungen von einer solchen zähen

Beharrlichkeit, daß sie dadurch fast zu Fehlern werden. Wer hat sich, um nur an Allbekanntes zu erinnern, nicht schon selbst darauf ertappt, wie schwer es ihm als richtigem Deutschen wird, die gewohnte Zeitung abzuschaffen, wie schlecht sie auch sei und wie viel gediegenere Blätter der Fortschritt der Literatur uns bieten mag? Wer kennt nicht jene Schriftsteller, wer namentlich nicht jene Schauspieler und Schauspielerinnen, die nur darum noch immer ein dankbares Publikum finden, weil sie mit diesem Publikum selbst aufgewachsen sind und weil wir uns gar keine rechte Existenz mehr denken können, wenn jener Schriftsteller aufgehört hätte zu schreiben oder jener Schauspieler trotz seinen grauen Haaren den Karl Moor oder Max Piccolomini nicht mehr spielen wollte?

Eine solche hartnäckige Gewohnheit fristet auch unsern Musenalmanachen und Taschenbüchern noch immer das Dasein, oder wenigstens einen Schein des Daseins, obwohl schon längst kein Einsichtiger sich darüber täuschen kann und selbst der Instinkt der Massen es dunkel empfindet, daß dieselben schon längst aufgehört haben ein wirkliches Bedürfniß unserer Bildung und ein wirkliches lebensfähiges, lebenzeugendes Element unserer Literatur zu sein. — Betrachten wir zuerst die Musenalmanache.

Volle vier und achtzig Jahre sind es her, seitdem der erste deutsche Musenalmanach für das Jahr 1770 er-

Digitized by Google

ſchien, und zwar an einem Orte, den, wenn wir recht unterrichtet ſind, die Muſen, wenigſtens die dichtenden Muſen, ſeitdem ſehr gründlich verlaſſen haben, in Göttingen, — und alle die vier und achtzig Jahre her, was ein richtiger gebildeter Deutſcher iſt, hat nicht leben noch ſterben können und glaubt nicht leben und ſterben zu können bis auf dieſe Stunde, ohne daß er regelmäßig alle Jahre ſeinen Muſenalmanach hat! Schreibt Heldengedichte, Romane, Trauerſpiele, gießt einen ganzen Nilſtrom von poetiſcher Fruchtbarkeit über Deutſchland aus — es iſt doch Alles nichts, ſo lange der Muſenalmanach fehlt; was dem Berliner die „kühle Blonde" oder dem Rheinländer das „Schöppchen", das iſt dem äſthetiſchen Deutſchen im Allgemeinen der Muſenalmanach: das Eine, das nichts verdirbt, wo und wie es auch ſei, und ohne das nichts gut iſt, wo es fehlt. „Iſt kein Dalberg da?" wurde ehedem bei der Krönung der deutſchen Kaiſer vor dem erſten Ritterſchlage durch Heroldsmund gefragt; „Iſt kein Muſenalmanach da?" fragen unſere äſthetiſchen Jünglinge und Jungfrauen, ſobald das Jahr ſich zu Ende neigt und mit den länger werdenden Abenden der geräuſchloſe Wettkampf der Literatur um die Gunſt der Leſewelt beginnt — das ganze Krönungsfeſt wäre unvollſtändig geweſen ohne einen Dalberg, die ganze deutſche Literatur wäre unvoll-

Digitized by Google

ständig, vereinsamt, geschändet ohne jährlichen Musenalmanach!

Aber leider hört die Aehnlichkeit hiermit auch auf. Unser Publikum fragt wohl ängstlich nach dem neuesten Musenalmanach, es klagt und zürnt wohl über den Verfall der vaterländischen Literatur, sowie über die leidige Unfruchtbarkeit der modernen Poeten, wenn der „liebe Wohlbekannte" einmal auszubleiben droht: aber damit ist seine Theilnahme auch erschöpft! Es läßt die jungen poetischen Dalberge, die es erst selbst so eifrig aufgeboten, ruhig vor sich knieen, es macht keine Miene sie zu Rittern zu erheben, keine Miene, den erst so heiß begehrten, so schmerzlich vermißten Almanach nun auch wirklich zu lesen, geschweige denn gar zu kaufen! Schon dieser auf den ersten Anblick allerdings sehr äußerliche Umstand, daß, wie wir uns oft und aus guter Quelle haben versichern lassen, bereits seit einer langen Reihe von Jahren von allen buchhändlerischen Geschäften, welche in Deutschland unternommen werden können, der Verlag des Musenalmanachs und ähnlicher Sammlungen bei weitem das mißlichste und undankbarste ist —, hätte nach unserm Dafürhalten die wohlmeinenden und aufopfernden Männer, welche sich noch immer der Herausgabe eines deutschen Musenalmanachs unterziehen, darauf aufmerksam machen und zu einigem stillen Nachdenken bei

Digitized by Google

sich selbst veranlassen sollen, ob sie ihre Mühe nicht in der That an einen schlechthin undankbaren, an einen (möchten wir behaupten) unmöglichen Gegenstand verschwenden, und ob es nicht besser von ihnen gethan wäre, sie ließen das Institut der Musenalmache, dieses völlig altersschwache, lebensmüde Institut, endlich einmal zu Grunde gehen, als daß sie — mit mehr Gutmüthigkeit, fürchten wir, als Einsicht — sich selbst und die Poeten und den Buchhandel immer wieder für eine Laune des Publikums sacrificiren, die doch sich selbst schon seit Langem nur noch als eine Laune zu erkennen giebt.

Die Zeit der Musenalmanache, um es offen heraus zu sagen, ist in unserer Literatur vorüber; möglich, daß sie unter veränderten Umständen einmal wiederkehrt: aber jetzt wenigstens — dies behaupten wir mit Entschiedenheit — ist sie nicht und ist schon seit Längerem nicht mehr.

Was ist überhaupt Zweck und Aufgabe eines Musenalmanachs? und was hat dieser ganzen Gattung das Dasein gegeben?

Das erste Buch dieser Art, das überhaupt erschien, der Pariser Almanac des Muses vom Jahre 1765, giebt davon eine sehr deutliche Anschauung. Derselbe hatte die Bestimmung, die während des letzten Jahres in Zeitschriften und sonst erschienenen kleinen Dichtun-

Digitized by Google

gen zu sammeln, besonders von jener leichten, mehr geselligen als poetischen Gattung, welche die Franzosen selbst mit dem charakteristischen Namen der poésies fugitives zu bezeichnen pflegen. Weit entfernt also, wie es jetzt und schon seit Langem die Regel ist, ausschließlich neue und bis dahin noch ungedruckte Sachen dem Publikum darzubieten und alljährlich eine neue Dichtergeneration in die Oeffentlichkeit zu führen, war der Musenalmanach in seiner ersten und ursprünglichen Form vielmehr nur ein poetischer Jahresabschluß, eine Scheuer gleichsam, in welche der hie und da zerstreute neueste Ertrag des Jahres zusammen getragen ward.

Auch der erste deutsche Musenalmanach, der bereits erwähnte Göttinger vom Jahre siebzig, der bekanntlich von Boie und Gotter herausgegeben ward, geht noch ganz von demselben Standpunkt aus. Auch in Deutschland, versichern die Herausgeber in der Vorrede, kämen jährlich viele gute einzelne Gedichte heraus, die oft nicht so bekannt würden als sie es verdienten; andere verlören sich in Bücher, wo man sie nicht suchte. Hier habe man nun einen Versuch machen wollen, einige derselben zu sammeln und habe anfangs gedacht, sie höchstens mit einigen neuen Stücken zu vermehren. „Der Rath und Beifall einiger gewichtiger Kenner" jedoch habe die Herausgeber aufgemuntert und ihnen Beiträge verschafft, „die sie

Digitized by Google

Beiträge verschafft, „die sie nicht stolz genug waren zu erwarten. Wir haben das Glück, manches Stück selbst von einigen Lieblingen der deutschen Muse zuerst bekannt zu machen."

Was damals Ausnahme und Neuerung, wurde nun bekanntlich im Lauf der Jahre zur Gewohnheit, ja zum Gesetz; unsere Musenalmanache begnügten sich sehr bald nicht mehr, die bereits veröffentlichten Gedichte des letzten Jahres zu sammeln oder allenfalls durch einige zufällig erhaltene neue zu vermehren, nein, sie brachten ausschließlich und lediglich Neues, sie pochten bei den Dichtern selbst an, sie schlugen die Wünschelruthe der Redactionsbriefe in die Schreibtische und Tagebücher unserer Poeten ein und förderten neue, bis dahin noch unbekannte Schätze der vaterländischen Dichtung zu Tage. Dieses ist die eigentliche und hauptsächliche Bedeutung unserer Musenalmanache, daß sie die Vermittler abgaben zwischen der Lesewelt und den heranwachsenden Dichtern: eine poetische Messe gleichsam, wo Poet und Publikum mit einander bekannt wurden, eine Mustersammlung und Auswahl des Besten, was im Laufe des Jahres in den stillen Werkstätten unserer Dichter producirt war.

Dabei sind jedoch zwei Umstände wohl ins Auge zu fassen: erstlich daß die Production damals in der That noch keinen andern oder doch wenigstens keinen so be-

Digitized by Google

quemen, so angemessenen Weg, vor die Oeffentlichkeit zu gelangen, hatte, als eben durch die Musenalmanache — und daß zweitens das Publikum an dieser Production selbst noch ein aufrichtiges und lebhaftes Interesse nahm.

Und das ist denn auch das Princip, das man bei der Herausgabe dieser Sammlungen jederzeit hätte festhalten sollen und das, so zu sagen, den eigentlichen Rechtsgrund ihrer Existenz bildet. Musenalmanache gehören nur in Zeiten und eignen sich nur für Zustände der Literatur, wo es einmal dem einzelnen, bis dahin vielleicht noch unbekannten Dichter an Gelegenheit mangelt, die kleinen Erzeugnisse seiner Muse, wie Tag und Stimmung sie bringen, öffentlich zu produciren — und wo andererseits das Publikum an seiner Literatur und zwar speciell an seiner Poesie, vornämlich der lyrischen, oder aber an bestimmten neuen Richtungen derselben, noch so viel väterliche Freude hat, um sich auch für ihre vereinzelten Sprößlinge und das allmälige und schrittweise Heranwachsen derselben zu interessiren.

An bestimmten neuen Richtungen — haben wir hinzugesetzt und haben damit zugleich ausgesprochen, wie es möglich ward, daß das Institut der Musenalmanache auch späterhin noch, nachdem unsere Literatur jenen Kinderschuhen längst entwachsen war und nachdem eine zahl-

Digitized by Google

reiche und vielgelesene belletristische Journalistik unseren jungen Dichtern ihre Spalten eröffnet hatte, dennoch, für gewisse Zeiten wenigstens, zu neuem Ansehen und neuem Einfluß auf die Gesammtheit unserer Literatur gelangen konnte. Sogar wir gehen noch weiter: jede neue und wirklich Epoche machende Richtung unserer Poesie, und hier wiederum vornämlich der lyrischen oder lyrisch-epischen Poesie, behaupten wir, hat auch jedesmal ihren eigenen neuen Musenalmanach begründet und dadurch dem Institute selbst zu einem neuen, wenn auch immerhin nur vorübergehenden Ansehen verholfen.

So nimmt wenige Jahre, nachdem der erste deutsche Musenalmanach überhaupt gegründet ist, die heißblütige, sentimentale Jugend des Göttinger Dichterbundes denselben in ihre Hände, macht ihn zum Organ ihrer leidenschaftlichen, zwischen Klopstock'scher Erhabenheit und Bürger'scher Naivetät schwankenden und gerade durch diese doppelte Beziehung höchst zeitgemäßen Dichtung und erreicht damit, vielfacher Concurrenz unerachtet, einen solchen Erfolg, daß der Absatz der Exemplare nach Tausenden gezählt ward und daß Johann Heinrich Voß, als damaliger Herausgeber, allen Ernstes daran denken durfte, auf den Ertrag seines Musenalmanachs hin zu heirathen — eine Notiz, die gewiß nicht verfehlen wird, in den geehrten Herausgebern unserer dermaligen Musen-

almanache ein gewisses aus Wehmuth und Erstaunen gemischtes Gefühl hervorzurufen.

Selbst Gegenden unseres Vaterlandes, in denen damals von literarischen oder poetischen Interessen noch überaus wenig zu spüren war, gründeten in jener Zeit eigene Musenalmanache, ungefähr wie es jetzt der instinkmäßige Drang und Trieb jeder noch so kleinen Stadt ist, ihre eigene politische Zeitung zu haben. Für diese war der Musenalmanach eben der erste Keim, das erste Auge gleichsam, das die beginnende ästhetische Bewegung ansetzte. Ursache und Wirkung gingen dabei Hand in Hand und ergänzten sich gegenseitig: weil es junge Dichter gab, entstand ein Musenalmanach und weil es einen Musenalmanach gab, fanden sich junge Dichter. So entstand in Wien, das damals (und vielleicht nicht blos damals) in Betreff seiner geistigen Kultur hinter dem übrigen Deutschland außerordentlich weit zurück stand und wo selbst der Gottsched'sche Geschmack noch eine verwegene Neuerung war, während man an Rhein und Elbe schon für Klopstock, Wieland, Goethe schwärmte, zu Ende der siebziger Jahre, ein eigener „Wienerischer Musenalmanach" (1777—1779, später als „Wiener Musenalmanach" mit geringen Unterbrechungen von 1781—1803 von Ratschky, Blumauer u. A. fortgesetzt); so giebt in Schwaben, das damals ebenfalls noch für das wahre deutsche Bäotien galt

Digitized by Google

und von dem noch Niemand dazumal ahnte, daß es dereinst eine der fruchtbarsten Geburtsstätten deutscher Poesie und Wissenschaft werden sollte — ebenso, sage ich, giebt in diesem bäotischen Schwaben der Magister Stäudlin, ein Bruder des berühmten Theologen, ein nicht unerhebliches, aber cynisches und unstätes Genie, seine „Schwäbische Blumenlese" (1782—87), in der Folge fortgesetzt als „Poetische Blumenlese" (1792—93), heraus; so weiß auch der Regimentsmedicus Friedrich Schiller in Stuttgart seine und seiner Freunde poetische Versuche nicht besser an den Mann zu bringen, als daß er der Stäudlin'schen „Blumenlese" eine „Anthologie auf das Jahr 1782" an die Seite setzt, die trotz dieses gelehrten Titels und trotz der sibirischen Firma (das Buch war angeblich zu Tobolsk erschienen und „meinem Principal dem Tode dedicirt") doch in der That nicht mehr noch weniger war als ein Musenalmanach.

Auch sollte dieser erste Schiller'sche Musenalmanach nur gleichsam ein Symbol und Vorläufer dessen sein, was der Herausgeber desselben fast ein halbes Menschenalter später für eben diese Gattung zum zweitenmale leistete. Auch als Schiller im Jahre 1795, in der vollen Blüthe seiner männlichen Kraft und der ganzen unverkümmerten Reife seines Talents, die Gründung eines neuen Musenalmanachs unternahm, war auch das wieder-

um weder Laune noch Zufall, sondern eine tiefinnerliche geschichtliche Nöthigung. Es ist dies jener berühmte Schiller'sche Musenalmanach, der nicht nur sofort in seinem zweiten Jahrgange das revolutionäre Sprühfeuer der Xenien in die Welt schleuderte, sondern dem wir auch die Goethe-Schillersche Balladenpoesie, diese köstlichsten Edelsteine unserer Dichtung im Allgemeinen, zu verdanken haben: also in jeder Hinsicht eine der denkwürdigsten und fruchtbarsten Offenbarungen jener neuen klassischen Dichtweise, zu welcher Schiller und Goethe sich dazumal heraufgearbeitet hatten.

Der Schiller'sche Musenalmanach, dessen Absatz sich ebenfalls wieder auf mehre Tausende erstreckte, während die Voß-Bürger'schen Unternehmungen schon längst nur noch vegetirten, geht in dieser Beziehung Hand in Hand mit den Horen, welche gleichzeitig erschienen und zu denen der Musenalmanach gleichsam den praktischen Commentar lieferte. Was in den Horen vorzugsweise theoretisch erörtert ward, jene neue Ansichten also über das Wesen und die Aufgabe der Kunst, welche Schiller in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen, in den Abhandlungen über naive und sentimentale Poesie ꝛc. hier zuerst aufstellte und durch die er so entscheidend eingewirkt hat auf die gesammte Entwickelung unserer Kunst, so unverständlich sie damals

Digitized by Google

auch der Mehrzahl seiner Zeitgenossen klangen, fanden in dem Schiller'schen Musenalmanach so zu sagen ihre poetische Illustration; beide zusammen schufen das neue Publikum, dessen unsere beiden großen Dichter in ihrer neuen künstlerischen Gestalt bedurften, und halfen jenes ästhetisch-klassische Bewußtsein bilden, dessen erstes Auftreten in den bereits genannten Xenien so tumultuarisch, so kriegerisch ausgefallen war — und das doch jetzt schon längst in das allgemeine Bewußtsein übergegangen ist.

Bei der wichtigen Stellung, welche der Schiller'sche Musenalmanach somit in der Entwickelung unserer Literatur einnimmt, wird es dem Leser hoffentlich nicht unerwünscht sein, hier etwas Näheres von den einzelnen Jahrgängen desselben, seinem Inhalt, seinen Mitarbeitern ꝛc. zu erfahren, besonders da auch dieser Almanach, das allgemeine Schicksal dieser Literaturgattung theilend, bereits zu den Seltenheiten unserer Literatur gehört und nur noch in wenigen Bibliotheken vollständig angetroffen wird. Ueber die äußerliche Veranlassung, welche Schiller zur Uebernahme der Redaction veranlaßte, hat Hoffmeister (im dritten Bande seines bekannten Werkes über Schiller's Leben, Geistesentwickelung und Werke) bereits das Richtige angemerkt. Nämlich am 8. Juni 1794 war Bürger gestorben, zum Theil mit an dem Schmerz, den die Schiller'sche Recension seiner

Gedichte dem unglücklichen Manne bereitet hatte — und schon im September desselben Jahres stand in Schiller der Entschluß fest, einen Musenalmanach herauszugeben. Man darf demnach wohl kaum bezweifeln, daß Bürger's Tod und das damit verbundene Eingehen des Bürgerschen Almanachs Schiller den ersten Anstoß zu seinem Unternehmen gegeben, das sich somit äußerlich genommen als eine Fortsetzung des Bürger'schen Almanachs darstellt und also in directer Linie auf den Göttinger Musenalmanach von 1770, als den allgemeinen Ausgangspunkt dieser ganzen Gattung in Deutschland, zurückführt. Seltsame Schicksalsfügung, durch welche Schiller der Erbe Bürgers, der wüste Sturm und Drang der Göttinger Jugend der directe Vorläufer des Goethe-Schiller'schen Klassicismus wurde!

Auch über die Motive, die Schiller dabei leiteten, ist uns einiger Aufschluß erhalten. Dieselben waren gewiß nicht so oberflächlich, noch so äußerlicher Natur, wie er selbst in einem Briefe vom 20. October 1794 an Goethe zu verstehen giebt. „Mir ist, schreibt er da, die Entreprise dem Geschäfte nach eine sehr unbedeutende Vermehrung der Last, aber für meinen ökonomischen Zweck desto glücklicher, weil ich sie auch bei meiner schwächlichen Gesundheit fortführen und dabei meine Unabhängigkeit sichern kann." Tiefer und darum auch richtiger

ſcheint Goethe das Verhältniß aufgefaßt zu haben in einer Stelle, die in den Tages- und Jahresheften enthalten iſt. „Es ſollte, heißt es darin, eine poetiſche Sammlung ſein, die jener meiſt proſaiſchen in den Horen vortheilhaft zur Seite ſtehen könnte. Auch hier war ihm das Zutrauen ſeiner Landsleute günſtig, die guten ſtrebſamen Köpfe neigten ihm zu.“

Die Wahrheit zu ſagen, iſt jedoch von dieſen letztern wenigſtens in dem erſten Almanach, den Schiller herausgab, dem für 1796, noch nicht viel zu ſpüren, oder der Kreis der activen Poeten müßte damals außerordentlich klein geweſen ſein. Neben einigen Chiffern, hinter denen ſich freilich zum Theil Männer wie Herder verbergen, finden wir zunächſt eine Anzahl ſchwäbiſcher Landsleute, die gewiß ſchon damals ſehr wackere Landsleute, als Dichter aber doch nur erſt wenig oder gar nicht bekannt waren. So Conz, Schillers ehemaligen Lehrer, mit einer „Abendphantaſie nach einem ſchwülen Sommertage“ und einem „Hain der Eumeniden“, die beide ſtark an das Muſter der von Schiller eben damals mit Lebhaftigkeit empfohlenen Matthiſſon'ſchen Poeſie erinnern; ferner den bekannten Epigrammatiker Haug mit verſchiedenen Kleinigkeiten; Hölderlin, damals noch Student in Jena, mit einem „Gott der Jugend“, der ebenfalls noch ſtark nach Matthiſſon'ſchem Muſter ſchmeckt; Neuffer, der ſich ſpäter-

hin als Idyllendichter sowie als Uebersetzer des Virgil bekannt gemacht. Auch Reinwald, Schiller's Schwager, Woltmann, der berühmte Historiker, damals Schiller's College zu Jena, sowie die liebliche Sophie Mereau, die spätere Gemahlin Clemens Brentano's, haben sich mit einigen Beiträgen eingefunden; ebenso August Wilhelm Schlegel, damals Hauslehrer in Amsterdam und von Schiller ausdrücklich eingeladen. Auch der alte Pfeffel war mit einer kurzen Fabel in seiner bekannten behäbigen Manier zugelassen worden. Nennen wir dazu noch Rosegarten, dessen bekanntes Lied an die Sterne, das damals von empfindsamen Jünglingen und Jungfrauen viel gesungen ward, sich hier nebst andern zum erstenmal abgedruckt findet; ferner den bekannten Komiker Langbein, damals in Dresden und — ein Beweis für den Dichterruhm, dessen er sich zu jener Zeit erfreute — ebenfalls ausdrücklich von Schiller aufgefordert (siehe Briefwechsel mit Körner III, 274), sowie Karl August Lappe, der noch dreißig Jahre später mit seiner „Hütte in Pütte" eine so aufdringliche, halb spaßhafte, halb tragische Rolle spielen sollte — so dürfte der Kreis der Mitarbeiter damit so ziemlich erschöpft sein.

Doch haben wir allerdings noch einen unerwähnt gelassen und zwar einen solchen, der allein eine ganze Generation von Dichtern ersetzen konnte: Goethe. Wir

Digitized by Google

finden von Goethe in dieſem erſten Almanach die Nähe des Geliebten, den Beſuch (Meine Liebſte wollte ich heut beſchleichen), das herrlich ſchöne Meeresſtille und glückliche Fahrt, Kophtiſche Lieder, Antwort bei einem geſellſchaftlichen Fragenſpiel, Prolog zu dem Schauſpiel Alte und Neue Zeit, bei der Wiedereröffnung des Weimarſchen Stadttheaters 1794; endlich die Venezianiſchen Epigramme, in einer eigenen Abtheilung am Schluß des Büchleins, jedoch ohne den Namen des Dichters.

Bei weitem die reichlichſten Beiträge hatte endlich Schiller ſelbſt geliefert. Bei der großen Zahl derſelben würde es hier zu viel Raum wegnehmen, wollten wir dieſelben einzeln anführen. Doch intereſſirt es vielleicht den Leſer, zu erfahren, daß die Macht des Geſanges den Almanach eröffnet, während die Stanzen an den Leſer (Die Muſe ſchweigt; mit jungfräulichen Wangen) den Schluß machen, ſowie daß der Tanz, Pegaſus im Joche (oder wie er hier heißt: Pegaſus in der Dienſtbarkeit), die Ideale und die Würde der Frauen, lauter Gedichte alſo, die ſeitdem ein allgemeines und unvergängliches Eigenthum der deutſchen Nation geworden, hier zum erſtenmale vor das Publikum getreten ſind.

Doch hatte die Herausgabe dieſes erſten Almanachs Schillern manche Noth gemacht. Der Buchhändler, welchem er den Verlag deſſelben anvertraut, war nicht ganz

Digitized by Google

zuverlässig gewesen. Auch erschien der Almanach weit später als üblich war, erst im Januar 1796, und auch die Ausstattung, wennschon immer ein Fortschritt in Vergleich mit derjenigen, an die man durch den Voß'schen und Bürger'schen Almanach gewöhnt war, fand vor den Augen Schiller's und seiner Freunde wenig Gnade.

Dieser Umstand, im Verein mit der innigen Geschäftsverbindung, in die Schiller seit dem Besuch in Schwaben und der Herausgabe der Horen mit Cotta getreten war, veranlaßte ihn denn, den nächsten Almanach im Cotta'schen Verlage erscheinen zu lassen. Und wie das Buch dadurch äußerlich an stattlichem Ansehen und buchhändlerischer Verbreitung gewann, so that auch Schiller mit seinen Freunden redlich das Seinige, den innern Werth des Almanachs zu erhöhen und ihm ein immer größeres Publikum zuzuführen. Es ist dies der berühmte Jahrgang von 1797, der in seiner zweiten Hälfte die Goethe-Schiller'schen Xenien brachte.

Ueber diese Xenien selbst sind seit Jahren, besonders aber in letzter Zeit, so viel gründliche Untersuchungen angestellt und so viel Erläuterungen gegeben worden, daß es unnöthig ist, uns hier noch ausdrücklich dabei zu verweilen. Auch haben wir den wesentlichsten Gesichtspunkt schon vorhin angedeutet: die Xenien sind das Gewitter, welches die Luft reinigt, damit die Sonne der classischen

Digitized by Google

Kunst demnächst in ihrer vollen Schönheit frei und ungehindert emporsteigen kann; sie sind eine tabula rasa, welche in der Literatur der Zeitgenossen gemacht wird, um Raum zu gewinnen für die neuen großartigen Schöpfungen, die bereits im Anzuge; ein literarischer Terrorismus, ähnlich jenem politischen, der kurz zuvor an den Ufern der Seine geübt worden war, nur freilich mit dem sehr wesentlichen Unterschiede, daß dort Köpfe, hier höchstens Lorbeerkränze fielen und daß, während die furchtbare Arbeit der Guillotine Freiheit und Sittlichkeit doch nicht hatte wieder herstellen können, diese literarische Metzelei allerdings nur der Vorläufer eines geläuterten und gediegenern Kunstgeschmacks war.

Dieser polemische Theil, von dem man weiß, welch ungeheures Aufsehen er in ganz Deutschland machte und welche Fluth geistloser Erwiderungen er hervorrief, überwog denn in dem Almanach so sehr, daß der übrige positive Inhalt dagegen fast ein wenig mager aussieht. Der Kreis der Mitarbeiter hat sich nur wenig erweitert; für Hölderlin, der diesmal ausgeblieben, sind Matthisson und Steigentesch, derselbe, der sich späterhin durch einige gelungene dramatische und novellistische Arbeiten vortheilhaft bekannt gemacht, neu hinzugetreten. Die eigentlichen Pfeiler des Almanachs jedoch sind auch diesmal, die Xenien ganz bei Seite gesetzt, Schil-

Digitized by Google

ler und Goethe selbst, mit wenigen, aber meisterhaften Arbeiten. Von letzterem treffen wir hier neben einer Anzahl epigrammatischer Kleinigkeiten, die größtentheils dem ursprünglichen Entwurf der Xenien angehören, die herrliche Idylle Alexis und Dora an der Spitze des Buches, so wie die schalkhaften Musen und Grazien in der Mark, die ebenfalls, wenn nicht der Form, so doch dem Geiste nach der Xenienepoche angehören. Im Uebrigen verschärft der Stachel dieses Gedichtes sich noch und auch der Umstand, daß es gerade im Schiller'schen Musenalmanach erschien, gewinnt an Bedeutung, wenn man die bisher nur wenig bekannte Thatsache berücksichtigt, daß es gegen einen directen Concurrenten dieses Almanachs gerichtet ist: „Kalender der Musen und Grazien" war der Titel eines Musenalmanachs, den der bekannte „Werneucher Schmidt" zu derselben Zeit (1795 und 1796) erscheinen ließ, als Fortsetzung eines von ihm schon früher (1793—96) in Gemeinschaft mit E. C. Bindemann herausgegebenen „Neuen Berlinischen Musenalmanachs", der selbst wieder eine Fortsetzung das von K. H. Jördens, dem bekannten Literarhistoriker, begründeten „Berlinischen Musenalmanachs" für 1791 und 1792 bildete.

Auch Schiller's Beiträge sind der Mehrzahl nach epigrammatischer Natur, darunter die hübsch gewandte

Digitized by Google

Fabel vom Fuchs und dem Kranich, hier mit dem ausdrücklichen, später weggelassenen Zusatz: An F. Nicolai. Von größeren Gedichten hatte auch er nur fünf beigesteuert: aber diese fünf waren das Mädchen aus der Fremde, Pompeji und Herculanum, die Klage der Ceres, die Geschlechter und der Besuch, in der spätern Ausgabe der Gedichte als „Dithyrambe" überschrieben. — Aus den übrigen Beiträgen heben wir Rosegarten's sehr schwülstiges, dennoch zu seiner Zeit viel bewundertes Gedicht an Arkona hervor, sowie den Pygmalion von August Wilhelm Schlegel, der mit desselben Dichters Arion (den wir sogleich noch in einem nachfolgenden Jahrgange antreffen werden) noch jetzt wohl als das eigentliche Prachtstück Schlegel'scher Dichtkunst gerühmt zu werden pflegt.

Mit um so großartigern Schöpfungen tritt die Goethe-Schiller'sche Poesie uns im folgenden Jahrgang, dem von 1798, entgegen. Die beiden Dichter hatten, wie es in ihren Briefen aus dieser Zeit vielfältig ausgesprochen wird, selbst die Nothwendigkeit gefühlt, auf den verwegenen Angriff der Xenien nun um so tüchtigere positive Leistungen folgen zu lassen: das beste Mittel jedenfalls, das Geschrei der Angegriffenen zu beschwichtigen und das Publikum vollständig auf die Seite der Xeniendichter herüberzuziehen. So war denn auf das Xenien-

Digitized by Google

jahr das Balladenjahr gefolgt; seine Frucht ist es, die uns in dem Almanach von 1798 vorliegt. Wir finden hier alle jene unvergleichlichen Dichtungen, die seitdem als die herrlichsten Perlen im Diadem der deutschen Dichtkunst strahlen und die jeder Deutsche, ja überhaupt Jeder, der auf literarische Bildung Anspruch macht, seitdem in dankbarem Gedächtniß trägt. Also namentlich von Goethe den Zauberlehrling, die Braut von Corinth, den Gott und die Bajadere, ferner den Neuen Pausanias, den Schatzgräber, Legende (Als noch verkannt und sehr gering), an Mignon, Erinnerung, Abschied ꝛc. Von Schiller traten der Ring des Polykrates, der Handschuh, Ritter Toggenburg, die Kraniche des Ibykus, der Gang nach dem Eisenhammer hier zuerst ans Licht. Ebenso das Reiterlied aus dem Wallenstein, die Worte des Glaubens, die Todtenklage, das Geheimniß ꝛc.; das Gedicht an Emma (Weit in nebelgrauer Ferne) steht hier als Elegie an Emma und mit einem bloßen S. bezeichnet. — Auch der Kreis der Mitarbeiter hat in diesem Jahrgang einige vortheilhafte Veränderungen und Erweiterungen erfahren; der schwülstige Rosegarten und der platte Langbein sind entfernt, dafür Wilhelm von Humboldt (mit einer Uebersetzung aus dem Pindar), Friederike Brun ꝛc. neu hinzugetreten. Hölderlin hat seinen berühmten Hymus an den Aether beigesteuert;

Digitized by Google

doch ist derselbe nicht mit seinem Namen, sondern mit einem bloßen D. bezeichnet. — Auch diesem Jahrgang widerfuhr, gleich dem Xenienalmanach, die Ehre einer zweiten Auflage: Beweis genug, daß das Publikum jener Zeit nicht blos für den Lärm der Polemik, sondern auch für die gediegenen Leistungen positiver Kunst und Schönheit empfänglich war, und daß, wenn ihm hier die edelste Blüthe deutscher Kunst geboten wurde, es auch wenigstens fühlte, was es damit erhielt.

Ueberhaupt bildet dieser Jahrgang für 1798 den eigentlichen Höhepunkt des Schiller'schen Musenalmanachs. Je weiter Schiller mit dem Wallenstein vorrückte und je mehr Lust und Muth er dadurch wieder zu größeren dramatischen Arbeiten gewann, je mehr zog er sich von allen Unternehmungen, die seine Zeit nur zu zersplittern und ihn diesem seinem eigentlichen Lebenszweck abwendig zu machen drohten, und damit also auch von den kleinern lyrischen Erzeugnissen zurück. Schon hatte er, halb aus Ueberdruß, halb weil es ihm an den richtigen Mitarbeitern fehlte, die Horen aufgegeben und bald sollte auch der Musenalmanach demselben Schicksal anheimfallen.

In dem Jahrgange für 1799 erblicken wir allerdings noch den belebenden Wiederschein des Balladenjahres. Goethe hat seinen Edelknaben und die Müllerin (mit dem Beisatz alt englisch), der Junggeselle und

der Mühlbach (alt deutsch), der Müllerin Verrath (alt französisch), die Reue (alt spanisch) nebst dem Blümlein Wunderschön beigesteuert; ferner die treffliche Elegie Euphrosyne, die Metamorphose der Pflanzen, Amyntas ꝛc. Drei Gedichte von ihm, nämlich die Musageten, Sängerwürde (Unter diesen Lorbeerbüschen), an meine Lieder (Verfließet, viel geliebte Lieder) stehen unter dem Namen Justus Ammann verzeichnet. Schiller lieferte das Glück, den Kampf mit dem Drachen, die Bürgschaft, Bürgerlied (jetzt das eleusinische Fest), des Mädchens Klage, Poesie des Lebens und den Prolog zu Wallensteins Lager. Von neu hinzugetretenen Dichtern fällt insbesonders Ludwig Tieck auf, mit einer Reihe kleiner melodischer Lieder, theils in bekanntem minnesingerlichen, theils in einem antikisirenden Geschmack, den er späterhin besonders noch in den Reisegedichten aus Italien cultivirte.

Der Jahrgang von 1800 (der vorletzte, welcher erschienen, und der letzte, den wir aus eigener Ansicht kennen) zeigt uns Schiller bereits ganz in seine dramatischen Arbeiten verloren. Wir finden von ihm nur den Spruch des Konfucius, Erwartung, und das Lied von der Glocke, das den Schluß des Jahrgangs bildet. Goethe fehlt gänzlich, ebenso Schlegel; dagegen ist zu Kosegartens schwülstigem Alexanderlfest (bekannt-

Digitized by Google

lich nach Dryden bearbeitet, welche Angabe hier jedoch fehlt) zurückgegriffen.

Den größten Theil des Almanachs füllen Die Schwestern von Lesbos von Amalie von Imhof, später vermählte von Helvig: ein anmuthiges Gedicht, dem man seinen Platz schon gönnen mag und das sich auch später im Andenken der Literatur erhalten hat, das aber doch wohl schwerlich in seiner ganzen Breite hier zum Abdruck gekommen wäre, hätte es Schillern nicht an Material gemangelt — oder richtiger gesagt, an Zeit und Lust dasselbe herbeizuschaffen, zu sichten und zusammenzustellen. Auch der Briefwechsel Schiller's mit Körner, dieser getreueste und vollständigste Kommentar seines damaligen Lebens, läßt die allmählige Abnahme, welche der Musenalmanach im Interesse seines Herausgebers erlitt, sehr deutlich erkennen; während die ersten Jahrgänge desselben ein Hauptthema des Briefwechsels bilden (insbesondere lieferte Körner auf Schiller's und Goethe's Wunsch ausführliche Recensionen der einzelnen Jahrgänge; dieselben finden sich im dritten und vierten Bande des Briefwechsels abgedruckt und sind noch jetzt zur Charakteristik des damaligen Geschmacks von Wichtigkeit), tritt ungefähr vom Jahre 1798 ab der Almanach auch hier mehr und mehr in den Hintergrund, bis er endlich gänzlich daraus verschwindet. —

Digitized by Google

Das Unternehmen, welches Schiller, zu höheren Dingen bestimmt, um diese Zeit aufgab, ging mit der übrigen Erbschaft unserer beiden großen Klassiker in die Hände der Romantiker über.

Oder wenigstens suchten sie sich derselben zu bemächtigen. Als Schiller die Horen aufgab, ließen die Schlegel alsbald ihr Athenäum erscheinen; ebenso ließen sie auch dem Musenalmanach Schiller's und Goethe's einen Musenalmanach der Romantiker folgen. Doch gelang es ihnen auch hier nicht, ein dauerndes und allgemein anerkanntes Resultat zu erzielen; vielmehr ziehen die Versuche der Romantiker auf diesem Gebiet in immer wiederholten Ansätzen und Bruchstücken sich durch das ganze erste Decennium des neuen Jahrhunderts hin, ohne jene stetige Folge, welche der Voß-Bürger'sche und zuletzt noch der Schiller'sche Almanach erreicht hatten. Außer dem sogenannten Grünen Almanach vom Jahre vier von Varnhagen und Chamisso, zu dem auch Schelling, Fouqué, W. von Schütz und andere angehende Koryphäen der Romantik beitrugen, haben wir von den Schlegeln selbst, zum Theil unter Mitwirkung von Ludwig Tieck, einen „Musenalmanach für 1802" (von August Wilhelm); ferner ein „Poetisches Taschenbuch für 1805 und 1806" (von Friedrich Schlegel), sowie noch mehres Untergeordnete derselben Art: bis endlich Justinus Kerner mit

Digitized by Google

dem „Poetischen Almanach für 1812“, der höchst bezeichnender Weise auch den Doppeltitel: Romantische Dichtungen von Fouqué ꝛc. führt, den Beschluß dieser Richtung macht.

Daß diese Almanachsliteratur der Romantiker im Ganzen genommen nur eine sehr geringe Verbreitung gewonnen hat und daß keine der genannten Sammlungen dem Absatz des Voß'schen oder Schiller'schen Almanachs auch nur vorübergehend nahe gekommen, ist richtig. Allein in diesem Falle rührte das weniger davon her, daß sie Musenalmanache, als daß sie Musenalmanache der Romantiker waren. Die Romantik hatte dazumal nur erst sehr geringen Boden im Publikum; es waren weit mehr erst die Kritiker, überhaupt die Literaten selbst, die sich um sie kümmerten, als die Masse des Volks. Auch ist gerade die Lyrik, die doch immer den Hauptbestandtheil jedes Musenalmanachs bilden muß, von jeher die schwache Seite der Romantik gewesen, die ihren wahren Triumph vielmehr erst in der Novelle, namentlich in der Tendenznovelle feierte. —

Und hier wird nun der geeignetste Ort sein, den Uebergang zu jener zweiten Gattung zu machen, deren Betrachtung dieser Aufsatz bestimmt ist, zu den Taschenbüchern. Keineswegs auf das poetische Gebiet beschränkt, vielmehr über alle Felder der Wissenschaft und selbst der empirischen Kenntniß sich verbreitend, haben die Taschenbücher in den Gesammtorganismus unserer Litera-

Digitized

tur zwar in sehr breiter Ausdehnung, aber doch bei Weitem nicht so tief eingegriffen, wie die Musenalmanache. Haben wir in letzteren jedesmal einen neuen Entwickelungskeim, einen jugendlichen Trieb und Ansatz unserer Poesie selbst erkannt oder wurden sie uns wenigstens nur da von Interesse, wo ein solcher jugendlicher Trieb sich in ihnen offenbarte: so liegt das Charakteristische der Taschenbücher umgekehrt darin, daß sie eine vorhandene Bildung und längst anerkannte populäre Richtungen der Literatur auf breitester Grundlage zusammenfassen und dem Publikum zu bequemstem, gleichsam häuslichem Genuß darbieten. Man könnte das auch so ausdrücken, daß der Musenalmanach, wo er überhaupt noch eine Bedeutung hat, stets nach vorwärts gerichtet ist, in die Zukunft, das Taschenbuch dagegen rückwärts, in die Vergangenheit; jener ist Aussaat, dieses Ernte; jener Stern des Aufgangs, dieser behaglich wärmende, nährende Mittagssonne. — Es wird hiernach gerechtfertigt sein, wenn wir uns überdie Literatur der Taschenbücher, entsprechend ihrer geringeren Wichtigkeit, auch nur in kürzerem Maße verbreiten und nur die allgemeinsten Umrisse eines Gemäldes ziehen, daß, wenn es vollständig sein sollte, sich auf die Geschichte fast aller Wissenschaften und Künste seit Ausgang des vorigen Jahrhunderts, wo diese Form besonders populär wurde, erstrecken müßte.

Digitized by

Selbst den Stammbaum dieser Literaturgattung dürfen wir nicht allzuweit verfolgen, da wir sonst Gefahr laufen, uns in Regionen zu verirren, welche der Mehrzahl unserer Leser denn doch zu entfernt und zu unfruchtbar sein möchten. Die ersten Anfänge unserer Taschenbuchsliteratur nämlich haben wir unzweifelhaft in den Kalendern zu erkennen, wie sie unmittelbar nach Erfindung der Buchdruckerkunst (gleich das zweitälteste aller bekannten Druckwerke ist ein Kalender) in Umlauf kamen. Freilich waren diese frühesten Kalender noch nicht periodisch, das heißt, sie kehrten noch nicht, wie wir es jetzt gewohnt sind, mit jedem neuen Jahr aufs Neue wieder, sondern sie waren zuerst mehrjährig, in der Art unserer sogenannten immerwährenden Kalender. Allein auch dies periodische Moment fand sich sehr bald, schon im Laufe des 16. Jahrhunderts hinzu, während die Gattung selbst durch die historischen oder Zeitungskalender, die sogenannten Postreuter, eine sehr wesentliche Erweiterung gewann.

Doch hielt dies Alles sich Jahrhunderte lang nur in den niedrigsten Schichten der Literatur, bis in das letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts, wo die belletristische Richtung, die sich inzwischen bei uns entwickelt hatte, auch dieser Gattung sich bemächtigte. Daß dieselbe jedoch keineswegs auf das belletristische Gebiet beschränkt blieb, sondern sich auch auf die meisten Wissenschaften, ja selbst

Digitized by Google

auf eine Menge technischer Kenntnisse ausdehnte, haben wir schon vorhin bemerkt. Es hängt dies genau zusammen mit der populären Richtung, welche die Wissenschaft selbst seit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts, seitdem gleichsam das Feuer der Schönheit und der Zauber einer künstlerisch veredelten Form das starre Erz der Gelehrsamkeit geschmolzen hatte, auch bei uns einschlugen. Da war die Form des Kalenders, des Jahrbuchs eben die geeignetste Form, wissenschaftliche Kenntniß und Bildung in die Kreise der Familien, auf die Putztische unsrer Damen, die Büreaus unserer Staatsmänner zu verbreiten; der blühende Stil, die bilderreiche Sprache, die bequeme Auswahl, die das Allzutrockne entfernte, und wo das nicht ausreichen wollte, das zierliche Format, die Küpferchen, der seidene Einband waren eben so viel Mittel, die strenge Wissenschaft dem Publikum angenehm und erfreulich zu machen und ihr den Zutritt in das Innere unserer Häuser zu erleichtern. Und warum hätte die Wissenschaft sich dieser äußern Mittel auch nicht bedienen sollen, da dieselben ja stark genug gewesen sind, noch ein Paar Menschenalter später die unbedeutendste und oberflächlichste Belletristik über Wasser zu halten?

Welche gesunde und gediegene Kost aber, wenigstens theilweise, dem Publikum in dieser leichtfertigen Form

des Taschenbuchs dazumal geboten wurde, das wird der Leser sofort erkennen, wenn wir ihn an einige berühmte und einflußreiche Erscheinungen erinnern, die theils selbst, theils in ihrer Nachwirkung, noch bis auf unsere Tage dauern und so lange dauern werden, als es überhaupt eine deutsche Literatur giebt. So von Schiller selbst die Geschichte des dreißigjährigen Krieges, die zuerst als Historischer Kalender für Damen auf die Jahre 1791 — 93 erschien und Schillers Popularität auch als Prosaiker begründete. Auch seine Jungfrau von Orleans (1803) erschien zuerst als Taschenbuch nnd erreichte in dieser Form sofort einen Absatz, der weit in die Tausende ging und schon im nächsten Jahr eine neue Auflage nöthig machte. — Ein anderes berühmtes Taschenbuch jener Zeit war der Hirschfeld'sche Gartenkalender (1782 — 98), dem unter Anderm auch die Ehre einer Schiller'schen Recension widerfuhr. Einer langen Dauer und großer Verbreitung erfreute sich ferner das Taschenbuch der Reisen von E. A. W. von Zimmermann, den man sich jedoch hüten muß, mit dem Göttinger Zimmermann, dem famosen Ritter Nicolai'schen, Knigge'schen und Bahrdt'schen Andenkens zu verwechseln. Dieser Eberhard August Wilhelm von Zimmermann, geboren 1742, war Lehrer der Mathematik und Physik am Karolinum zu Braunschweig, wo er im Jahre 1815 gestorben ist. Unter sei-

nen zahlreichen geographischen und statistischen Schriften verdient das schon genannte Taschenbuch der Reisen (das übrigens keine Sammelschrift, sondern vollständig von Zimmermann allein geschrieben war) noch heut ein ehrendes Andenken; dasselbe erschien von 1802—1818 und trug durch seine höchst lebendigen, farbenreichen Schilderungen der außereuropäischen Welt nicht wenig bei zu dem Aufschwung, welchen Erd- und Völkerkunde seitdem genommen.

Von historischen Taschenbüchern nennen wir ferner das von Friedrich Buchholz, dem bekannten Berliner Vielschreiber und geistreichen, aber unruhigen und flüchtigen Kopf; wir haben von ihm eine Staatsgeschichte Europas als Taschenbuch für 1805 bis 10, nebst einer Fortsetzung, die 1814 begann und die Geschichte der europäischen Staaten seit dem Frieden von Wien bis Ausgang der zwanziger Jahre umfaßt. Aehnliche Versuche, doch mit geringerem Glück, wurden dann im Lauf der dreißiger Jahre bis in die vierziger hinein von Wolfgang Menzel, Ernst Münch und Gustav Bacherer gemacht.

Diese Taschenbücher hatten sich sämmtlich die Behandlung der Zeitgeschichte zur Aufgabe gestellt. Von größerem Werth und längerer Dauer sind zwei andere Unternehmungen geworden, welche mehr den ursprünglichen Charakter des Sammelwerks beibehalten und sich vorzugsweise, wenn nicht

Digitized by

ausschließlich, mit der Geschichte der Vergangenheit beschäftigen. Das eine ist das Hormayr'sche Taschenbuch für die vaterländische Geschichte, gegründet im Jahr 1811, das andere, noch bekanntere das Historische Taschenbuch, herausgegeben von Friedrich von Raumer, von dem kürzlich der fünf und zwanzigste Jahrgang erschien; beide werden noch bis auf diese Stunde fortgesetzt und erfreuen sich einer ungeschwächten Theilnahme bei den Schriftstellern sowohl wie beim Publikum. — Auch das Literarhistorische Taschenbuch, das der Verfasser dieses Werkes selbst in den Jahren 1843 bis 48 herausgab, wird es bei dieser Gelegenheit wohl erlaubt sein in Erinnerung zu bringen; dasselbe zählte unter seinen Mitarbeitern Namen wie Hoffmann v. Fallersleben, Karl Rosenkranz, Friedrich Vischer, Karl Hagen, Danzel ꝛc. und versuchte einen ähnlichen Mittelpunkt für das Fach der literargeschichtlichen Monographie zu bilden, wie das Raumer'sche für das politische und zum Theil auch das kunstgeschichtliche Fach darbietet.

Doch giebt es, wie wir schon vorhin erinnerten, überhaupt keine Wissenschaft und selbst keine technische Kenntniß und kein Gewerbe, für das nicht irgend wann und wo die Form des Taschenbuchs beliebt worden wäre; wir hatten und haben zum Theil noch Taschenbücher für Aerzte, für Botaniker, für Jäger, für Gärtner, für Handwerker und Künstler aller Art. Das allgemeine Princip,

Digitized by Google

auf welchem alle diese Unternehmungen beruhen, nämlich das Princip des Sammelns, des Sichgehenlassens auf dem Terrain gewisser anerkannter und verbreiteter Ansichten, ist schon oben angegeben worden; statt also diese ganze breite Masse hier des Weitern zu verfolgen, beschränken wir uns darauf, nur die belletristischen oder poetischen Taschenbücher, als diejenigen, die sich ohne Vergleich der größten Verbreitung erfreuten und auch mit dem bisher betrachteten Stoff im nächsten Zusammenhange stehen, noch etwas genauer ins Auge zu fassen.

Als das erste unserer belletristischen Taschenbücher wird gemeiniglich das Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde angeführt, das zu Leipzig von 1773 bis 1780 erschien. Allein mit Unrecht, da dies Taschenbuch vielmehr ein Musenalmanach ist, ganz von derselben Beschaffenheit und Einrichtnng wie der Leipziger Almanach der deutschen Musen (1770—1781), mit dem es auch denselben Herausgeber hatte: nämlich den bekannten Christian Heinrich Schmid, den sogenanten Gießner oder Theorien-Schmid, von dem Goethe in Dichtung und Wahrheit einiges Ergötzliche erzählt und der einer der unvermeidlichsten Vielschreiber jener Epoche war.

Eben so wenig darf die Iris hierher gezogen werden, welche Johann Georg Jacobi, der Bruder des Philosophen, in den Jahren 1774—76 herausgab und

die unter ihren Mitarbeitern außer Friedrich Jacobi, Heinse ꝛc. auch Goethe zählte, dessen Erwin und Elmire hier zuerst abgedruckt ward. Auch die Iris ist kein Taschenbuch, sondern ein Journal, noch genauer eine Monatsschrift, was damals noch die einzige gebräuchliche Form für belletristische oder wissenschaftliche Zeitschriften war.

Und so dürfte denn wohl kaum ein rein belletristisches Taschenbuch bei uns gefunden werden vor dem Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, das zuerst 1790 ans Licht trat und zwar in Leipzig, wie es denn auch fortwährend den Charakter einer gewissen sächsischen Gemüthlichkeit (den es ja auch schon im Titel ausspricht) beibehalten hat: jenen Charakter, um es deutlicher zu machen, der im vorigen Jahrhundert einen Christian Felix Weiße mit seinem Kinderfreund und seiner Leipziger Bibliothek der schönen Wissenschaften, im neunzehnten einen Friedrich Kind und Theodor Hell geschaffen hat. Das Buch wurde anfänglich von Wilhelm Gottlieb Becker redigirt, der auch schon früher (1795 — 1800) ein Taschenbuch für Gartenfreunde, als Fortsetzung des Hirschfeldschen, herausgegeben hatte, und auch auf antiquarischem Gebiet durch sein Augusteum bekannt geworden ist. Nach Becker übernahm Friedrich Kind die Redaction, die 1821 auf Amadeus Wendt überging, den wir auch noch unter den Heraus-

Digitized by Google

gebern des Musenalmanachs wieder finden werden; 1827 gerieth sie in die Hände des Hofrath Philippi, eines übelberufenen Vielschreibers, der das Unternehmen denn auch mit dem Jahre 1829 glücklich zu Grabe trug. Doch hatte sich seit dem Jahre 1819, noch eine zweite Fortsetzung abgezweigt, die unter Friedrich Kind's Redaction verblieb.

Der nächste und ansehnlichste Concurrent des Taschenbuchs zum geselligen Vergnügen war das Cotta'sche Taschenbuch für Damen, das mehr als dreißig Jahre hindurch, von 1798 bis 1831 erschien. Zwar fallen dazwischen noch einige Taschenbücher von dem schon genannten Johann Georg Jacobi, wie das Taschenbuch von J. G. Jacobi und seinen Freunden (1795—99; der Jahrgang 1797 fehlt). Doch waren dieselben meist nur von kurzer Dauer, ebenso wie sein Ueberflüssiges Taschenbuch (1800—1802), seine Iris, ein Taschenbuch (1803—1813) ꝛc. Das Taschenbuch für Damen dagegen erfreute sich nicht nur, wie schon erwähnt, einer ungemein langen Dauer, sondern es erhielt auch durch seine Mitarbeiter einen Werth, der es noch jetzt dem Literarhistoriker interessant macht. Insbesondere waren Goethe, dessen kleinere Erzählungen hier nicht nur zuerst erschienen, sondern zum Theil ausdrücklich in Veranlassung

Digitized by Google

dieses Taschenbuchs geschrieben wurden, ferner Schiller, Herder, in späterer Zeit auch Jean Paul, thätige Mitarbeiter. Daneben zeichnete sich das „Taschenbuch, der Liebe und Freundschaft gewidmet" aus; es erschien zu Frankfurt a. M. 1801—1836, vom Jahre 1814 ab von Stephan Schütze redigirt, und hatte seine eigentliche Glanzepoche zur Zeit der Hoffmannschen Novellistik, die hier durch das Fräulein von Scudery, den Meister Martin und seine Gesellen und einige andere von Hoffmann's besten Leistungen vertreten war.

Auch die Romantiker machten schon damals einige schwache Versuche, sich gleichfalls in dieser populären Form beim Publikum einzuführen. Doch wollte weder Franz Horn's Luna (1804—5), noch Leo von Seckendorf's Prometheus (1819) nebst einigem Aehnlichen gedeihen. Erst als die Romantik sich aus der „Mondbeglänzten Zaubernacht" des Märchens zurückzog in die Säle der vornehmen Gesellschaft, zu ästhetischen und religiösen Betrachtungen, zur Bearbeitung mittelalterlich historischer Stoffe, mit einem Wort zu jener Novelle, wie sie durch Tieck geschaffen ward und wie dann sofort zahlreiche Nachahmer sie weiter verbreiteten — da erst und erst in dieser abgeschwächten Form gelang es den Romantikern, einen festen Platz in der Gunst des Publikums zu gewinnen und wiederum war es die Form des

Digitized by Google

Taschenbuchs, in der sie diese Gunst nun ausbeuteten und genossen. Da es kaum möglich sein oder doch ein viel größeres Detail erfordern würde, als es mit dem Zweck dieses Buches vereinbar ist, specifische Unterschiede an den einzelnen Unternehmungen dieser Art zu erkennen, sie sich vielmehr sammt und sonders aufs Aeußerste ähnlich sehen und sammt und sonders Kinder der Concurrenz sind, so begnügen wir uns hier, nur die vorzüglichsten derselben namhaft zu machen. Auch ist es ja noch gar nicht so lange her, daß dieser Nachwuchs der Romantik in Aller Händen war; der Leser wird seine Lieblinge noch im Gedächtniß haben und mag sie sich selbst heraussuchen.

An die Spitze stellen wir dabei die Brockhaus'sche Urania, nicht blos weil sie schon 1810 erschien und erst in den Stürmen von 1848 untergegangen ist, sondern weil sie auch entschieden das Beste und Werthvollste dieser ganzen Unterhaltungsliteratur gebracht hat; wir erinnern statt aller weiteren Anführungen nur an Ernst Schulze's Bezauberte Rose, die als Preisgedicht für die Urania entstand (1819); ferner an die Tieckschen Novellen, die fast ohne Ausnahme zuerst in der Urania, einige auch in einem eigenen Tieckschen Novellenkranz (1836—1840) erschienen, sowie aus neuester Zeit an die Auerbachschen Erzählungen, mit denen die letzten Jahrgänge der Urania sich schmückten.

Digitized by Google

Der Urania zunächst stellen wir das Frauentaschenbuch, das als eine unmittelbare Frucht der patriotischen Begeisterung und der deutschthümelnden Richtung, wie dieselbe sich während der Freiheitskriege ausgebildet hatte, im Jahre 1815 entstand und bis nach der Julirevolution (1831), theils von Fouqué, theils von Rückert, theils auch von Georg Döring, dem Novellisten, herausgegeben ward.

Aehnlicher Richtung war die Cornelia, Taschenbuch für deutsche Frauen, von dem wackern Alois Schreiber im Jahre 1816 gegründet; es ist eines der wenigen Taschenbücher, die selbst die Katastrophe von 1848 überstanden haben.

Bei der eigentlich stoffhungrigen Lesewelt dagegen, bei jener meinen wir, die auf ästhetische Form und künstlerische Intention wenig, aber Alles auf spannenden Inhalt und eine tüchtige Erschütterung der Nerven giebt, standen hauptsächlich Taschenbücher in Gunst, wie die Penelope, die 1811 von Theodor Hell gegründet ward und sich ebenfalls bis jetzt erhalten hat; ferner das Rheinische Taschenbuch (von Adrian seit 1810; wird gleichfalls noch fortgesetzt), die Orphea (1824—31) u. s. w. Hier war der eigentliche Tummelplatz der van der Velde, Tromlitz, Weisflog und anderer belletristischer Tagesschriftsteller, die mit rüstig breitem Pinsel für das rohe Ergötzen des großen Publikums arbeiteten und denen sich leider auch ein

Talent zugesellte, das wohl zu Höherem berufen gewesen wäre: Karl Spindler, dessen „Vielliebchen" (seit 1836) gleichfalls zu den gelesensten Taschenbüchern der Zeit gehörte. Denselben Charakter tragen auch die zahlreichen österreichischen Taschenbücher, die erst recht aufblühten, als es im übrigen Deutschland mit den Taschenbüchern schon wieder auf die Neige ging: Aglaja (1815—33), Aurora (seit 1824) und viele Andere. Einen etwas höhern Schwung nahm die Minerva, Taschenbuch für Damen (1809—33), in der sich besonders der Dresdner Böttiger als Aesthetiker und Kunsterklärer vernehmen ließ; auch die Kupfer zur Penelope, Scenen aus Schillers Werken nach Zeichnungen von Ramberg darstellend, der überhaupt der eigentliche deutsche Taschenbuchszeichner war, standen lange Jahre in hohem Ansehen.

Und doch mußte Alles, was wir bisher angeführt haben, die Segel streichen, als einer der letzten und äußersten Sprößlinge der Romantik, ihr eigentliches Zerrbild, in welchem die ganze sittliche Hohlheit und Frivolität dieser Richtung zu Tage kam, der Verfasser der Mimili, K. G. S. Heun, genannt H. Clauren, seine ebenso fruchtbare wie leichtfertige Feder auch dieser Gattung zuwandte: das Clauren'sche Vergißmeinnicht, das zuerst für das Jahr 1818, ein Jahr nach der Mimili, erschien und mit dessen Namen allein eine ganze Literaturepoche, ja ein ganzer Abschnitt des deutschen Sitten-

Digitized by Google

lebens charakterisirt ist, erlangte eine Verbreitung und wurde vom Publikum, hoch und niedrig, jung und alt, mit einem Heißhunger verschlungen, wie er den edelsten Meisterwerken unserer Literatur nur selten zu Theil geworden.

Das ist denn aber auch, wie der Gipfel, so zugleich der Wendepunkt dieser ganzen Taschenbuchsliteratur; wie es einmal dahingekommen, daß selbst Clauren seine Zugkraft verliert und daß sogar das Vergißmeinnicht aufhört, seine Abnehmer nach Tausenden zu zählen, da ist das ein sicheres Zeichen, daß auch diese ganze Literatur ihrem Untergange nicht mehr ferne ist.

Auch ohne die Ereignisse von Achtundvierzig also, die ihn allerdings beschleunigt haben, würde dieser Untergang eingetreten sein; ja schon seit Anfang der vierziger Jahre gesellen sich zu dem negativen Anzeichen, das wir so eben berührten, gewisse positive Merkmale, die auf einen bevorstehenden Umschwung in diesem Gebiete hindeuten. Und zwar nimmt höchst interessanter Weise dieser Umschwung genau wieder dieselbe Form an, in welcher der früheste Keim der Taschenbuchsliteratur sich überhaupt gezeigt hatte: nämlich die Form des Kalenders. Seit Ende der dreißiger, Anfang der vierziger Jahre stellen sich bei uns jene illustrirten Volkskalender ein, die seitdem zu einer so ungeheuren Masse angewachsen sind und sich gegenseitig eine Concurrenz

bereiten, gegen die selbst die Concurrenz der Taschenbücher, zur Zeit ihrer höchsten Blüthe, zurücktreten muß. Diese Volkskalender sind die wahren Taschenbücher der neuern Zeit; der Holzschnitt hat bei ihnen den Stahlstich, ein einfaches Blatt Papier den goldenen Schnitt und den seidenen Einband verdrängt. Dafür sind aber zu der einseitigen Belletristik Naturwissenschaft, Geschichte, Länder- und Völkerkunde, Geschichte des Handels und der Industrie ꝛc. hinzugetreten: und wenn ehedem die Verleger der Taschenbücher Noth hatten, die Modebelletristen der Zeit an ihre Unternehmungen zu fesseln, so sehen wir jetzt die namhaftesten Männer der Kunst und Wissenschaft es schon nicht mehr unter ihrer Würde halten, im Gegentheil, sie wetteifern, die Volkskalender mit Beiträgen ihrer Feder auszustatten und dem Volke den Schatz ihrer Kenntnisse, den Glanz ihres Namens zur Verfügung zu stellen.

Doch würde eine nähere Betrachtung dieser Volkskalender und was mit ihnen zusammenhängt mehr in eine Geschichte der eigentlichsten Volksliteratur gehören: und wenden wir uns somit von hier wieder zurück zu den Musenalmanachen, die wir zu Anfang der zwanziger Jahre verließen, zu einer also Zeit, wo die eben besprochene Taschenbuchsnovellistik so recht in der vollsten Blüthe stand und die gesammte poetische Literatur der Deutschen beherrschte.

Digitized by Google

Ja nicht blos beherrschte, sondern, wenn wir dabei an Poesie im engeren Sinne denken, beinah völlig verdrängte und erstickte. Es ist wiederum eine interessante und charakteristische Thatsache, daß zu der Zeit, da die Novelle ihren Triumph feierte, die Lyrik in Deutschland beinahe völlig zurücktrat und selbst die einzelnen ausgezeichneten Dichter, die in diesem Gebiete damals unter uns auftraten, ein Uhland, ein Platen, nur geringe Aufmerksamkeit erregten und nur mäßigen Beifall fanden.

Was speciell die Musenalmanache betrifft, so hören dieselben in dieser Zeit so gut wie vollständig auf; in den ganzen zehn Jahren von 1820 bis 1830 ist nicht Ein Musenalmanach in Deutschland erschienen, ausgenommen drei Jahrgänge eines schon 1817 zu Hamburg von R. D. Hinsche unter dem Namen Winfried gegründeten „Nordischen Musenalmanach", der aber schon 1823 wieder zur Ruhe ging und auch übrigens ohne alle Bedeutung ist. An ihre Stelle treten die Taschenbücher, die nun für eine kurze Zeit eine ähnliche Verbreitung und Bedeutung gewinnen, wie der Voß-Bürger'sche und der Schiller'sche Almanach für die Literatur der siebziger und neunziger Jahre.

Mit dem Jahre dreißig, das überhaupt, wie man weiß, für unsere politische wie literarische Entwickelung von so entscheidendem Einfluß wurde, tritt auch hiege-

gen wieder eine Reaction ein; die Zeitstimmung, angeregt durch den Ernst der politischen Situation, verlangt auch in der Literatur wieder nach einer ernstern, gediegeneren, männlicheren Kost, die Poesie selbst rafft sich aus der romantischen Verschwommenheit empor, nimmt sich zusammen zu ernsteren, strengeren Formen, setzt sich noch einmal höhere, heiligere Ziele als die bloße Unterhaltung der allerordinärsten Lesewelt.

Als Organ dieser strengeren, dieser, wenn auch zum Theil noch in romantischer Form, doch gegen das romantische Princip der Frivolität und der abstrakten, wesenlosen Ironie ankämpfenden Richtung stellt sich der Leipziger „Deutsche Musen-Almanach" dar. Im Jahre dreißig von Amadeus Wendt ziemlich principlos, aus der bloßen dilettantischen Kunstliebhaberei heraus gegründet, geht er nur drei Jahre später über in die Hände von Chamisso und Gustav Schwab, wo er denn sofort den oben angedeuteten Charakter gewinnt. Wir glauben diesen Charakter selbst in der Kürze nicht besser bezeichnen zu können, als indem wir ihn einen pädagogischen nennen; aus der Verwilderung der Romantik sollte die Literatur aufs Neue zu Ernst und Sittlichkeit herangezogen, die Dichter sollten der romantischen Formlosigkeiten und Koketterien entwöhnt, endlich das Publikum selbst noch einmal für den einfachen und doch so köstli-

Digitized by Google

chen, ſo lebensvollen Reiz wahrhafter Poeſie, gegenüber den Flittern romantiſcher Afterkunſt, gewonnen werden. Man hätte berühmtere Dichter, man hätte großartigere, umfaſſendere Geiſter an die Spitze des neuen Unternehmens ſtellen können, ohne Zweifel, als Chamiſſo und Schwab waren: aber gewiß Niemand, der ſich eben dieſes pädagogiſchen Theils der Aufgabe bewußter geweſen wäre, Niemand, der ſich ihr mit größerem Ernſt, größerer Liebe, größerer Keuſchheit hingegeben hätte, als es von dieſen beiden Männern geſchehen iſt.

Der Segen, den ſie auf dieſe Art in unſerer Literatur geſtiftet haben, iſt unermeßlich und hoffentlich auch unvergänglich. Chamiſſo's Ehrfurcht gebietende Perſönlichkeit, verbunden mit dem immer leutſeligen, immer hilfreichen Weſen des vortrefflichen Schwab, veranlaßte die jungen Dichter unwillkürlich ſich zuſammenzunehmen; es war nicht blos ein äſthetiſches, es war zugleich ein ſittliches Band, man wollte nicht blos ſeine Verſe vors Publikum bringen, man wollte ſich auch die Theilnahme, den Rath, die Freundſchaft von Männern wie Schwab und Chamiſſo erwerben: während andererſeits die hohe und ungetheilte Achtung, in welcher die beiden Herausgeber beim Publikum ſtanden, auch dieſes mit einem gewiſſen Reſpect vor einer Unternehmung erfüllte, die ſo beliebte, ſo makelloſe Namen an der Spitze trug. Mitten in einer pro-

Digitized by Google

saischen, von den widersprechendsten Richtungen wild durchkreuzten Zeit, derselben Zeit, wo von anderer Seite her Cameraderie und Cliquenwesen ganz offenkundig zum Hebel der modernen Literatur gemacht wurden, war in dem Chamisso-Schwab'schen Musenalmanach der Kunst eine Stätte gegründet, von der alle unlautern und eigennützigen Absichten sich entfernt halten mußten und wo die Kunst selbst, in erhabenem Ernst, als einzige Gebieterin thronte. Wir erinnern an den ergreifenden Warnungsruf, den Chamisso selbst in einem der letzten von ihm besorgten Almanache an die jungen Dichter seiner Zeit ergehen ließ, sein Testament gleichsam, mit dem er Abschied nahm von der Jugend, der er bis dahin als Führer und Rathgeber gedient, und das gewiß Jedem, der sich damals davon getroffen fühlte, unvergeßlich geblieben ist:

Ihr jüngern Sangbegabten, sammelt Euch
Um mich, ich rechne mit dem Leben ab,
So scheint es: laßt mich einmal noch zu Euch
Aus vollem Herzen reden; hört mich an:
Des Sehers und des Sängers Gaben sind
Von Gott und heilig; ehrt den Gott in Euch,
Fröhnt nicht mit Heiligem dem Weltlichen;
Buhlt mit der Lyra nicht um schnöden Lorbeer
Und nicht um schnödes Gold!

Digitized by

Frei schallt aus freier Brust das deutsche Lied,
Von keinem Ludwig wird es ausgesät;
Frei wie der Vogel sei der deutsche Sänger,
Und mag er vogelfrei auch sein, ihn schützt
Der Gott, der ihn zum Liebling sich erwählt,
Ihn lohnt der Ton, der aus der Kehle dringt!
— — — Nie entwürdigt
Zum schnöden Handwerk werde der Gesang;
Ernähret euch von ehrlichem Erwerb
In eures Angesichtes Schweiß: dem Tage
Gehöre seine Plage: spaltet Holz,
Karrt Steine, wenn die Noth es von euch heischt;
Wann aber schlägt die Abendfeierstunde
Und in des Himmels Räumen sich entzündet
Das Licht der Sterne, dann, Geweihte, schüttelt
Von euch die Sorgen, frei erhebt das Haupt
Und frei belebt die heil'ge Nacht mit Tönen,
Ruft in den Schlafenden die Träume wach,
Die Träume jener Welt, die in euch lebt; —
Das Reich der Dichter ist das Reich der Wahrheit,
Schließt auf das Heiligthum, es werde Licht!

Solche Zurufe gingen nicht verloren, wenigstens nicht völlig. Hat der Chamisso'sche Almanach auch keinen Schiller oder Goethe erzogen (was, nebenher gesagt, auch eine ganz absurde Zumuthung wäre), so hat er doch wesentlich beigetragen zur Erziehung jenes vielleicht nur sehr mittelmäßigen, sehr unbedeutenden, aber in dieser Unbedeutendheit zum Wenigsten gesunden,

Digitized by Google

frischen, ehrlichen Dichtergeschlechtes, das den deutschen Parnaß unserer Tage bewohnt und das durch seinen guten Willen und seine bescheidene Unterordnung uns einigermaßen zur Nachsicht stimmt gegen die Unzulänglichkeit seiner poetischen Kräfte. Wir begnügen uns an dieser Stelle nur Einen aus dieser Generation namhaft zu machen, einen Dichter, der bei aller Einseitigkeit seines Talents und bei Allem, was die Kritik an ihm auszusetzen haben mag, dennoch ein ganz unwiderlegbarer Beweis ist für die Fortschritte, welche die Poesie der dreißiger Jahre im Vergleich zu der unmittelbar vorhergehenden Epoche gemacht hatte und der sich uns dabei zugleich als ein recht eigentlicher Zögling des Chamisso'schen Almanachs darstellt: Freiligrath. Es ist, wie gesagt, leicht, die Schwächen der Freiligrath'schen Muse nachzuweisen und auch das ist richtig, daß der Standpunkt, den der Dichter der „Wüstenlieder" bei seinem ersten Auftreten, sowie in der ganzen ersten Hälfte seiner poetischen Laufbahn einnahm, von der fortschreitenden Entwickelung schon längst wieder überwunden und beseitigt ist. Allein man versetze sich andererseits nur in die Mitte der dreißiger Jahre, man erinnere sich, was bis dahin als die eigentliche Poesie des Tages gegolten und mit welchen trostlosen Wassergüssen die Hippokrene der Houwald und Hell und Kind und Genossen die damalige deutsche

§ 60. Verfahren bei Ausschließung der Öffentlichkeit. (1) Wird die Öffentlichkeit ausgeschlossen, so ist nach Wiederherstellung der Öffentlichkeit der wesentliche Inhalt der in der Verhandlung vorgekommenen Aussagen und Erklärungen der Angeklagten und Zeugen sowie der Gang der Verhandlung in Gegenwart der Öffentlichkeit von dem Vorsitzenden mündlich zusammenzufassen.

(2) Das Urteil ist stets in Gegenwart der Öffentlichkeit zu verkünden.

(3) Dauert der Ausschluß der Öffentlichkeit wegen Gefährdung der Staatssicherheit (§ 57 Abs. 1) länger als drei Monate, so kann das Gericht mit Zustimmung der Staatsanwaltschaft von der Verkündung der Gründe des Urteils absehen. Dies gilt nicht, wenn der Angeklagte oder sein Verteidiger binnen einer Woche nach der Verkündung des Urteils die Verkündung der Gründe beantragt. Wird dem Antrag nicht stattgegeben, so ist das Urteil aufzuheben und die Hauptverhandlung zu erneuern.

§ 61. Verfahren bei Ausschließung der Öffentlichkeit und Gefährdung der Staatssicherheit. (1) Wird die Öffentlichkeit wegen Gefährdung der Staatssicherheit (§ 57 Abs. 1) ausgeschlossen, so ist nach Wiederherstellung der Öffentlichkeit der wesentliche Inhalt der in der Verhandlung vorgekommenen Aussagen und Erklärungen der Angeklagten und Zeugen sowie der Gang der Verhandlung in Gegenwart der Öffentlichkeit von dem Vorsitzenden mündlich zusammenzufassen.

(2) Das Urteil ist stets in Gegenwart der Öffentlichkeit zu verkünden.

(3) Dauert der Ausschluß der Öffentlichkeit wegen Gefährdung der Staatssicherheit (§ 57 Abs. 1) länger als drei Monate, so kann das Gericht mit Zustimmung der Staatsanwaltschaft von der Verkündung der Gründe des Urteils absehen. Dies gilt nicht, wenn der Angeklagte oder sein Verteidiger binnen einer Woche nach der Verkündung des Urteils die Verkündung der Gründe beantragt. Wird dem Antrag nicht stattgegeben, so ist das Urteil aufzuheben und die Hauptverhandlung zu erneuern.

sches Jahrbuch, 1840 und 41) und Andere machten, die Form des Musenalmanachs mit derjenigen des Taschenbuchs zu verschmelzen und dadurch beiden neue Kraft und neues Interesse einzuhauchen. Allein zwei Schwächlinge zusammen geben noch immer nicht Einen gesunden Menschen und so mußten auch diese Experimente, trotz der vorzüglichen Kräfte, die sie zum Theil anstellten, und trotz der berühmten Namen, von denen sie getragen wurden, dennoch erfolglos bleiben. —

Ueberhaupt dürften wir nunmehr ein geeignetes Material beisammen haben, um die Frage nach dem Werth oder Unwerth der Almanache und Taschenbücher und was die nächste Zukunft beider Gattungen sein wird, unparteiisch und leidenschaftslos zu entscheiden. Die Zeit der belletristischen Taschenbücher ist mit der Herrschaft des belletristischen Geschmackes selbst vorüber; was davon noch existirt, kann vielleicht seinen Todeskampf noch verlängern, aber sterben muß es doch. Dagegen werden die wissenschaftlichen Taschenbücher, als eine bequeme und beliebte Form zur Popularisirung wissenschaftlicher Kenntnisse, sich noch lange Zeit erhalten und dem Wesen nach immer wieder auftauchen. Die Volkskalender endlich und was mit ihnen zusammenhängt, haben von allen Literaturgattungen die allergrößte Zukunft vor sich, ja die ganze Literatur,

Digitized by Google

behaupten wir, ſo weit ſie nicht ſtreng wiſſenſchaftlich iſt, wird früher oder ſpäter denſelben Weg einſchlagen müſſen, der hier angebahnt liegt und von dem nur zu wünſchen bleibt, daß der Packwagen der Induſtrie ihn nicht allzuſehr ausfahre.

Nicht ſo einfach iſt die Frage wegen der Muſenalmanache. Daß wir kein prinzipieller Gegner derſelben ſind und daß wir uns keineswegs blind machen gegen die namhaften Verdienſte, welche dieſelben ſich zu wiederholten Malen, unter beſtimmten geſchichtlichen Bedingungen, um die Förderung unſerer Poeſie erworben haben, davon wird der Leſer ſich aus allem Vorſtehenden überzeugt haben. Aber nur das leugnen wir (um unſere urſprüngliche Behauptung hier wieder aufzunehmen) allerdings, daß dieſe Bedingungen auch jetzt noch vorhanden ſind; wir leugnen, daß bei der gegenwärtigen Lage unſerer Literatur und bei den unendlich höheren, unendlich großartigeren Aufgaben, welche derſelben gegenwärtig geſtellt ſind, das Fortexiſtiren des Muſenalmanachs noch irgend welche Bedeutung hat. Wir behaupten ſogar im Gegentheil, daß daſſelbe ſchädlich wirkt, indem es nur dazu dient, bei Dichtern wie Leſern ein in äſthetiſcher wie ſittlicher Hinſicht höchſt nachtheiliges Dilettantenthum zu erhalten und auszubreiten; alle die Gründe, die das Inſtitut der Muſenalmanache früherhin für unſere Litera-

tur wünschenswerth und nöthig machten, sind weggefallen und nur der eine armselige Grund der Tradition, der Gewöhnung, des sentimentalen: es wäre doch schade, wenn wir keinen Musenalmanach mehr hätten — ist geblieben. Daß die Zahl unserer belletristischen Journale sich in den letzten Jahren außerordentlich vermindert hat, geben wir zu; aber doch immer nicht in dem Grade, glauben wir, daß unsere jungen Lyriker nicht noch hinlängliche Gelegenheit hätten, die Erstlingskinder ihrer Muse vor dem Publikum aufzuführen — und ganz gewiß nicht in dem Maße, wie das Interesse des Publikums selbst für die lyrische Poesie im Allgemeinen abgenommen hat.

Denn dies ist der eigentliche und entscheidende Punkt! Diese neue Kunstrichtung der dreißiger Jahre, von der wir oben sprachen und in deren Verlaufe wir noch jetzt stehen, diese Kunstrichtung also, welche, im Gegensatz zu der abstracten Poesie der romantischen Epoche, vornämlich auf die Wirklichkeit des Lebens und seine poetische Durchdringung gerichtet ist, hat zwar ihren Anfang in der Lyrik genommen, allein sie ist keineswegs in diesem Gebiete stehen geblieben. Im Gegentheil, gerade wegen ihres praktischen Inhalts ist sie diesem engen Gebiete längst entwachsen und hat sich in den höhern Gattungen der Poesie, im Epos, im Drama, im

Digitized by Google

Roman, den eigentlichen Tummelplatz ihrer Thätigkeit erschlossen. Es ist ganz richtig, was auch schon von anderer Seite ausgesprochen worden, so herb es klingt und so bitterböse Gesichter unsere jungen Verskünstler dazu machen: wer nichts weiter ist als blos Lyriker, wessen poetische Begabung nicht weiter reicht, als nur die Empfindungen des eigenen Innern auszusprechen oder allenfalls eine alte Volkssage in hübsche glatte Verse zu bringen, wem die eigentlich gestaltende Welt der Dichtkunst, die Welt des Romans, des Drama's, ein Buch mit sieben Siegeln ist, an welches zu rühren er nicht den Muth, nicht einmal den Drang besitzt — der mag immerhin ein sehr liebenswürdiger Mensch, ein sehr anmuthiger Sänger sein, aber auf wirkliche literargeschichtliche Bedeutung, auf eine dauernde und eingreifende Stellung zur Literatur unseres Volkes hat er nur sehr geringen Anspruch. —

Auch fühlt das Publikum selbst dies Verhältniß ziemlich deutlich heraus. Wo sind die Zeiten geblieben, da ein einziges kurzes Gedicht hinreichend war dem angehenden Poeten die Aufmerksamkeit des Publikums zuzuwenden? ja da ein einziges mit Beifall aufgenommenes Gedicht genügte, einen literarischen Ruf zu gründen? Das Publikum hält heutzutage von den einzelnen Gedichten überhaupt nicht viel; sei es natürliche Dickhäutigkeit oder

Digitized by Google

augenblickliche Erschöpfung oder auch Folge unserer verdrießlichen politischen Lage, die allerdings vollkommen geeignet ist die Geschmacksnerven ein wenig abzustumpfen — genug, das Publikum läßt jetzt die geschmackvollsten, die lieblichsten, die wohlgelungensten Gedichte, so lange sie ihm nur einzeln geboten werden, von sich abprallen wie Wassertropfen von einem Regenmantel, es fühlt sie gar nicht! Das Publikum hält es mit dem Frosch in Goethe's Faust:

„Denn wenn ich judiciren soll,
So will ich auch das Maul recht voll."

Eine Sammlung von leidlichem Umfang, mit bestimmtem Charakter und ausgeprägter Physiognomie, ist das Wenigste heutzutage, was es selbst auch von dem lyrischen Dichter verlangt. Sehr mit Recht: da es bei der gegenwärtigen Lage unserer Literatur und ihrem Verhältniß zur Gesammtheit unseres Nationallebens überall weit weniger auf die einzelne literarische Production als auf die literarische Persönlichkeit ankommt, auf den Charakter, auf das ethische Element, das jetzt und künftig von dem ästhetischen nicht mehr geschieden werden darf.

Dies, wie gesagt, ist das Wenigste, was unser Publikum verlangt. Aber auch selbst gegen derartige größere und charakteristische Sammlungen verhält es sich im Ganzen genommen äußerst spröde. Aus Mangel an

Poeſie, behaupten Einige; wir möchten im Gegentheil ſagen, aus recht aufrichtigem, recht lebhaftem poetiſchen Bedürfniß! Das Publikum will ſich ſelbſt, in der ganzen Mannigfaltigkeit ſeiner praktiſchen Erſcheinung, mit ſeinen Freuden und Schmerzen, ſeinen Hoffnungen und Befürchtungen, ſeinen Laſtern und Thorheiten, in der Dichtung wiederfinden; nicht mehr blos das enge menſchliche Herz mit ſeinen perſönlichen Leidenſchaften, nein, die ganze Welt der Wirklichkeit mit all ihren Widerſprüchen und Ungereimtheiten ſoll die Fackel des Poeten erleuchten und eben dadurch zu höherer Einheit verklären. Dazu reicht natürlich die bloße Lyrik nicht mehr aus; darum hat dieſelbe auch keinen Anſpruch mehr, für die berufene Dichtart unſerer Zeit zu gelten.

Vielleicht zwar iſt man geneigt, uns jene zwanzigſten und dreißigſten Auflagen entgegenzuhalten, deren gewiſſe Lyriker unſerer Tage ſich bei alledem erfreuen. Allein erſtlich gehören dieſe Lyriker mit den Wurzeln ihres Daſeins und ſomit auch ihrer literariſchen Erfolge faſt ohne Ausnahme einer früheren Epoche an; es ſind nur gleichſam die Zinſen eines bereits zur Tradition gewordenen Ruhmes, den ſie damit erheben. Sodann aber möchte es auch wohl der Mühe verlohnen, einmal die Kreiſe ins Auge zu faſſen, durch deren Theilnahme dieſer ungewöhnliche Abſatz ermöglicht wird, und

zu prüfen, wie weit das eigentliche wahrhafte Volk, die Maſſe der Nation, nicht blos eine einzelne politiſche oder ſociale oder vielleicht gar religiöſe Coterie, ſich darin repräſentirt findet. Und endlich würde von dieſen außerordentlichen Erfolgen wohl auch noch das in Abzug zu bringen ſein, was Papiermüller, Buchdrucker und Buchbinder dazu liefern; träten dieſe Poeten nicht in ſo verwünſcht niedlichem Gewande auf, ſchlüpften ſie Einem nicht ſo ſauber in die Taſche, gebt Acht, ob ſie ſo raſch den „Weg zum Herzen der Nation“ gefunden hätten! —

Wir nannten vorhin den Chamiſſo-Schwab'ſchen Muſenalmanach ein pädagogiſches Mittel zur Erziehung der damaligen Literatur; eine eben ſolche pädagogiſche Nothwendigkeit iſt es gegenwärtig, keinen Muſenalmanach mehr erſcheinen zu laſſen. Das Publikum ſoll ſich nicht nur der gedankenloſen Tradition, es ſoll ſich auch der äſthetiſchen Näſcherei entwöhnen; es ſoll aufhören, Bücher, welche es ſelbſt erſt mit großem Geſchrei verlangt hat, hinterdrein, wenn ſie da ſind, kaum mit halbem Intereſſe anzublättern, um die kaum angeblätterten ſofort wieder mit einer andern Neuigkeit zu vertauſchen, der es nicht beſſer ergeht; es ſoll ſich auch ſeinerſeits wieder bewußt werden, daß die Kunſt ein erhabenes, ein heiliges Ding iſt, das auch von Seiten des Publikums

Digitized by Google

eine ernſte und nachhaltige Hingabe erfordert. Vor Allem aber ſollen unſere heranwachſenden Poeten zu der Erkenntniß gelangen, daß bei der Ausbildung, welche unſere gegenwärtige Literatur erlangt hat, mit dem bloßen lyriſchen Talent noch wenig oder gar nichts gethan iſt; ſie ſollen frühzeitig lernen ſich zu größeren Productionen zuſammenzufaſſen und die Aufgabe des Poeten da zu ſuchen, wo ſie in Wirklichkeit liegt, nämlich in der künſtleriſchen Bewältigung des wirklichen Lebens; ſie ſollen es ſich auch namentlich geſagt* ſein laſſen, daß nur derjenige auf eine glückliche Ernte hoffen darf, der auch die Mühe der Ausſaat nicht geſcheut und daß, wer ſich zu früh auf den Markt der Oeffentlichkeit wagt, höchſtens ſich ſelbſt anzuklagen hat, wenn er mit leeren Händen davon zurückkommt. Bäume, die zu früh zum Blühen kommen, bringen meiſt nur verkrüppelte und ungeſunde Früchte. Das Talent, die angeborene Mitgift der Natur iſt etwas, ohne Frage, ſogar unter Umſtänden ſehr viel. Aber ſeinen eigentlichen Werth erhält das Talent doch erſt durch ſeinen Inhalt und dieſen Inhalt vermag allein das Leben zu erzeugen. Wer noch nichts erlebt hat, wer noch nicht Mann an Mann mit der Wirklichkeit gerungen, der ſoll auch noch nicht dichten. Oder wenigſtens ſoll er es nur in der Stille ſeines Kämmerleins thun, nicht die Theilnahme ſeines

Digitized by Google

Volkes damit behelligen. Der bloßen Nachahmer, der blos angebildeten Talente, Dichter so zu sagen vom zweiten Aufguß, die ihre Poesie wieder nur von einem anderen vorhandenen Poeten ableiten, haben wir genug; was unserer Literatur noth thut und wem es allein vergönnt sein wird, die Preise der Zukunft zu gewinnen, jene Preise, auf die wir Lebenden in richtiger Erkenntniß unserer Schwäche längst verzichtet haben, das ist die ursprüngliche, die keusch zusammengehaltene Kraft, das ist der Genius, den die Muse mit um so größerer Inbrunst in ihre Arme aufnehmen wird, je weniger er sich von dem Alltagsdienst der Literatur hat abnutzen lassen. —

Hinweg denn also mit diesen Musenalmanachen, die, während sie auf unwürdige Weise von den Brosamen der fertigen Celebritäten zehren, unsern angehenden Dichtern im Gegentheil nur zur Veranlassung dienen, sich vorzeitig zu zerstreuen und zu zersplittern! Hinweg mit diesen bedeutungslosen Resten einer längst vergangenen Epoche, an denen nur die gedankenlose Liebhaberei unserer Dilettanten sich noch kitzelt und die nur dazu beitragen, das Publikum in seiner Zestreutheit und seiner Gleichgültigkeit gegen die wahre Aufgabe der Poesie zu bestärken! Hinweg mit diesen Treibhäusern, in denen Renommées gezogen werden, von denen schon nach

Digitized by Google

ſechs Monaten kein Menſch mehr weiß und die bei alledem doch gerade lange genug währen, um aus unbefangenen, harmloſen jungen Leuten mißvergnügte, mit Gott, der Welt und ſich ſelbſt zerfallene Dichterlinge zu machen! Sehe man doch nur einmal die Muſenalmanache, die ſo etwa in den letzten zehn Jahren erſchienen ſind, an: von Allem, was ſie gebracht haben, ſind reichlich neun Zehntel nicht werth geweſen, daß ſie überhaupt gedruckt wurden, bloßer Ballaſt, den die Redacteure in der Angſt ihres Herzens in Druck gegeben haben, weil ſie nichts Beſſeres hatten und damit das Buch doch den gehörigen Umfang bekäme; von dem übrig bleibenden Zehntel hätten wiederum neun Zehntel ebenſo gut ungedruckt bleiben können, die Welt hätte auch gerade nichts daran verloren — und höchſtens der hundertſte Theil hat unſerer Literatur zu einem wirklichen Gewinn gereicht. Dieſer Cultus der Mittelmäßigkeit, ja geradezu der poetiſchen Armſeligkeit muß aufhören; er hat der Nation ſchon zu viel Schaden gethan, ſchon zu viel Kräfte verdorben, die auf anderen Gebieten nützlich und mit Ehre, ſich ſelbſt und Anderen zur Freude, hätten wirken können.

Darum noch einmal, hinweg mit den Muſenalmanachen!

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Volkslied in Deutschland.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Volk hat immer Zeit zu warten: denn ſeine Zeit kommt immer. Keine Bewegung in der Geſchichte giebt es, wie ariſtokratiſch ihr ſcheinbarer Ausgangspunkt auch ſein mag, und ebenſo auch keine Richtung der Literatur, ja ſelbſt nicht der Wiſſenſchaft, die nicht endlich beim Volke anlangte, vom Volke Nahrung und Leben ſchöpfte, durch das Volk erſt ihre eigentliche Wahrheit und Wirkſamkeit erhielte; da iſt kein Schacht ſo tief, keine Kluft ſo groß, kein Geſtein ſo ſpröde, der Geiſt des Volkes findet doch Mittel und Wege ſich hindurchzuarbeiten, und ſollte es zum Theil auch in den wunderlichſten Formen und in den unerwartetſten, widerſpruchsvollſten Erſcheinungen geſchehen.

Unter die ſeltſamſten Erſcheinungen dieſer Art, mitten in unſerer an Seltſamkeiten und Widerſprüchen ſo überreichen Zeit, zählen wir auch die außerordentliche Aufmerkſamkeit, welche neuerdings wieder, in einer Literatur, die ſcheinbar mit ſo ganz anderen Dingen beſchäf-

Digitized by Google

tigt war, dem Volksliede gezollt wird, dem einheimischen sowohl wie dem fremden.

Und das nicht blos von Seiten der gelehrten Forscher oder weniger vereinzelter Kunstliebhaber, sondern auch von der großen Masse des Publikums. Es steht diese Erscheinung, auf den ersten Anblick wenigstens, so sehr in Widerspruch mit demjenigen, was sich sonst als Geist der Zeit kund giebt, sowie mit der Richtung, welche die Literatur der Gegenwart bis dahin verfolgt hatte, daß es schon aus diesem Grunde nicht ohne Interesse sein wird, einige Augenblicke dabei zu verweilen und den Gründen derselben nachzugehen.

Welcher Art die eben gedachte Richtung unserer modernen Literatur war, weiß Jedermann. Je mehr unsere Dichtung unter den Händen der Romantiker dem wirklichen Leben und seinem Bedürfniß war entfremdet worden, mit um so größerem Ungestüm drängte sie sich ihm seit ungefähr der Mitte der dreißiger Jahre wiederum entgegen. Die Literatur wollte gut machen, was sie versäumt; hatte sie sich die letzten Decennien hindurch das Ansehen gegeben, der Nation das praktische Leben zu ersetzen, ja hatte sie sich in thörichter Selbstüberschätzung an die Stelle des Nationallebens selber gedrängt, so machte sie den Forderungen der Wirklichkeit jetzt ebenso bereitwillig wieder Platz. Die Kunst selbst

zog sich zurück, sie vergaß, auf Augenblicke wenigstens, die ihr zustehenden unveräußerlichen Rechte des Schönen, um dem Zeitgemäßen, dem Nützlichen desto freieren Spielraum zu gewähren. In die Literatur flüchteten sich die großen Gegensätze, die unter der scheinbar so ruhigen Oberfläche unseres damaligen geselligen wie politischen Lebens verborgen lagen und denen es hier theils an der Freiheit, theils aber auch an der Kraft und Entschlossenheit gebrach, hervorzutreten; von unseren Schriftstellern, unseren Poeten wurden jene Schlachten zum Voraus geschlagen, die ein halbes Menschenalter später die Welt mit Blut und Verwirrung und Untergang erfüllen sollten.

Mit einem Wort: was die Literatur der Romantiker zu wenig gethan hatte, das that die Literatur der dreißiger und vierziger Jahre zu viel; sie begnügte sich nicht mehr, der tönende Mund der Zeit zu sein, nein, sie machte sich zur Dienerin, zur Schmeichlerin ihrer unmittelbarsten Bedürfnisse; die Kunst galt wenig oder nichts, aber alles die Tendenz, die unmittelbare, hausbackene, praktische Tendenz!

Und jetzt nun, da der so geflissentlich, mit so viel Verwegenheit und Ausdauer vorbereitete Kampf wirklich ausgebrochen ist, da jene politischen und socialen Fragen, mit deren Beleuchtung und Verallgemeinerung die

Literatur sich so viel Mühe gegeben, jetzt wirklich in ihrer praktischen Lösung begriffen sind, da die Feuersbrunst, zu welcher unsere Poeten das Holz so diensteifrig herbeigetragen, nun in der That in gewaltiger Lohe gen Himmel schlägt — welche Stellung zu diesen nicht mehr blos poetischen, nicht blos imaginären Kämpfen der Gegenwart nimmt die Literatur jetzt ein? Sie hat eine Menge von Stichwörtern in die Zeit geworfen, die unsere politischen Acteurs, große wie kleine, noch jetzt confus machen, eine Menge von Aufgaben gestellt, an denen unsere angehenden Staatsmänner sich noch auf lange hinaus die Zähne lahm beißen werden — was thut sie selbst, uns aus diesem Nothstand herauszuhelfen? Welchen Antheil nimmt die Poesie noch an den Kämpfen, den Leiden der Gegenwart? Wo ist der Balsam, den sie in unsere Wunden, wo das Licht des Trostes, der Hoffnung, das sie in die Nacht unserer Verzweiflung gießt?

Nun, man braucht nur an den ersten, den besten Büchertisch zu treten, um die Antwort davon abzulesen: lauter allerliebste Büchelchen für die Nipptische unserer Damen! lauter Gold und Seide und süßlächelnde Stahlstich-Gesichterchen, so süß, daß einem ernsthaften Menschen oft recht bitter dabei zu Muthe wird! Unsere Literatur ist lange nicht so niedlich, so zierlich gewesen,

Digitized by

als gerade in diesen Zeiten, wo die Faust der Gewalt so roh, so täppisch zwischen unsere edelsten Hoffnungen hineingeschlagen hat; selbst die verrufene Taschenbuchsliteratur der zwanziger Jahre ist noch eine wahre Literatur der Folianten und des gelehrten Tiefsinns gegen die kokett sentimentale Leichtfertigkeit, deren unsere Poeten nach der Mode sich in neuester Zeit wiederum befleißigen.

Wir bescheiden uns gern, daß es noch immer einige ernsthafte und würdige Ausnahmen von der allgemeinen Verwilderung giebt und ebenso auch, daß diese Verwilderung selbst nicht sowohl die einzeln stehende und willkürliche Verirrung der Literatur selber, als vielmehr die nothwendige Folge ist jenes großen und allgemeinen Umschwungs, der mit dem Herbst achtundvierzig bei uns eingetreten ist und dem selbst wiederum die historische Nothwendigkeit nicht wohl bestritten werden kann. Allein das kann uns nicht hindern, die Thatsache als solche festzustellen — eine Thatsache, nach unserem Dafürhalten, die auch auf unsere nächste Zukunft noch ein höchst verhängnißvolles Licht fallen läßt. Ein Mensch kann schlecht sein, sehr schlecht: aber er wird nie ganz schlecht sein, so lange wenigstens seine Phantasie noch im Stande ist, zum Reinen und Würdigen sich zu erheben, so lange ihn noch, und sollte es nur auf Momente sein, eine Sehnsucht nach dem Höheren, Besseren

beschleicht, so lange er wenigstens noch vor dem Namen der Tugend einige Ehrfurcht empfindet. Die Phantasie eines Zeitalters, sein besseres, idealisches Theil, ist seine Poesie; auch ein Volk kann vor vielen falschen Götzen knien, auch eine Nation kann sich zu Zeiten so weit vergessen, ihr Heil in der Knechtschaft statt in der Freiheit, in der satten Schande statt im ruhmvollen Untergange zu suchen — aber wehe ihrer Zukunft, wenn auch ihre Poesie anfängt, die erhabenen Namen der Freiheit und des Vaterlandes zu verlernen und auch der Mund ihrer Dichter nur noch Schweigen für die Wahrheit, für die Lüge des Tages aber Festgedichte, Siegeslieder und Dankeshymnen hat!

Gehört nun die jetzt so geflissentlich betriebene Erneuerung und Verbreitung des Volksliedes vielleicht derselben reactionären Strömung an? Volkslieder zu sammeln war eine Lieblingsbeschäftigung unserer Romantik — ist mit den übrigen Revenants unserer romantischen Epoche vielleicht auch das Volkslied wieder aus seiner Gruft gestiegen, um den Lebenden Luft und Boden zu verkümmern? Das sind nicht mehr die fliegenden Blätter „gedruckt in diesem Jahr", das sind jetzt zum großen Theil ebenfalls höchst zierlich ausgestattete Bücher, mit Goldschnitt, in seidenem Deckel, ganz wie die neueste Mode es verlangt — ist, in dieser Zeit der allgemeinen

Digitized by Google

Verderbniß und Entsittlichung, auch die Unschuld vom Lande liederlich geworden? ist auch das Volkslied herabgesunken zu einem bloßen Gegenstande buchhändlerischer Speculation, einem bloßen kaufmännischen Köder für den verzärtelten Geschmack des Publikums?

Oder haben wir darin vielleicht im Gegentheil ein Heilmittel zu erkennen, das die krankgewordene Zeit sich selber reicht? Ist es der Vorbote, vielleicht sogar schon die Vorbereitung zu einer neuen poetischen wie sittlichen Erhebung, was die vergessenen Lieder des Volks plötzlich zu einem Gegenstande allgemeiner Aufmerksamkeit, allgemeiner Vorliebe gemacht und ihnen, die bis dahin nur im Bücherwinkel des Gelehrten oder in der unsaubern Tasche des Handwerksburschen einen kümmerlichen Zufluchtsort fanden, plötzlich die goldenen Säle unserer Vornehmen, die Moschusduftenden Boudoirs unserer Damen geöffnet hat?

Wir wenden uns, um die genügende Antwort auf diese Fragen zu erhalten, dahin, wo dieselbe allein gegeben werden kann, an die Geschichte; wir untersuchen die Beschaffenheit der Zeiten, in denen das Volkslied schon früher bei uns, mittelbar oder unmittelbar, zur Geltung gekommen; wir prüfen, unter welchen Umständen und in welcher Veranlassung es geschehen und welche

Wirkungen das Volkslied damals auf die Gesammtheit unserer Literatur ausgeübt hat.

Doch dürfen wir auch dabei wieder nicht mit allzuviel gelehrter Genauigkeit verfahren; wir würden sonst Gefahr laufen, unsere Leser in die ersten nebelhaften Anfänge unserer Literatur zu verlocken, in jenes so ungewisse wie unfruchtbare Gebiet, auf welchem selbst der Fuß des Kenners sich nur mit Mühe zurechtfindet und das auch seiner angestrengtesten Forschung nur eine sehr kärgliche Ausbeute gewährt. Es genügt für unseren Zweck darauf hinzuweisen, daß die erste Form, in der die deutsche Literatur uns überhaupt entgegentritt, oder richtiger gesagt, durch die wir von der Existenz einer deutschen Literatur überhaupt erfahren, die Form des Volksliedes ist. Volkslieder waren jene Schlacht- und Kriegsgesänge, von denen wir bei Tacitus dunkle Erwähnung finden; Volkslieder jene historischen Gesänge, durch welche die alten Germanen das Andenken des Armin und anderer Stammeshelden feierten; Volkslieder endlich jene Thiersage, in der das ursprüngliche Wald- und Naturleben unserer ältesten Vorfahren sich auf so wundersame Weise wiederspiegelt und deren tiefsinnig symbolische Weisheit noch von so viel späteren Jahrhunderten nicht hat erschöpft werden können. — Doch ist die Notiz von der Existenz dieser Lieder in der That auch

Alles, was wir von ihnen wissen und besitzen. Ja nicht einmal von ihrer Existenz wissen wir, sondern nur von ihrem Untergange. Das erste Schauspiel, welches die Literatur unseres Volkes uns bietet, ist der Kampf, welchen eine fremde, aufgedrungene Bildung, gegen die ursprüngliche, volksthümliche führt. Das Christenthum, gestützt auf die kümmerlichen Reste, die es selbst von der römischen Bildung übrig gelassen, vermochte in der altgermanischen Volksthümlichkeit, mit ihrer rohen Naturkraft und ihrem heidnisch starren Trotze, nur einen Feind zu erblicken, welchen es aller Orten angreifen, aus jeder Position verdrängen, aus jedem Schlupfwinkel aufstöbern mußte. Nirgends ruhen die Wurzeln einer Volksthümlichkeit so tief und so fest, als in der Sprache eines Volkes und seiner Poesie. Daher bildete auch die Sprache der alten Germanen und ihre Poesie die hauptsächlichsten Punkte, gegen welche die neue römisch-christliche Bildung ihre Angriffe richtete. Was die Sprache anbetraf, so war ihre Ausrottung freilich etwas Unmögliches. Man konnte sie auf alle Weise aus dem öffentlichen Verkehr verdrängen, man konnte die lateinische zur Hof- und Gerichtssprache erheben, aber der römisch gebildete Priester selbst bedurfte der Volkssprache, um sein Bekehrungswerk durchzusetzen; mitten zwischen den lateinischen Formeln und Gesängen

Digitized by Google

des kirchlichen Ritus mußte ein Platz übrig bleiben für das gesprochene, das Allen verständliche, das deutsche Wort; dieselbe Kirche, die das germanische Wesen auf der einen Seite mit Feuer und Schwert unerbittlich verfolgte, mußte ihm auf der andern wieder zur Freistatt dienen.

Desto heftiger erging die Verfolgungssucht der Kirche sich gegen die volksthümliche, oder was für jetzt noch gleichbedeutend war, die heidnische Poesie. Die alten Volkslieder wurden verpönt und verschrieen als Zauberlieder; die alten trotzigen Helden der Volkssage sollten den demüthig hinschmachtenden Gestalten der christlichen Legende, den Märtyrern und Heiligen weichen; statt der Lust an Gefahr und Kampf und Krieg, welche die alten Lieder feierten, sollte Gehorsam, Demuth, Entsagung die Herzen der Männer erfüllen. Noch jetzt liegt eine ganze Reihe von Concilienbeschlüssen und königlichen Verordnungen vor, deren zum Theil grausame Bestimmungen den Beweis liefern für die Energie und Hartnäckigkeit, mit welcher die christliche Geistlichkeit in diesem Kampfe verfuhr. Die deutsche Poesie ist unter dem Scheermesser der Censur geboren; ja dasselbe hat kaum zu einer andern Zeit auf dem Haupte dieses jungen Simson mit solcher Schwere geruht, als da die Hand der Geistlichen den spröden, ungebärdigen Sohn der Wälder zum latei-

Digitized by Google

nisch plärrenden Kirchenknecht umzuschaffen suchte. — Der Versuch gelang, wenigstens so weit er die Literatur betraf; die Reste der alten heidnischen Poesie verschwanden vor dem inquisitorischen Fanatismus der Kirche; sie flüchteten, sie verbargen sich in einzelne geheimnißvolle Wendungen, einzelne Namen und Sprichwörter, aus denen sie den gelehrten Forscher unserer Tage nur zuweilen noch anblicken, wie den Wüstenreisenden das starre, leblose Auge einer zertrümmerten Sphinx.

Man kennt den Verlauf, den unsere mittelalterliche Literatur nimmt, und der in genauester Uebereinstimmung steht mit den Epochen, in denen die deutsche Geschichte sich übrigens entwickelt. Der Herrschaft, welche in der ersten Hälfte des Mittelalters die Geistlichkeit über das Leben unserer Nation ausübt, entspricht die ausschließlich geistliche oder doch geistlich gefärbte Literatur der ersten Jahrhunderte. Auf die Geistlichen sodann folgen, als die eigentliche Blüthe des Mittelalters, sie selbst gleichsam ein weltlicher Mönchsorden, die Ritter; die ritterlichste Epoche unserer Geschichte, die Zeit der Hohenstaufen mit ihren Heerzügen, ihren Kriegen und Siegen ist zugleich die Blüthezeit unserer ritterlichen Dichtung, wie sie selbst wiederum das Höchste ist, was unserer mittelalterlichen Poesie zu erreichen vergönnt war. Wodurch aber ist sie das? Weil in ihr, der ritterlichen

Digitized by Google

Dichtung, die Elemente des alten Volksgesangs wieder aufwachen; weil sie hier wieder Gestalt und Form gewinnen, die alten mythischen Helden der Vorzeit, die Siegfried, Dietrich, Etzel; weil die ritterlichen Sänger selbst aus den Prunkgemächern ihrer Burgen herabsteigen und unter und mit dem Volk die Weisen des Volks erlernen. So lange hatte das Gold des Volksgesanges sich verborgen, ähnlich jenem Nibelungenschatze, dem die Woge des Rheins gleichzeitig zum Sarg und zum Schutze dient; jetzt aber, in dieser Maienzeit, dieser eigentlichen sang- und klangreichen Festepoche unseres mittelalterlichen Lebens, steigt auch sie wieder aus der Nacht der Vergessenheit empor, sie giebt den Dichtern große Stoffe, lehrt sie den Ton treffen, der die Herzen des Volks entzündet, erweitert die Literatur einer einzelnen Kaste zur Literatur der Nation. —

Auf den Trümmern unserer königlichen Herrschaft und seines getreuesten Vorkämpfers, des Ritterthums, siedelt sich bekanntlich der Bienenfleiß unserer Bürger an; auf die großen mittelalterlichen Kriegshelden folgen die großen mittelalterlichen Kauf- und Handelsherren, die friedlichen Helden von Nürnberg, Augsburg, Köln, die allerdings, wie das Beispiel der Hansa beweist, nach Gelegenheit und wo ihr Interesse es erforderte, auch recht kriegerisch auftreten konnten. Mit dieser Hegemonie des

politischen Lebens geht auch die Hegemonie der Dichtkunst in die Hände unserer Bürger über; auf die Epopöen und Liebeslieder unserer ritterlichen Dichter folgen die Reimchroniken und Verskünsteleien, die derben Schwänke und Späße unserer bürgerlichen Meistersänger.

Damit hatte denn der Stufengang unseres mittelalterlichen Lebens sich vollendet; die ständische Gliederung, die dem Mittelalter ebenso nothwendig und natürlich, wie ihre grillenhafte Nachahmung für die Gegenwart unpassend und verderblich ist, war damit durchgeführt bis zum Aeußersten und ein neuer, ein gleichsam brachgelegter Boden harrte des großartigen Ereignisses, das schon am Horizonte unserer Zukunft dämmerte und mit dem eine neue Epoche nicht blos der deutschen, sondern der Weltgeschichte überhaupt beginnen sollte.

Dieses Ereigniß war die Reformation. In ihr zum ersten Male schmolz die ganze Nation zu Einer Masse, in Einem Interesse zusammen: freilich nur um sich gleich darauf um so tiefer, sogar nach der Meinung Einiger für immer und unheilbar zu trennen. Die Reformation ist das erste Ereigniß unserer Geschichte, das sich nicht mehr an einen einzelnen Stand, eine einzelne Kaste, sondern an die Nation im Ganzen wendet; der Begriff einer deutschen Nation selbst wird erst unter den Stürmen der Reformationszeit wach. Die sämmtlichen bisherigen Träger

Digitized by Google

des deutschen Lebens mußten sich erst ausgelebt, mußten erst mit ihrer Asche das Feld gedüngt haben, aus dem die neue deutsche Geschichte emporblühen sollte, diese Geschichte, in deren erster unvollkommenster Hälfte wir in diesem Augenblick selbst noch stehen, bevor das Volk als solches den Schauplatz betreten durfte.

Wie verhielt es sich nun aber mit der Literatur? Jede Zeit braucht so gut wie ihre Helden auch ihre Dichter, sie kann zu den Thaten des Schwertes auch die Thaten des Wortes nicht entbehren — welche poetischen Formen waren bereit, den geistigen Inhalt dieser neuen Zeit aufzunehmen? wo waren die Dichter, die Künstler, die sich ihr zu Verkündern, zu Priestern, zu Propheten darboten? Mit der politischen Geltung der bisherigen mittelalterlichen Kreise war auch die poetische Bedeutung, die poetische Fähigkeit derselben untergegangen, auch hier war reiner Tisch gemacht — wer wagt es also die Lücke auszufüllen? wo ist der Dichter, wo das Lied, das dem nahenden Tage der Reformation gleich dem Morgenstern voranwandelt und dessen wohlthätiger Glanz auch in der Mittagshitze des geschichtlichen Kampfes nicht verbleichen wird?

Das Volkslied ist es! Wie nach Zerbröckelung und Auflösung der bisherigen bevorrechteten Stände das Volk selbst, in seiner nationalen Gesammtheit, den Boden der

Digitized by Google

Geschichte betritt, so fällt auch die Dichtung, nach Auflösung und Zerbröckelung der bisherigen literarischen Kreise, in die Hände des Volks als Gesammtheit zurück. Das Volkslied ist die eigentliche Poesie des Reformationszeitalters; in ihm kommen alle jene männlichen und tapfern, jene zarten und innigen Empfindungen zu Worte, für welche der Meistergesang in seiner handwerksmäßigen Verknöcherung weder Ohr noch Auge besaß; gleich der Lerche bald im Blau des Himmels schwebend, bald zwischen Feldern und Gärten nistend, sieht und versteht es die großen Ereignisse der Geschichte, es sieht und feiert die Heldenkämpfe der Schweizer und der Dithmarsen — und sieht auch den verstohlenen Kuß des Liebenden, belauscht die Thräne des Einsamen, mischt sich in den Jubel der Zecher, schmettert hell auf im bacchischen Jubel der Tanzenden. Ja was bedarf es noch weiterer Beispiele, da ein einziges genügt? Das protestantische Kirchenlied, diese echt deutsche Schöpfung, der keine andere Nation etwas Aehnliches zur Seite zu setzen hat, und in der so viel edelstes Blut unseres Stammes fließt, ist, poetisch wie musikalisch, wesentlich aus der Wurzel unseres Volkslieds gewachsen. Der Löwe zeugt nur Ein Junges; so hat auch die Reformation nur Eine poetische Gattung ausgebildet, aber diese auch zur Meisterschaft — das Volkslied.

Digitized

Aber die Reformation selbst scheiterte bekanntlich, lange bevor sie ihre Aufgabe erfüllt, sogar bevor sie sich derselben nur völlig bewußt geworden; noch wir in unserm vorgeschrittenen neunzehnten Jahrhundert haben nichts Größeres noch Dringenderes zu thun, als die Arbeit der Reformation wieder aufzunehmen und sie ihrem endlichen Ziele zuzuführen. Wie die Reformation verkümmert und verdirbt, verkümmert und verdirbt mit ihr auch das nationale Leben — und mit dem Leben auch die Literatur. Nur Luther's Fehler vererben sich, nicht seine Tugenden. Statt des Einen Bischofs zu Rom, den die Protestanten nicht mehr anerkennen, erzeugen sie ganze Heerschaaren protestantischer Bischöfe, die jede Dorfkirche zu einem Stuhl Petri machen und ihren berühmten Collegen zu Rom an Herrschsucht, Eigensinn und Dünkel oft noch übertreffen; statt jener gebildeten und freisinnigen Gelehrten des Reformationszeitalters, jenen wahrhaften Humanisten, in denen nicht blos der Buchstabe, sondern auch der Geist des Alterthums wieder lebendig geworden war und die eben dadurch so wesentlich zum Ausbruch der Reformation selbst beigetragen hatten, wächst in unsern Schulen und Hörsälen ein dickköpfiges, pedantisches Geschlecht auf, das wiederum nur Pedanten und Dickköpfe erziehen kann und dessen groben Sinnen das Geheimniß griechischer Schönheit ewig unerforscht

bleibt; statt der nationalen Einheit, welche das Auftreten der Reformation begleitet, scheidet die Nation sich tiefer und schroffer denn je, die Spaltung des mittelalterlichen Lebens wiederholt sich noch einmal und Gelehrte, Hofherren und Philister travestiren den Kreislauf, der sich in den Gelehrten, den Ritter und Bürgern des Mittelalters so nothwendig wie natürlich gestaltet hatte.

Auch dieser neue Kreislauf wird von der Literatur mit durchgemacht; der mittelalterlichen Poesie der Geistlichen, der Ritter und Meistersänger tritt vom Ausgang des sechszehnten bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eine Poesie der Gelehrten, der Hofdichter und Philister an die Seite. Für die belebenden Wirkungen des Volksliedes ist unter diesen Umständen natürlich ebenfalls kein Raum mehr; ebenso jählings wie die Reformation abreißt, ebenso plötzlich verstummt auch der Volksgesang, wie die Reformation einerseits in Pfaffenthum, andererseits in Pedantismus verläuft, so artet auch das Volkslied einerseits in theologische Bänkelsängerei aus und wird andererseits verschüttet und begraben in dem Bücherstaub, den die neue gelehrte Dichtung, die Dichtung der Opitz, Gryphius, Lohenstein um sich her aufwühlt und mit dem sie das Auge der Nation verfinstert. Es ist interessant zu sehen, wie das Volkslied sich zur Wehr setzt gegen seine gelehrten Widersacher, bei denen dies

Digitized by Google

als oberster Grundsatz feststeht, daß das sogenannte Volk nur Pöbel ist und daß wer nicht Latein und Griechisch versteht, auch keinen Vers machen kann. Zwar von dem allgemeinen Verfall des nationalen Lebens kann auch das Volkslied sich nicht ausschließen; es kann keine neuen Quellen der Dichtung springen lassen, wo der Strom des volksthümlichen Lebens selber versiegt ist; es kann sogar nicht hindern, daß es selbst abgeschmackt, roh und läppisch wird, genau so roh, abgeschmackt und läppisch, wie die Nation im Ganzen geworden war. Aber es greift den Feind auf seinem eigenen Gebiete an; kann das volksthümliche Lied die gelehrten Dichter nicht zwingen, seine Sprache zu reden, wohlan, so bindet es sich selbst ein gelehrtes Mäntelchen um, setzt den Doctorhut auf und verbrämt sich mit lateinischen Titeln und Redensarten!

Wir meinen damit erstlich jene sogenannten Gesellschaftslieder, die sich, als eine eigene Gattung des Volksliedes, eine Misch- und Zwittergattung zwischen dem Volksliede und der gelehrt conventionellen Dichtung, seit Mitte des sechszehnten, besonders aber im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts entwickeln und über die uns seit Hoffmann von Fallersleben's Sammlung (Leipzig 1844) ein so bequemer Ueberblick verstattet ist. Zweitens und ganz vornämlich aber meinen wir die Sammlungen von Volksliedern, die nun, je mehr das Volks-

Digitized by Google

lied selbst aus dem Leben wieder zurücktritt, um so eifriger betrieben werden und die in sehr bedeutender Anzahl von ungefähr der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts bis in den Anfang des siebzehnten reichen: also genau bis in die Zeit, wo der Sieg der neuen gelehrten Dichtung durch Opitz vollendet und entschieden wird. Anfänglich überwiegt in diesen Sammlungen das musikalische Element; mit der Zeit jedoch gewinnt das literargeschichtlich gelehrte, das eigentliche Sammlerinteresse, das bekanntlich kaum zu einer andern Zeit so in Blüthe stand wie damals, die Oberhand.

Die erste dieser Sammlungen waren die Frischen Liedlein von Forster, die 1540 in fünf Bänden zu Nürnberg erschienen und allen Anzeichen nach einer großen Verbreitung, als ein eigentliches Haus- und Familienbuch jener Zeit, genossen. Einzelne Lieder und Liederkreise waren sogar noch früher gesammelt, oder in Werke verwandten Inhalts gelegentlich eingeschalten worden. So giebt namentlich die sogenannte Limburger Chronik (aus dem 14. Jahrhundert) verschiedene Liederanfänge, wie sie damals vorzugsweise im Munde des Volkes waren, und auch in Spangenberg's Sächsischer Chronik (1594) sowie in der Meißnischen Berg- und Landchronik des Petrus Albinus (1590) finden sich ähnliche Ueberlieferungen. Ein Büchlein, Gassenhawerlein betitelt, er-

Digitized by Google

schien 1535 zu Frankfurt, ebendaselbst auch eine Anzahl Reuterliedlein; eine Sammlung Bergkreyen gab Erasmus Rotenbacher 1551 zu Nürnberg heraus 2c. Auch Sammlungen allgemeinen Inhalts gleich der Forster'schen werden um so häufiger, je mehr wir uns dem Ausgang des sechszehnten Jahrhunderts nähern; auf Forster folgen 1570 Christian Hollardi Neuwe Geistliche und weltliche Liedlein, sowie einige Jahre später (1574) Alexander Stendals Fröliche deutsche Lieder. In demselben Jahre erschien der erste Band von Jacob Regnardt's Kurzweiligen Liedern, der schon 1579 neuaufgelegt werden mußte und dem 1588 noch ein zweiter folgte. 1583 gab Nicolaus Rosthius zu Frankfurt Fröliche neuwe deutsche Gesänge heraus, als Vorläufer ähnlicher Sammlungen, die er später an verschiedenen Orten erscheinen ließ. In demselben Frankfurt trat schon im nächsten Jahre (1584) ein Liederbüchlein ans Licht, „darin begriffen sind zweihundert zweiundsechszig allerhand schöner weltlicher Lieder" — und noch vieles Aehnliche in fast ununterbrochener Folge bis in das erste Drittel des siebzehnten Jahrhunderts, wo die alsdann eintretende gelehrte Dichtung diesen Bestrebungen ein Ende machte oder sie doch mehr auf antiquarisches Gebiet hinlenkte.

Digitized by Google

Doch unterbrechen wir hier diese Titelangaben, die überdies weder auf Genauigkeit noch Vollständigkeit Anspruch machen, sondern nur als Probe der damaligen Thätigkeit dienen sollen, um einem Einwande zu begegnen, der dem Leser vermuthlich schon lange auf der Zunge schwebt: nämlich was alle diese Sammlungen genützt und wozu sie gedient haben, da sie doch weder das Volkslied selbst lebendig erhalten, noch die tyrannische Alleinherrschaft der gelehrten Poesie haben verhindern können.

Auf Schritt und Tritt nachweisen, was sie genützt, können wir freilich nicht. Wenn man dagegen erwägt, daß diese Sammlungen auf Menschenalter hin (denn man war damals noch sehr mäßig in Bücherkaufen, schon ein Vorrath von wenigen Bänden galt als ein Schatz, der vom Vater auf Sohn und Enkel vererbte) einen wesentlichen Bestandtheil unserer Familienlektüre bildeten; daß sie das weltliche Seitenstück waren zu dem geistlichen Gesangbuch, das mit Bibel und Kalender in keinem bürgerlichen Haushalt jener Tage fehlte; daß sie als Leseübung der Kinder, als Zeitvertreib der Jünglinge, als verstohlenes Ergötzen der Jungfrauen, als Erholung endlich der Männer und Würze ihrer geselligen Zusammenkünfte dienten: so ist man vielleicht geneigt, den Werth derselben etwas höher anzuschlagen. Wir unserntheils nehmen keinen Anstand, der Existenz dieser Sammlungen

nicht nur die einzelnen Anklänge an das Volksthümliche und wirklich Poetische zuzuschreiben, denen wir, wie sparsam immer, bei Opitz und seinen Zeitgenossen begegnen, sondern wir sind auch überzeugt, daß die wenigen wahrhaften Poeten dieser Epoche, ein Flemming, ein Simon Dach, vor Allem aber ein Joh. Christ. Günther, sich vornämlich an diesen Sammlungen herangebildet und in dem Umgang mit ihnen jene Sprache des Herzens und der unmittelbaren Empfindung erlernt haben, die bei ihnen, wenn nicht überall und immer, doch wenigstens zuweilen, die angelernten Phrasen der Gelehrsamkeit durchbricht und die aus der übrigen Welt schon seit Langem verschwunden war. Durften wir das Volkslied in jener Verborgenheit, in welcher es in der ersten Hälfte des Mittelalters während der Herrschaft der geistlichen Dichtung sich erhielt, mit dem Nibelungenhort vergleichen, über den die Woge des Rheins ihr flüssiges Gold dahinwälzt: so erinnert das Volkslied, eingefangen gleichsam und unter Schloß und Riegel gehalten von den gelehrten Sammlern dieser Zeit, uns an ein anderes Bild der deutschen Sage, das auch bereits von einem allverehrten und berühmten Dichter unserer Tage in ähnlichem Sinne gedeutet worden ist — es ist Dornröschen im gläsernen Sarge, die des Befreiers, des Erretters, des Bräutigams harrt.

Digitized by Google

Und wohlan denn, der Bräutigam kommt! In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts beginnt ein zweiter Akt unserer modernen Geschichte; die unduldsame, Buchstabengläubige Religion der Theologen muß das Feld räumen vor der Religion der Humanität, die ihre siegreichen Fahnen in immer weitern und weitern Kreisen entfaltet; die bloße Gelehrsamkeit zerbricht wie eine todte Schaale und der Adler der deutschen Wissenschaft prüft muthig den jungen Flügel; von Winkelmann und Heyne gedeutet, wird das Geheimniß der antiken Schönheit noch einmal wieder lebendig unter uns; die neue deutsche Poesie schlägt die Augen auf — Goethe wird geboren.

Und siehe da, in demselben Moment erwacht auch das Volkslied wieder und tritt hervor aus der unrühmlichen Verborgenheit, in der es so lange begraben lag. Aus demselben England, das uns in Shakespeare das poetische Evangelium der neuen Zeit (die Wieland'sche Uebersetzung desselben erschien seit 1762) zugeschickt hatte, erhalten wir auch die Percy'sche Balladensammlung (Reliquies of ancient Poetry, 1765); dieselben siebenziger Jahre, die den Götz und den Werther und Lenore und Nathan entstehen sehen, sehen auch die erste Sammlung von Volksliedern wieder ans Tageslicht treten; derselbe Herder, der Goethe den Homer und den Shakespeare verstehen lehrt, weckt auch durch seine Volkslieder (1778 und 79; der Titel „Stimmen der

Völker" ist erst später und stammt erst aus der Gesammtausgabe der Herder'schen Werke von 1807) Geschmack und Verständniß der Zeit für die Schönheiten des Volksgesanges.

Es wäre eine völlig nutzlose Mühe und hieße an der Bildung unserer Leser zweifeln, wollten wir hier noch erst im Einzelnen nachweisen, was jene Zeit der Wiedererweckung des Volksgesanges verdankt und welche ungemein wichtige Rolle derselbe in der Entwicklung unserer classischen Dichtung spielt. Ist doch diese classische Dichtung selbst nur darum die classische, weil sich in ihr mit der gebildetsten, strengsten Form der lebendigste volksthümliche Inhalt, die größte Cultur mit der größten Einfalt verband — oder wie wir es auch ausdrücken können: weil in ihr Griechenland und Deutschland zusammentrafen und aufgingen zu einer höheren Einheit. Weder Homer mit all seiner anmuthvollen Naivetät, noch Shakespeare mit all seiner furchtbaren Erhabenheit hätten dazu allein ausgelangt, wenn nicht auch der Genius des Volksliedes an der Wiege der neuen Kunst gestanden, wenn nicht namentlich Goethe sein Ohr an dem leichten Fluß dieser Lieder, sein Herz an der Wahrheit, der Wärme und Treuherzigkeit ihrer Empfindungen gebildet hätte. Wie Goethe überhaupt der eigentliche classische Repräsentant, der wahre Mensch und Dichter dieser Epoche ist, so wird auch der Einfluß des Volksliedes

Digitized by Google

bei ihnen am sichtbarsten. Man weiß, daß er es nicht verschmäht hat, selbst ganze vorhandene Volkslieder unter seine Gedichte aufzunehmen und mit dem Stempel seines Namens zu verherrlichen. Und ebenso ist es auch Allen im Gedächtniß, mit welcher Lebhaftigkeit er sich noch in späten Jahren für die verschiedenartigsten Sammlungen von Volksliedern interessirte und welchen beredten Fürsprecher und liebevollen Interpreten dieselben, von Des Knaben Wunderhorn an bis auf Fauriel's Neugriechische Volkslieder und die Sammlung der Frau Talvj an ihm besaßen.

Dergleichen Sammlungen erschienen nun, seitdem das Percy'sche Werk in England, so wie das Herder'sche bei uns das Signal dazu gegeben, in außerordentlicher Anzahl, namentlich auch in Deutschland. — Selbst die Gegner dieser neuen volksthümlichen Richtung mußten wider Willen und Absicht noch zur Verbreitung derselben beitragen. So gab der bekannte Nicolai, der stets sehr wohlmeinende, aber in seinem Urtheil nicht immer ganz unbefangene, noch in der Wahl seiner Mittel ganz glückliche Wortführer der Berliner Aufklärung seinen „Feynen kleynen Almanach Vol schönerr echter liblicherr Volkslieder" (Berlin 1777—1778) eigentlich als Spottschrift heraus, um die ihn lächerlich dünkenden Bestrebungen der jungen Schule damit zu persifflliren. Doch beschränkt die Persifflage sich in der

That nur auf die karrikirte Orthographie, sowie auf einzelne höhnische Randbemerkungen, während die gesammelten Lieder selbst ganz brauchbar sind und zum Theil noch von heutigen Forschern verglichen werden. Besondere Sorgfalt für Sammlung und Mittheilung älterer Lieder zeigten das Deutsche Museum von Boie und Dohm, das wir in einer früheren Abhandlung dieses Buches ausführlicher besprochen haben, sowie in späterer Zeit, in den ersten Jahren des laufenden Jahrhunderts, die verschiedenen dahin einschlagenden Unternehmungen von Büsching, von der Hagen, Docen und Anderen.

Doch mußte dies Alles zurücktreten gegen den Eifer, mit welchem die Romantiker, deren Stern eben damals im ersten morgenlichen Glanze strahlte, sich der literarischen Pflege der Volkslieder annahmen; das bekannte Werk von Achim von Arnim und Clemens Brentano, Des Knaben Wunderhorn, das in den Jahren 1806 — 1808 zu Heidelberg erschien, hat in dieser Hinsicht Epoche gemacht, besonders auch durch die enthusiastische Anzeige, welche Goethe in der Jenaischen Literatur-Zeitung davon erscheinen ließ. Leider nur waren die Romantiker nicht blos sehr eifrige, sondern auch sehr flüchtige, sehr eigenwillige, ja geradezu unzuverlässige Sammler; die Texte des Wunderhorns entbehren nicht nur durchgängig aller kritischen Treue und Genauigkeit, sondern es findet sich

Digitized by Google

auch unter der Firma alter Volkslieder ein guter Theil von Gedichten darin, die, ganz oder theilweise, niemand Geringeres zum Verfasser haben als — die Herausgeber und ihre romantischen Freunde selbst!

Dergleichen Willkürlichkeiten (um es mit dem gelindesten Namen zu belegen) haben denn freilich mit der wachsenden Ausbildung der deutschen Alterthumswissenschaft und nachdem so gründliche Forscher wie Hoffmann von Fallersleben, Uhland, der verstorbene Soltau u. A. ihren Fleiß dem Volksliede zugewendet, aufhören müssen. Doch warten wir noch immer vergeblich auf die umfassende Sammlung, welche das bisher Gewonnene zu einem, wenn auch nur vorläufigen Abschluß bringen und einen leidlich geordneten Ueberblick der vorhandenen Schätze gewähren möchte. Was Erlach in dieser Hinsicht in seinem großen fünfbändigen Werke (Mannheim 1834—1837) geliefert hat, ist dem größern Theile nach nur eine sehr unvollständige und übereilte Compilation. Selbst die so lange und mit so großer Sehnsucht erwartete Uhland'sche Sammlung (seit 1844) hat, in den beiden Theilen wenigstens, die bis jetzt vorliegen, die Hoffnungen, die man darauf gesetzt hatte, nicht ganz erfüllt. Es ist eine höchst schätzbare, durch den Reichthum ihrer Quellen und die gewissenhafte Benutzung derselben für den Literarhistoriker unentbehrliche Sammlung, das ab-

Digitized by Google

schließende Werk jedoch, das man sich davon versprochen hatte, ist es ebenfalls noch nicht; auch fehlt noch der geschichtliche Commentar, der den Hauptvorzug des Buches bilden und Geschmack wie Gelehrsamkeit des Herausgebers ohne Zweifel ins hellste Licht stellen wird.

Ja es kann sogar die Frage entstehen, ob zu jenem abschließenden Werke die Zeit überhaupt schon gekommen und ob es nicht besser gethan ist, sich auch jetzt noch immer nur auf einzelne locale Sammlungen oder auch auf einzelne Gattungen von Volksliedern, überhaupt auf bestimmte monographische Gesichtspunkte zu beschränken. Wenigstens gehört das Beste, was auf diesem Gebiet in den letzten Jahren überhaupt erschienen ist, diesen letztern Gattungen an; so Hoffmann von Fallerslebens Schlesische Volkslieder (Leipzig 1842), so die Sammlungen von Soltau (1836) und Körner (1840), die sich ausschließlich auf historische Lieder, Körner sogar nur auf Lieder des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts beschränken; so das vortreffliche Werk von Kretschmar und Zuccalmaglio: Deutsche Volkslieder mit ihren Originalweisen, Berlin 1847, bei dem es indeß weniger auf die Texte als auf die Melodieen abgesehen war, wozu sich neuerdings als das voraussichtlich beste und vollständigste von allen der „Deutsche Liederhort" von Ludwig Erk (Berlin 1853) gesellt.

Digitized by Google

Die meisten dieser Werke erschienen im Lauf der dreißiger bis vierziger Jahre und fanden im Ganzen genommen beim Publikum — dem Publikum sagen wir, nicht den Gelehrten — nur eine ziemlich laue Aufnahme. Selbst das Uhland'sche Werk, das doch schon vor seinem Erscheinen (und mit Recht) als ein Nationalwerk angekündigt war, scheint nicht weit gedrungen zu sein; wir zweifeln stark, daß von je hundert Besitzern der Uhland'schen Gedichte auch nur ein einziger die Uhland'schen Volkslieder — wir sagen gar nicht gekauft, o nein, nur einmal in Händen gehabt hat. Wie kommt es denn also — um die Frage wieder aufzunehmen, von der wir ursprünglich ausgingen — daß diese Verbreitung des Volksliedes sich nach der Revolution von achtundvierzig so plötzlich, so sichtbar vergrößert hat? Wie geht es zu, wodurch erklärt es sich, daß eine Gattung von Büchern, die vor Kurzem noch den Fleiß des Gelehrten wie den Muth des Verlegers so wenig lohnte, jetzt auf einmal ein Gegenstand buchhändlerischer Speculation geworden, ja daß sie auf dem besten Wege ist, ein Modeartikel der Zeit zu werden? Ist das, wir wiederholen unsere Frage, Reaction? ist es Zufall? oder was ist es sonst?

Nein, es ist nicht Reaction, noch Zufall, noch auch die bloße Laune eines glücklich speculirenden Buchhändlers, sondern indem wir den Gang betrachten, den die

Digitized by Google

Literatur des Volksliedes bisher bei uns genommen, sowie die Einwirkungen, welche dasselbe zu wiederholten Malen und in so bedeutenden geschichtlichen Momenten auf die Gesammtentwickelung unserer Kunst geäußert hat, so kann uns kein Zweifel darüber bleiben, daß auch jetzt wieder ein solcher kritischer Moment bei uns eingetreten ist und daß das Volkslied, das bereits zweimal zum Heiland unserer Poesie geworden, es auch zum drittenmale werden will. Was dieser Heiland in diesem Augenblicke uns soll? Er soll zuerst und vor Allem den Fluch der Tendenz von uns nehmen, der Tendenz, die nicht tief innen im Kunstwerk steckt, nicht mit ihm im selben Moment empfangen und geboren ist, wie die Seele mit dem Leib, sondern ihm blos äußerlich angehängt und aufgeklebt ist. Auch das Volkslied ist nicht ohne Tendenz, das weiß Jeder, der auch nur einmal die allerleichtfertigste Sammlung zwischen den Fingern gehabt hat; sogar es hat gute Wege, daß unter all der politischen Lyrik unserer letzten Jahre sich auch nur ein so bitteres, so eingefleischtes Tendenzlied befände, als etwa das Sempachlied (von 1386) mit dem übermüthig schadenfrohen Refrain: „he sie sind ze tod erschlagen", oder das Spottlied „des von Ysenhofen" gegen die Eidgenossen, das zuerst von Rochholz in seiner verdienstlichen „Eidgenössischen Liederchronik" (1835) mitgetheilt ward.

Aber diese Tendenz des Volksliedes ist, wenigstens in den besseren von ihnen, künstlerisch verarbeitet; es ist bei aller Tendenz noch immer wieder eine gewisse poetische Naivetät, ein gewisser freier und unabhängiger Humor darin, durch den der Dichter die Rechte der Kunst wahrnimmt, so wenig er auch vielleicht auf schulgerechte Weise von denselben oder überhaupt nur von der Existenz einer Kunst zu sagen gewußt hätte.

Das Volkslied soll uns ferner befreien von der vielen unnöthigen und unpoetischen Gelehrsamkeit, die unsere moderne Lyrik mit sich schleppt und durch die sie wirklich einige Wahlverwandtschaft zeigt mit den Erzeugnissen der Opitz und Lohenstein. Der Poet soll es nicht mehr für nöthig halten, uns in jedem Liede, das er anstimmt, sofort sein gesammtes politisches und philosophisches Glaubensbekenntniß, und was er von der Erschaffung der Welt hält und von der Freihandelsfrage und dem Guano und dem directen oder indirecten Wahlrecht und so weiter — darzulegen; er soll auch nicht mehr mit jedem einzelnen Liede, das die Muse ihm bescheert, schnurstracks in die Unsterblichkeit laufen und über Nacht ein großer Dichter Deutschlands werden wollen: sondern er soll wieder lernen, harmlos und unbefangen zu dichten, sich und Anderen zur Freude, nicht weil er so will, sondern weil er so muß, wie die Lerche im Feld und

ihre Schwester in der Literatur, das Volkslied, singen. Ja wohl singen — und so sollen unsere Poeten auch das sich wieder merken und sollen durch das Beispiel des Volksliedes auch wieder zu der Einsicht gelangen, daß das Lied zuerst und vor Allem dazu da ist, gesungen zu werden; sie sollen die Stelzen einer unmusikalischen Rhetorik von sich werfen und den Muth haben, wieder so zu singen, aber auch wirklich zu singen, einfach, natürlich und wahr, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist.

Und endlich soll und wird auch das Publikum von den Volksliedern lernen, die einfache, aber gesunde Kost der künstlich überwürzten Speise vorzuziehen; es soll und wird den Unterschied merken, der zwischen dieser ächten, wahren Volksthümlichkeit liegt und jener theatralisch aufgestutzten, künstlich nachgemachten, mit der unsere Poeten und Dorfgeschichtsfabrikanten vom jüngsten Datum uns zu täuschen vermeinen; es soll und wird dahinter kommen, daß der poetische Genuß eben im Genuß, in der Hingabe besteht, nicht blos in der Kritik, und daß auch nur ein unbefangenes und unverbildetes Publikum unbefangene und unverbildete Dichter zu erzeugen im Stande ist. Uns Allen, wie wir da sind, Publikum wie Dichtern und Lesern wie Schriftstellern, thut nichts so noth, als aus der Uebercultur unserer

Digitized by

verschrobenen und verzwickten Zustände zur Einfachheit und Wahrheit der Natur zurückzukehren. Dazu aber wird unter Anderem auch dieser so plötzlich erwachte Geschmack am Volksliede das Seine beitragen, und können wir denselben daher nur mit herzlicher Freude als ein hoffnungsreiches und tröstendes Zeichen der Zeit begrüßen; hier, Ihr jungen Dichter der Zeit, in dieser Einfachheit und Natürlichkeit, dieser Wahrheit und Innigkeit, hier liegt der Weg, den Ihr wandeln, hier das Beispiel, dem Ihr folgen müßt! da macht Eure Studien, da wählt Eure Muster — und der Kranz des Sieges wird Euch nicht immer versagt bleiben, auch wenn keine beifallstrunkene Menge ihn Euch sofort beim ersten Anlauf entgegengetragen bringt!

Digitized by Google

Digitized by Google

Schiller's Volle.

Digitized by Google

Digitized by Google

Schiller's Lotte? wird der Leſer verwundert fragen, indem er die Ueberſchrift dieſes Aufſatzes erblickt: Schiller's Lotte? Nimmermehr, das muß ein Druckfehler ſein! Von einer Werther'ſchen Lotte wiſſen wir wohl und auch eine Charlotte von Stein kennen wir, der Deutſchland den Dichter der Iphigenie und des Taſſo verdankt. Aber von einer Schiller'ſchen Lotte haben wir noch niemals vernommen; iſt es etwa Charlotte von Lengefeld, Schiller's Gemahlin, die hier gemeint wird, ſo können wir nicht umhin, dieſe vertrauliche, faſt leichtfertige Bezeichnung für die edle Gattin des edelſten Dichters ein wenig unpaſſend zu finden.

Nein, beruhigt Euch, Ihr zarten Seelen, die Ihr Euch Schiller zum Götzen Eurer eigenen Sentimentalität und Schwäche gemacht habt und die Ihr jedesmal erſchreckt bis in den Tod und an aller Poeſie und aller Idealität verzweifeln möchtet, wenn man Euch nachweiſt, daß der vermeintliche Seraph mit dem Lilienſtengel auch nur ein

Digitized by Google

jetzt Alle verehren und lieben — setzt man ihn auf ein Fußgestell, das über die Wolken ragt, gießt ihm statt warmen menschlichen Blutes einen unsagbaren göttlichen Ichor in die Adern und macht ihn somit zu einem bloßen Gegenstande ohnmächtiger Bewunderung, da er uns doch vielmehr, in menschliche Nähe gerückt, als ein Muster der Nachahmung und Nacheiferung dienen sollte. Der Mensch hat doch endlich kein größeres Beispiel und keine tiefere Quelle der Erkenntniß als — den Menschen; es kann unmöglich gute Früchte tragen, wenn man gerade die größten Geister und die erhabensten Charakter aus diesem menschlichen Verbande herauszunehmen und sie zu einer Art von Göttern oder Halbgöttern zu machen sucht, zu deren Füßen wir nur anbeten und opfern können. Im Gegentheil, auch in dem großen Menschen laßt uns vor Allem noch immer den Menschen sehen! zerreißt die trügerischen Nebel, mit denen eine falsche Huldigung die Zierden unseres Geschlechts umwob! laßt uns Zeuge sein von den Kämpfen, den Entsagungen, durch welche diese großen Menschen der angeborenen Schwäche Herr wurden und seid gewiß, daß ihr damit am Besten gesorgt habt für ihren Ruhm sowohl, als für unsere eigene Zukunft! Wie prächtig sind die Geschichten von den Arbeiten des Herkules, welche Theilnahme erwecken sie uns, mit welch flammendem Antlitz horcht ihnen der Knabe — und wie langweilig dagegen ist die Geschichte von seiner Apo-

Digitized by Google

theſe, wo er nun nichts mehr zu thun hat, als ewig Nektar zu trinken und ſich von der goldfingerigen Hebe anlächeln zu laſſen!

Und doch liegt, was namentlich die Verhältniſſe Schiller's zu einzelnen Frauen angeht, der Gleichgültigkeit des Publikums, die zuweilen auch wohl geradewegs in Ungläubigkeit übergeht, ein Inſtinkt zu Grunde, den wir nicht ganz unrichtig ſchelten dürfen. Schiller war in der That mehr der Mann der Freundſchaft als der Liebe; was für Goethe die zahlreichen zärtlichen Verhältniſſe, in denen der Dichter des Werther und des Clavigo ſtand, ſelbſt bis in ſein Greiſenalter hinein, das ſind für Schiller, entſprechend dem energiſchen Charakter dieſes Dichters, die verſchiedenen Männerfreundſchaften, die ihn durch die verſchiedenen Epochen ſeines Lebens und ſeiner geiſtigen und ſittlichen Entwickelung begleiten. Schiller iſt nicht umſonſt der Dichter der Freundſchaft, es iſt nicht Zufall, daß gerade in ſeiner Seele jener Marquis Poſa entſtanden iſt, der ſeitdem das allgemeine Muſterbild ſchwärmeriſcher Freundſchaft und Anhänglichkeit geblieben: ſtatt der zierlichen Frauengeſichter, die Goethe's Leben gleich wie mit einem blühenden Roſenkranz umwinden, ſtatt dieſer Gretchen, Aennchen, Friederiken, Lili's und ſo weiter, die ſeinen Namen wie Perlen einen Diamanten einfaſſen, ſchauen in Schiller's Leben die ernſten Männerangeſichter eines Anton Streicher, eines

Körner, eines Wilhelm von Humboldt, endlich Goethe's eigenes olympiſches Antlitz hernieder. Goethe, der Lieblingsdichter der Männer, iſt vorzugsweiſe durch Frauen, Schiller, das Ideal des weiblichen Geſchmacks, vorzugsweiſe durch Männer gebildet; Goethe's Schule waren die Schmerzen und Wonnen der Liebe, Schiller iſt, gleich einem Zögling der Paläſtra, unter Männern groß geworden.

Das iſt, wie geſagt, im Allgemeinen ſehr richtig und erklärt die geringe Theilnahme, die wir an Schiller's zärtlichen Beziehungen nehmen. Allein ganz gefehlt haben dieſe zärtlichen Beziehungen keineswegs, noch laſſen Schiller's Dichtungen ſich richtig würdigen und nach ihrem hiſtoriſchen Urſprunge verſtehen, ohne daß wir auch dieſe Partie ſeines Lebens mit Aufmerkſamkeit zu durchforſchen ſuchen. Vielmehr hat auch an Schiller der Zauber der Weiblichkeit ſich bewährt, auch ſeine Seele iſt von ihren früheſten Schlacken durch eine edle keuſche Liebe gereinigt, auch ſein Herz von der Allmacht einer ſtarken innigen Leidenſchaft zu neuem, höherem Leben erweckt worden.

Man hat bisher, einige unklare und ſelbſt hiſtoriſch nicht ganz ſicher geſtellte Jugendneigungen ausgenommen, hauptſächlich nur den Einfluß gekannt, welchen Charlotte von Lengefeld, ſeine Gemahlin, und ihre Schweſter, die edle Caroline von Wolzogen, auf den Dichter geübt.

Digitized by

Auch von uns soll dieser Einfluß nicht unterschätzt werden; er ist von den bedeutendsten und wohlthätigsten Folgen für Schiller gewesen und sichert beiden Frauen ein dankbares und ehrendes Andenken für alle Zeiten. Aber von entscheidenderm Einfluß auf die Entwickelung des Dichters ist doch noch eine andere Frau gewesen — und das ist eben Schiller's Lotte.

Daß diese Frau erst so spät in die Schillerliteratur eintritt, ist weder ihre Schuld, noch die Schuld der Literaturgeschichte, sondern lediglich die Schuld gewisser Umstände, welche die genauere Kenntniß von den Lebensumständen dieser Frau der Oeffentlichkeit bisher entzogen haben. Der Name Charlotte von Kalb war den Freunden unserer Literatur allerdings seit Langem bekannt, theils aus Schiller's Leben selbst, in dem sie bisher jedoch nur eine flüchtige und untergeordnete Rolle spielte, theils aus den zahlreichen Briefwechseln und Memoiren, welche die Weimarische Glanzepoche zum Gegenstande haben. Allein so bekannt der Name, so wenig wußte man bisher von den persönlichen Verhältnissen und den Lebensschicksalen der ausgezeichneten Frau; ja der Mehrzahl unserer Leser wird es vermuthlich wie ein Märchen bedünken, wenn sie hören, daß Frau von Kalb, die Freundin Goethe's, Schiller's, Herder's, Jean Paul's ꝛc., noch unsere eigene Zeitgenossin gewesen und erst vor wenigen Jahren, im Mai 1843, als die Letzte jenes un-

Digitized by Google

vergleichlichen Kreises, dahingeschieden ist. Erst kurze Zeit vor ihrem Tode hat sie selbst noch ihre Denkwürdigkeiten aufzuzeichnen begonnen; dieselben sind mit andern von ihr nachgelassenen schriftstellerischen Versuchen von ihrer Tochter, welche als Hofdame der verstorbenen Prinzessin Wilhelm von Preußen in Berlin lebt, vor einigen Jahren in Druck gegeben worden: Charlotte, Berlin 1851.

Das Buch war jedoch nur als Manuscript für die Freunde der Verewigten bestimmt und hat demnach auch nur eine geringe Verbreitung erhalten. Erst ganz neuerdings hat ein junger Berliner Gelehrter, dessen Name auch sonst schon vortheilhaft bekannt, Herr Dr. Ernst Köpke, einen Auszug daraus für das größere Publikum veröffentlicht. Seine Absicht dabei ist, nach seinen eigenen Worten, dahin gegangen, „mit dem, was er sagen konnte und sagen durfte, sowie mit Hilfe dessen, was ihm aus der Hinterlassenschaft der Verewigten zur freien Benutzung dargeboten war, die Beziehungen darzustellen, in denen dieselbe zu den Heroen unserer Literatur gestanden.“ So verdienstlich seine Arbeit indeß auch ist, so läßt sie doch einige der wichtigsten Partien im Leben Charlottens völlig unberührt, so daß die nachstehende zusammenfassende und ergänzende Darstellung unseren Lesern hoffentlich nicht unwillkommen sein wird.

Digitized by Google

Charlotte Marschalk von Ostheim wurde am 17. Juni 1761 zu Waltershausen im Grabfeld geboren, aus einer alten und wohlbegüterten Familie, welche der fränkischen reichsunmittelbaren Ritterschaft angehörte. Ihre Jugend, die sie ziemlich einsam, theils auf dem väterlichen Schlosse, theils bei Verwandten in Franken und Thüringen verlebte, war durch eine Reihe unerwarteter Verluste und Unfälle getrübt; in rascher Folge verlor sie nicht nur beide Aeltern, sondern auch einen zärtlich geliebten Bruder und eine eben erst verheirathete Schwester, nebst anderen nahen Verwandten. Durch diese traurigen Schicksale wurde die eigenthümliche, fast krankhafte Spannung des Geistes, in der sie sich schon als Kind befunden hatte und an der auch die zeitweilige Nähe katholischer Umgebungen gewiß nicht ohne Antheil geblieben war, immer mehr gesteigert; sie hatte Ahnungen und Visionen, die zum Theil von heftigen Erschütterungen des Körpers begleitet waren.

Besonders aber setzte sich der Gedanke bei ihr fest, daß sie vom Schicksal ausersehen sei, einsam, heimathlos, von Allen verlassen, durchs Leben zu gehen; die lieblosen Worte, mit denen die auf einen Knaben hoffende Großmutter, eine Freiin von Stein, sie bei der Geburt empfangen hatte: du solltest nicht da sein! — schienen ihr gleichsam den Wahlspruch abzugeben für ihr gesamm-

Digitized by Google

tes ſpäteres Leben. Tiefer und tiefer flüchtete ſie ſich daher in ſich ſelbſt; je reicher das Daſein war, das ſie in ihrem eigenen Innern, in Träumen und Phantaſien führte, je verſchloſſener wurde ſie für die Außenwelt und je geringer war die Aufmerkſamkeit, welche ſie derſelben widmete.

Daß ein Gemüth von dieſer Beſchaffenheit namentlich auch für die Poeſie eine ungewöhnliche Empfänglichkeit beſitzen mußte, begreift ſich leicht. Schon Hermes' lederne Reiſe der Sophie von Memel nach Sachſen ſowie die Richardſon'ſchen Romane hatten ſie auf das Lebhafteſte angeſprochen. Aber in ſchwärmeriſches Entzücken gerieth ſie, als ſie durch eine Verwandte der Familie mit den eben damals erſchienenen Räubern von Schiller bekannt wurde. Der gewaltige Schwung dieſer Dichtung entſprach ganz jenen phantaſtiſchen Idealen, die ſie ſich in der Stille ihrer mädchenhaften Bruſt gebildet hatte; hier fand ſie jene ſtarken und ſchrankenloſen Empfindungen wieder, denen ſie ſelbſt ſich um ſo inniger hingegeben hatte, je allgemeiner und gegenſtandloſer dieſelben bei ihr noch waren. Für das Uebertriebene und Verzerrte der einzelnen Figuren fehlte ihr, unbekannt mit Welt und Leben, wie ſie war, der Maßſtab; es genügte ihr, in ſtarken und mächtigen Tönen hier ausgeſprochen zu finden, was ihre eigene jugendliche Bruſt

Digitized by Google

bisher nur in leisen, sehnsuchtsvollen Ahnungen durchzittert hatte.

Vielleicht indeß war es auch schon damals etwas mehr als blos poetisches Interesse, was sie für die Räuber empfand; vielleicht mischte sich in die ästhetische Theilnahme am Kunstwerk schon damals eine gewisse persönliche für den Verfasser desselben. Jene Verwandte nämlich, durch welche sie die Räuber zuerst in die Hände bekommen, war Niemand Geringeres als Frau von Wolzogen zu Bauerbach, die bekannte Wohlthäterin und Beschützerin des flüchtigen Schiller und selbst einige Zeit hindurch der Gegenstand seiner leidenschaftlichen Huldigungen. Charlotte lebte damals am Hofe zu Meiningen, Schiller unter dem Namen Ritter in ihrer Nähe in Bauerbach. Charlotte war in das Geheimniß des Flüchtlings eingeweiht; auch gesehen hatten sie sich in dieser Zeit gegenseitig, ohne jedoch damals in nähere Berührung mit einander zu kommen. Wer fühlt nicht, wie sehr diese geheimnißvolle Nähe des Dichters und die ganze eigenthümliche Lage, in der er sich damals befand, die Phantasie des jungen Mädchens beschäftigen und eine Art andachtsvoller Zärtlichkeit für ihn erwecken mußte? So genial und so unglücklich, so berühmt und so verborgen — welches jungfräuliche Herz hätte der Gewalt dieses Contrastes widerstehen können? Die Heimathlose

ſchwärmte für den Heimathloſen, die Unglückliche für den Unglücklichen; es giebt keine natürlichere und einfachere Entſtehung eines zärtlichen Verhältniſſes als dieſe.

Aber auch Schiller'n war ihre Erſcheinung damals ſchon aufgefallen; wenigſtens ſpricht ſich in dieſem Sinne ein Brief aus, den er dazumal (1783) an Frau von Wolzogen richtete und der charakteriſtiſch iſt für den emphatiſchen und überſchwenglichen Stil, der Schiller in jener Zeit zur Gewohnheit geworden war. Er hatte Charlotten in Geſellſchaft ihrer gleich näher zu erwähnenden älteren Schweſter Eleonore bei Frau von Wolzogen und deren Tochter von fern erblickt und ſchreibt nun folgendermaßen an die mütterliche Freundin: „O ſehe ich ſie die Traurende, — ein Trauerflor ſchmückt höher noch die Grazien. — Drei ſind es ja — und eine noch — wie nenne ich ſie? — Pſyche! von ihnen ſo erſehnt. Heut hab' ich ja in Wieland erſt geleſen, wie Pſyche, von den drei Grazien erfleht, nun fürder wandeln will in ihren Reihen."

Bald indeß ſollte die unerbittliche Wirklichkeit der Dinge Charlotten aus dieſen Phantaſien und Träumen emporſchleudern. Ihre ältere Schweſter Leonore hatte ſich im Jahre 1782 mit dem Präſidenten von Kalb vermählt, demſelben, der als Kammerjunker Goethe'n nach Weimar geführt und ihm dann wenige Jahre ſpäter ſel-

Digitized by Google

nen Platz als Kammerpräsident hatte überlassen müssen. Es war eine Convenienzheirath gewesen, bei welcher der Präsident von Kalb, dessen Vermögensverhältnisse schon damals stark zerrüttet waren, wohl hauptsächlich nur die reiche Erbschaft seiner jungen Frau im Auge gehabt hatte.

Und eine Convenienzheirath war es auch, zu welcher er, ohne Zweifel aus denselben Motiven, seine Schwägerin Charlotte überredete: nämlich mit seinem eigenen Bruder, Heinrich von Kalb, der als Officier in der französischen Armee diente, mit derselben in Amerika gefochten hatte und als Günstling des Herzogs von Zweibrücken galt, des nachmaligen Königs Max von Baiern. Herr von Kalb wird in den mitgetheilten Brieffragmenten und sonst als ein ehrenwerther und gewandter Mann geschildert. Von jener inneren Uebereinstimmung indessen, welche allein die glückliche Grundlage einer wahren Ehe bilden kann, war zwischen den beiden Eheleuten wohl keine Spur: Charlotte wußte, daß weder er noch sie ihren Herzen, sondern beide nur der leidigen äußeren Rücksicht gefolgt waren, und auch Herrn von Kalb, dem lebenslustigen, abenteuernden Officier, konnte es nicht wohl zugemuthet werden, sich durch mädchenhafte Phantasien und Sentimentalitäten zum Herzen seiner jungen Frau hindurchzuarbeiten.

Digitized by Google

Durch seine Dienstverhältnisse wurde Herr von Kalb im Elsaß festgehalten; Charlotte begleitete ihn (Mai 1784). Allein wenn die Ehe schon ohne innere Uebereinstimmung geschlossen war, so ließ nun auch das unruhige Garnisonleben mit seinem derben Ton und seinem häufigen Ortswechsel kein rechtes Gefühl der Häuslichkeit in der jungen Frau aufkommen; sie war und blieb einmal die Heimathlose und selbst die Ehe sollte dieses ihr Schicksal nicht mehr ändern. Für ihre geistige Ausbildung freilich war dieser häufige Wechsel sehr anregend; sie lernte dadurch eine Menge Menschen und Verhältnisse kennen und legte auf diese Weise den Grund zu jener gesellschaftlichen Gewandtheit und Würde, durch die sie sich in ihren spätern Jahren, namentlich während ihres weimarischen Aufenthaltes, auszeichnete. Auch war es auf einem dieser Hin- und Herzüge, zu Mannheim, im Sommer 1784, daß sie zuerst die genauere persönliche Bekanntschaft Schiller's machte. Dieselbe gereichte beiden Theilen zu lebhafter Befriedigung; Frau von Kalb, in ihrer innerlichen Vereinsamung, fühlte sich gehoben und geehrt durch den Umgang eines Mannes, zu dessen geistiger Ueberlegenheit sie bis dahin nur bewundernd emporgeblickt hatte, während hinwiederum Schiller, in seinem damaligen wüsten Gähren und Drängen, den veredelnden Einfluß einer reinen weiblichen Natur um so wohlthätiger empfinden mußte.

Digitized by Google

Der ersten Bekanntschaft sollte bald ein längeres und ungestörtes Beieinanderleben folgen. Es war dazumal noch nicht Sitte, wenigstens nicht in der französischen Armee, daß ein Officier seine Frau auf die Dauer im Garnisonorte bei sich hatte. Herr von Kalb brachte Charlotten daher nach Mannheim, während er selbst zu seinem Regiment zurückkehrte und nur ab und zu besuchsweise in Mannheim erschien.

In dieser Zeit nun war Schiller, der damals bekanntlich als Theaterdichter der Dalberg'schen Bühne ebenfalls in Mannheim lebte, der vertrauteste Umgang, der beschützende Freund und Rathgeber der vereinsamten Frau. Es war, bei aller Verschiedenheit der Personen wie der Umgebungen, ein ähnliches Verhältniß, wie acht Jahre früher zwischen Goethe und Frau von Stein; was diese dem Dichter des Götz und Werther, dasselbe wurde dem Dichter der Räuber Frau von Kalb. In der reinen Atmosphäre ihres Umgangs läuterte die verzehrende Flamme seines Genius sich zu milder Gluth; an ihr zuerst ging ihm, dem Zögling der Soldatenschule und der Kaserne, der Begriff weiblicher Anmuth und Würde auf; durch sie lernte er seine Leidenschaften zähmen und das Recht fremder Persönlichkeit und fremder Verhältnisse anerkennen.

Leider ſind uns die genaueren Documente dieſes Umgangs nicht aufbewahrt. Frau von Kalb hat, in ſpäterer augenblicklicher Verſtimmung, die ſämmtlichen Briefe Schiller's aus dieſer Epoche bis zu ſeiner Vermählung den Flammen übergeben. Wir können daher auch nicht beurtheilen, wie viel Leidenſchaft ſich von beiden Seiten in das Verhältniß gemiſcht und welcher Kämpfe es bedurft hat, die ſittliche Reinheit deſſelben zu bewahren. Welcher glühenden Leidenſchaft Schiller damals fähig, ja wie ſein ganzes damaliges Denken und Fühlen nur Eine toſende Leidenſchaft war, das wiſſen wir aus den kurz zuvor entſtandenen Gedichten an Laura. Daß aber auch Frau von Kalb ihn damals noch durch etwas mehr entzückt hat, als blos durch jene „affectloſe Ruhe," jene „Beherrſchung der innerſten Bewegung," die er in ſpätern Jahren an ihr rühmte, das dürfen wir theils aus der ganzen Lage der Dinge, theils aber auch aus einem ähnlichen Verhältniſſe ſchließen, welches Frau von Kalb noch zwölf Jahre ſpäter anknüpfte und deſſen wir ſogleich noch ausführlicher gedenken werden. Die vollſtändigſte ſittliche Reinheit des Verhältniſſes ſelbſt jedoch ſteht bei alledem feſt, ſo ſchwer es unſerer modernen Skepſis auch fällt, daran zu glauben, und ſo geneigt wir ſind, die Frivolität unſerer heutigen begeiſterungs- und glaubensloſen Tage auch in jene Zeiten zu

Digitized by Google

übertragen. Verhältniſſe dieſer Art, von dieſer Innigkeit und dabei von dieſer Reinheit, ſo hingebend und doch ſo entſagend, würden uns heutzutage als ein Märchen vorkommen; ſie waren nur möglich in einer Zeit und ſind als eine Eigenthümlichkeit derſelben zu betrachten, wo die Flamme poetiſcher Begeiſterung, die reine keuſche Flamme der Kunſt gleichſam die ganze Nation durchfloß und alle Seelen in eine edle Spannung verſetzte; man durfte ſo leidenſchaftlich empfinden, weil man ſo ſchön empfand.

Schiller war damals mit den Anfängen des Don Carlos beſchäftigt. Es iſt kein Zweifel, daß die großartige ſittliche Läuterung, welche ſich in dieſem Stücke kund giebt, verglichen mit den früheren des Dichters, ſowie der ganze erhabene Idealismus deſſelben, durch den es für jenes Zeitalter von ſo außerordentlicher Wirkung wurde, weſentlich aus dem damaligen Umgang des Dichters mit der Frau von Kalb herſtammt. Namentlich im Charakter der Eliſabeth hat man gewiſſe perſönliche Anklänge an Frau von Kalb finden wollen und gewiß nicht mit Unrecht. Wir ſind ſogar geneigt, die Parallele noch weiter auszudehnen: das ganze Verhältniß zwiſchen Carlos und Poſa ſelbſt trägt etwas von der Farbe desjenigen, das dazumal zwiſchen Schiller und der Frau von Kalb beſtand; die überſchwenglich leiden-

Digitized by Google

ſchaftliche Freundſchaft, die den Prinzen und den Marquis verbindet und die wenigſtens für die erſte Hälfte der Tragödie den eigentlichen Lebenspunkt derſelben bildet, verliert etwas von ihrer Unbegreiflichkeit, wenn wir ſie als das poetiſche Spiegelbild jener platoniſchen Entzückungen betrachten, in denen der Dichter ſelbſt damals an der Seite ſeiner geiſtreichen Freundin ſchwelgte.

Bekanntlich jedoch entſprachen die übrigen Verhältniſſe, in denen Schiller in Mannheim lebte, der Höhe dieſes Umgangs nur ſehr wenig, ſowohl in geſelliger wie in ſittlicher Hinſicht; wir dürfen annehmen, daß es nicht nur mit Zuſtimmung ſeiner Freundin, ſondern wohl auch auf ihren ausdrücklichen Betrieb geſchah, vielleicht mit ſtillem Hinblick auf eine ſpätere Wiedervereinigung in Franken oder Thüringen, als Schiller im Frühjahr 1785 die Einladung Körner's und ſeiner Freunde annahm und ſich von Mannheim nach Leipzig begab.

Im Umgang mit dieſer Körner'ſchen Familie, die er dann weiter nach Dresden begleitete, wurde nun jene ſittliche Läuterung fortgeſetzt und vollendet, welche Frau von Kalb begonnen hatte. Mit der Freundin blieb er in lebhaftem Briefwechſel; daß uns leider kein Blatt davon erhalten iſt, haben wir ſchon oben bemerkt.

Zwei Jahre ſpäter, im Frühling 1787, trafen die Liebenden ſich in Weimar wieder. Schon im Spätherbſt

Digitized by Google

1785, alſo kurz nach Schiller's Weggang von Mannheim, ſcheint eine Art zeitweiliger und gütlicher Trennung zwiſchen Charlotte und ihrem Gemahl ſtattgefunden zu haben; wenigſtens verließ Frau von Kalb Mitte 1786 die Pfalz, „nicht gefeſſelt, nicht zurückblickend," während ihr Gemahl in ſeine franzöſiſche Garniſon zurückging. Frau von Kalb bezog ein Landgut ihres Schwagers in der goldnen Aue; von hier traf ſie, wie eben erwähnt, im Anfang des nächſtfolgenden Jahres mit Schiller in Weimar zuſammen. Auch hier war der Umgang mit Charlotten für den Dichter von großem Nutzen; ſie vergalt ihm jetzt jene praktiſchen Dienſte, die er ihr früher in Mannheim erwieſen hatte, begleitete ihn auf ſeinen Spaziergängen, ſorgte für ſeine häusliche Einrichtung und machte ihn mit Perſonen und Zuſtänden des weimariſchen Kreiſes, ſowie mit den Umgangsformeln der höhern Geſellſchaft, in die er jetzt eintrat, bekannt. Auch war das Verhältniß zwiſchen beiden, nach der damaligen laxen Sitte, in der Geſellſchaft vollkommen anerkannt. Schiller brachte nicht nur den größten Theil des Tages bei Frau von Kalb zu, ſondern auch in der Geſellſchaft hatte er regelmäßig ſeinen Platz bei ihr. Selbſt von der Herzogin Mutter wurden ſie gemeinſchaftlich nach Tiefurt geladen, wie zwei Perſonen, die nun einmal zu einander gehören.

Digitized by Google

Nichts deſto weniger ſcheint Schiller damals von dem Verhältniß ſchon nicht mehr ſo ganz befriedigt geweſen zu ſein wie früher. Es liegt in der Natur des männlichen Geiſtes, daß er, der unermüdlich fortſtrebende, nicht nur raſch von Stufe zu Stufe eilt, ſondern daß er auch nicht immer Zeit hat, die Denkmäler und Ueberreſte früherer Entwickelungsſtufen ſorgfältig zu hegen und zu pflegen: während umgekehrt das Weib, ſeiner Eigenthümlichkeit gemäß, den einmal liebgewonnenen Standpunkt gern ſo lange wie möglich behauptet und ihn ſelbſt dann noch mit der Phantaſie feſtzuhalten ſtrebt, wenn er ſelbſt, in der allgemeinen Flucht der Zeit, ſchon lange und unwiederbringlich verrauſcht iſt. Es läßt ſich ſogar denken, daß gerade die Hartnäckigkeit — oder daß wir ein edleres Wort wählen, die Treue, mit der Charlotte auch jetzt noch an der Art und Weiſe des früheren Verhältniſſes feſthielt, Schillern, der ſich demſelben entwachſen fühlte, wenigſtens in manchen Momenten gereizt und verdroſſen haben mag — wiederum etwas ganz Aehnliches, wie wir es auch in dem Umgang zwiſchen Goethe und Frau von Stein bemerken.

Aeußere Mißverſtändniſſe und Störungen, darunter namentlich die Wiedervereinigung Charlottens mit ihrem Manne, der ſich jetzt ebenfalls in Weimar wieder einfand, ſcheinen noch dazu beigetragen zu haben, das Ver-

Digitized by Google

hältniß allmälig herabzustimmen, besonders seit Schiller's Verlobung mit Charlotte von Lengefeld. Doch blieben beide jederzeit mit einander in freundlichem Vernehmen. Wie Schiller noch wenige Jahre vor seinem Tode über den Einfluß dachte, welchen Frau von Kalb auf ihn ausgeübt, dafür finden wir die Zeugnisse in verschiedenen Briefen Schiller's an die Freundin aus dieser Zeit, die alle die wärmste und dankbarste Hochachtung athmen. Aber auch für Frau von Kalb blieb, trotz Grab und Tod und eigener mannigfacher Verwickelung, die Freundschaftsepoche für Schiller der eigentliche Silberblick ihres Lebens, an dem noch die hochbetagte Greisin sich mit andachtsvoller Rührung begeisterte.

Und in der That, sie bedurfte solcher Tröstungen, da ihr ferneres Leben sich unerwartet trüb gestaltete. Zwar nahm sie in der weimarischen Gesellschaft, vermöge ihrer Bildung und der Anmuth ihres Betragens, eine höchst geachtete und einflußreiche Stellung ein. Mit Herder und Wieland war sie genau befreundet; von Goethe theilt der Herausgeber des oben genannten Büchleins eine Reihe von Briefen mit, welche das Interesse beweisen, das auch er der ausgezeichneten Frau schenkte. Besondere Freude verschaffte ihr auch der Umgang mit dem geistreich schwärmerischen Hölderlin, der durch Schiller's Vermittlung als Erzieher ihres Sohnes in ihr Haus gekommen war; mit mütterlicher Sorg-

Digitized by Google

falt nahm sie sich des ungestümen jungen Mannes an, und gewährte ihm, auch nachdem er ihr Haus verlassen, und zu einer Zeit, da ihre eigene äußere Lage schon ziemlich beschränkt gewesen zu sein scheint, die Mittel zu seiner weiteren Ausbildung.

Dennoch konnte dies reiche geistige Leben, in welchem sie sich bewegte, ihr keine genügende Entschädigung bieten für die Oede ihres häuslichen Daseins, der sich denn bald auch der Verfall ihrer ökonomischen Lage hinzugesellte. Ihr Schwager, der Präsident, zersplitterte das Vermögen der Familie in allerhand unglücklichen Versuchen und Speculationen; ihr eigener Mann, der in Folge der Revolution den französischen Dienst hatte verlassen müssen, scheint ihn dabei einigermaßen unterstützt zu haben. Es war vermuthlich in dieser Zeit, daß sie sich mit Abfassung einiger Romane oder romanähnlicher Schriften, deren geschichtliche Grundlage ihre Freundschaft mit Schiller bildet, zu trösten und geistig aufzurichten suchte. Von geringem schriftstellerischen Werthe, zeigen dieselben doch überall das Arbeiten und Ringen eines ungewöhnlichen Geistes, der sich in seiner nächsten Umgebung „heimathlos" fühlt und der deshalb nur um so inniger nach geistiger, nach poetischer Befriedigung strebt, selbst auf die Gefahr hin, die Reinheit dieses Strebens von der Welt mißkannt und verachtet zu sehen.

Digitized by Google

Aber noch weit deutlicher als in diesen schriftstellerischen Versuchen zeigt sich dies Streben in dem von uns schon angedeuteten Verhältniß zu Jean Paul, das in die Mitte der neunziger Jahre fällt. Es ist uns in der That nicht recht begreiflich, wie der mehrgenannte Herausgeber, dessen Fleiß und Sorgfalt wir übrigens alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, dieses Verhältniß hat so ganz und gar mit Stillschweigen übergehen können; hatte er, blos auf Charlottens eigene, bis zum Jahre 1790 reichende Aufzeichnungen beschränkt, keine Kenntniß davon? oder gehörte dies Verhältniß mit zu den Dingen, die er, „nicht sagen konnte und durfte?" Der Charakteristik unserer Heldin würde jedenfalls der wesentlichste Abbruch geschehen, wollten wir an dieser denkwürdigen Epoche ihres Lebens, die uns in vieler Hinsicht zugleich als Schlüssel für das Frühere dienen kann, mit Stillschweigen vorübergehen. Denn gerade das Verhältniß zu Jean Paul läßt uns die genauesten Blicke thun in die gährende, wogende Tiefe dieses ungewöhnlichen Charakters; es läßt uns ahnen, was sie so viele Jahre früher für Schiller gewesen und welche gewaltige Kraft der Sittlichkeit dieser Frau innewohnen mußte, um diese Gluth der Leidenschaft zu zügeln, die gleichzeitig in ihrem Busen loderte.

Das Genauere des Verhältnisses, belegt mit den bei-

derſeitigen Briefen, findet ſich in Spazier's bekanntem fünfbändigen Leben Jean Paul Friedrich Richter's (Leipzig 1833). Daß Spazier dabei eine Verwechslung begegnet iſt, indem er nämlich Charlotte von Kalb für die Gemahlin des Präſidenten hält, thut natürlich nichts zur Sache, noch kann dadurch die Glaubwürdigkeit der mitgetheilten Briefe und Ueberlieferungen geſchwächt werden. Wir erfahren daraus, daß Frau von Kalb ſich Jean Paul zuerſt im Frühjahr 1796 durch einen Brief genähert hatte, in welchem ſie ihm ihre und ihrer Freunde Bewunderung ausſprach; dieſer Brief findet ſich abgedruckt a. a. O. III. 226. und lautet in der Hauptſache folgendermaßen: „In den letzten Monaten wurden hier Ihre Schriften bekannt. Sie erregten Aufmerkſamkeit, und Vielen waren ſie eine ſehr willkommene Erſcheinung. Mir gaben ſie die angenehmſte Unterhaltung, und die ſchönſten Stunden der Vergangenheit verdanke ich dieſer Lectüre, bei der ich gern verweilte; und in dieſem Gedankentraume ſchwanden die Bildungen Ihrer Phantaſie, gleich lieblichen Phantomen aus dem Geiſterreiche, meiner Seele vorüber. Oft ward ich durch den Reiz und Reichthum Ihrer Ideen ſo innig beglückt! Dankbar ergriff ich die Feder. Aber wie unbedeutend wäre dies Zeichen von einer Unbekannten geweſen! Alſo unterſagte ich mir, an Sie zu ſchreiben, bis in einer

glücklichen Stunde ich Ihr Lob von Männern hörte, die Sie längst kennen und verehren. Dann ward der Vorsatz von Neuem in mir rege. Jetzt ist es nicht mehr die einsame Blume der Bewunderung, die ich Ihnen übersende: sondern der unverwelkliche Kranz, welchen Beifall und Achtung von Wieland und Herder Ihnen wand. . . . Vor einigen Tagen lasen wir in Gesellschaft das Programm vom Rector Freudel (Freudel's Klaglibell). Sonst wirken Satyren, auf mich wenigstens, beschränkend. Mit kaltem Sinn schwingen die Meisten ihre Geißel willkührlich, oder der gereizte Affect bewaffnet ein Vorurtheil gegen das andere — Ihrem Blicke hingegen hat sich ein weiter Horizont eröffnet; Ihr Herz achtet jedes Glück der Empfindung, jede Blume der Phantasie. Es ist eine helle Fackel, mit der Sie die Thorheiten und Unarten beleuchten, und Scherz, Gefühl und Hoffnung folgen stets diesem Lichte Ihres Geistes . . . . . Leben Sie wohl, beglückt durch die Freuden der Natur, erhöht durch die Größe der Kunst, und machen Sie uns mit Idealen bekannt, die den Dichter ehren und den Leser veredeln werden!" —

Auch was Spazier über die Wirkung berichtet, welche dieser Brief auf Jean Paul hervorbrachte, ist zu charakteristisch, um hier nicht ebenfalls eine Stelle zu finden. „Als hätte ihn", sagt er, „plötzlich ein elektrischer

Schlag berührt, vollendete der Dichter sogleich nach Empfang dieses Briefes, nachdem er den ganzen Winter über, seit der Ausarbeitung des ersten Theils pausirt, den zweiten und dritten Band (der „Frucht- und Dornenstücke") bis zum Schluß und führte selbst die Scenen zwischen Natalie und Siebenkäs in der Phantasie aus, sowie die auf dem Kirchhofe über Lenettens Grabe." Auch von einem zweiten Brief derselben Dame weis Spazier zu erzählen, sowie von einigen kritischen Ausstellungen, welche dieselbe am Siebenkäs gemacht und die Jean Paul selbst in solchem Grade richtig befunden, daß er später sogar mit dem Gedanken umgegangen, eine eigene Fortsetzung des Siebenkäs im Sinne jenes Briefes zu schreiben.

Bald darauf, im Juni desselben Jahres, kam Jean Paul selbst nach Weimar; sein erster Gang war zur Frau von Kalb. Ein Brief von ihm an Otto (ebendas. IV. 18) schildert den ersten Eindruck: „Sie hat zwei große Dinge: große Augen, wie ich noch keine sah, und eine große Seele. Sie spricht gerade so, wie Herder in den Briefen über Humanität schreibt. Sie ist stark, voll, auch das Gesicht... Drei Viertheil Zeit brachte sie mit Lachen hin (dessen Hälfte aber nur Schwäche ist), und ein Viertheil mit Ernst, wobei sie die großen, fast ganz zugesunkenen Augenlieder himmlisch in die Höhe hebt, wie wenn Wolken den Mond wechselsweise verhüllen und ent-

Digitized by Google

blößen. . . „Sie sind ein sonderbarer Mensch!" — das sagte sie mir dreißigmal. . . . Ach! hier sind Weiber!" — Auch in Betreff des Eindrucks, den Jean Paul auf Charlotten hervorbrachte, ist uns eine Stelle ihres Briefwechsels aufbewahrt, a. a. O. S. 50: „Sei wie Minerva klug, und glücklich wie Apoll! — Lächle nicht — Du lächelst zu schön! — Die Töne, die Dein Gemüth ohne Worte giebt, sind süßer wie Harmonikaklang. — Ich will still sein, — still." — —

Schon aus diesem letztern Brieffragmente läßt sich schließen, wie ungestüm und leidenschaftlich das Verhältniß wurde. Noch deutlicher thut es der Name, welchen Jean Paul seiner neugewonnenen Freundin beilegte: die Titanide. In ihr nämlich glaubte er das hohe, kräftige weibliche Wesen gefunden zu haben, das er für seinen eben damals im Entstehen begriffenen Titan suchte; ihr poetisches Abbild sollte eine der ersten Stellen darin einnehmen.

Aber auch das persönliche Verhältniß war außerordentlich glühend und innig, glühender namentlich als diejenigen sich denken können, die Charlotte von Kalb etwa nur aus dem Köpkeschen Buche kennen gelernt haben. Schon in ihrem ersten Briefe fließt das leidenschaftliche Du ein, das allerdings zu Zeiten auch zwischen ihr und Schiller in Gebrauch gewesen war. Bei

igitized by Google

einem ſpätern Wiederſehen in Weimar aber, 1798, bot ſie ſich Jean Paul, wie dieſer ſelbſt wiederum an Otto ſchreibt, geradezu zur Frau an. Schon nach drei Monaten ſollte ihre Hochzeit ſein; ſie wollte ſich von Heinrich von Kalb ſcheiden laſſen (ein Schritt, beiläufig bemerkt, den Schiller während ſeines Rudolſtädter Aufenthaltes, kurz vor ſeiner Verlobung mit der Lengefeld, vergeblich von ihr verlangt hatte) und rechnete dabei auf Vermittelung ihres Schwagers, des Präſidenten, ſowie ihrer übrigen Verwandten. Dem geſchiedenen Manne hatte ſie auch bereits wieder eine neue Frau, eine in Weimar lebende reiche Engländerin, zugedacht; von beiden erwartete man, daß ſie das Arrangement annehmen würden. Auch dieſen Brief wollen wir ausführlich mittheilen; er iſt datirt aus Weimar vom 28. December 1798 und lautet:

„Durch meinen bisherigen Nachſommer wehen jetzt die Leidenſchaften! Jene Frau, — künftig heiße ſie die Titanide, weil ich dem Zufall nicht traue, — die von Weimar nach Hof zuerſt an mich ſchrieb, die ich Dir bei meinem erſten Hierſein als eine Titanide mahlte, mit der ich, wie Du weißt, einmal eine Scene hatte, wo ich wie in Leipzig im Pulvermagazin Tabak rauchte, dieſe iſt ſeit einigen Wochen vom Lande zurück und will mich heirathen. — Kurz nach einem Souper bei Her-

Digitized by Google

der und einem bei ihr, wo er bei ihr war, — er achtet sie tief, und höher als die Berlepsch, und küßte sie sogar im Feuer neben seiner Frau; und als der Wiederschein dieser Altagsflamme auf mich fiel, sagte sie es mir geradezu. — Im Lenz! im Lenz! — — Mit drei Worten — o, ich sagte der hohen heißen Seele einige Tage darauf: Nein! Und da ich eine Größe, Gluth, Beredtsamkeit hörte wie nie: so bestand ich darauf, daß sie keinen Schritt für, wie ich keinen gegen die Sache thun wollte. Denn sie glaubt, ihre Schwester und deren Mann, der Präsident, und ihre Verwandten würden Alles thun. Ach, im März wäre Alles vorbei, nämlich die Hochzeit! — Ich habe endlich Festigkeit des Herzens gelernt — ich bin ganz schuldlos — ich sehe die hohe geniale Liebe, die ich Dir hier nicht mit diesem schwarzen Wasser mahlen kann — aber es passet nicht zu meinen Träumen! — Wild bin ich ordentlich. — Siehe! gerade um diese Zeit 97, gerade da ich Herminen mahlte, und jetzt, da ich in den gedruckten Briefen an Dich im Jänner mein künftiges Leben und Lieben wieder mahlen will: da kehret dieser Sturm zurück! Sonderbar setzt sich das Schicksal an meinen Schreibtisch und tunkt ein! Ich machte in Leipzig einige Briefe an Dich voraus fertig, wo mein Landgütlein Mittelspitz oder Spitz vorkam — sieh! und meine Heirath! —

Digitized by Google

Noch ſonderbarer werd' ich zu höheren Zwecken erzogen, die länger ſtehen ſollen als mein Glück und mein Grab — — ich meine, ich kann Dir nicht ſagen, mit welcher ernſten Berechnung auf meinen Titan das Geſchick mich durch alle Feuerproben in und außer mir, durch Weimar und durch gewiſſe Weiber, führt. — Jetzt kann ich ihn machen, indeß ich früher manchen Fehler leichter dargeſtellt und begangen, als geſehen hätte. Ach! ich ſuche im ausgeleerten Leben außer der liebenden allväterlichen, mein Jobitz palingeneſirenden, Ruhe auch nichts weiter, als ein Inſtrument zu ſein in der Hand des Verhängniſſes, es werfe mich dann weg in die ſtille Höhle, wenn es mich gebraucht. — Jene Berlepſch'ſchen Verhältniſſe banden meine Augen und Hände zu, und ich verſäumte vielleicht ein Herz, das mein gehörte. Soll ich immer ſo ſpielen und hoffen, und ausſchlagen, und verfehlen? — Solche Weiber, wie Beide, verblenden gegen jede ſtillere weibliche Luna."

Merkwürdiger Weiſe jedoch, wie man ſchon zum Theil dieſem Brief anmerken kann, zeigte Jean Paul von Anfang an keine rechte Luſt auf das Project einzugehen, ſo zärtlich und bewundernd er auch übrigens von ihr ſchreibt und obſchon auch bei ihm wieder Momente des Schwankens eintreten. „Hier ſind Sitten im Spiel", äußert er im Februar 1799 in einem Briefe an ſeinen

Freund Otto, „die ich Dir nur mündlich klar machen kann . . . Die glühenden Briefe werden Dir einmal unbegreiflich machen, wie ich mein Entsagen ohne Chikane wiederholen konnte. Müßte ich ihr freilich auf einmal den Namen einer Geliebten ansagen — leider weis ich keinen! — so thäte sich ein Fegfeuer auf.“ — Und dagegen einige Wochen früher (pag. 117): „Sie hat drei große Rittergüter und wird, wenn die Prozesse geendet sind, wie sie sagt, reicher als eine Herzogin. Im Frühling begleitete ich sie auf das schönste und habe Alles . . .“

Wir fügen diesen Briefstellen noch einige andere bei, welche uns zur Charakteristik des ganzen Verhältnisses unerläßlich scheinen, besonders deshalb, weil sie dazu dienen werden, etwaige vorschnelle Urtheile, die man auf Grund der eben mitgetheilten vielleicht fällen möchte, zu berichtigen. Die erste ist einer Antwort Charlottens entnommen; dieselbe ist datirt vom October 1796 und bezieht sich auf ein beliebtes Motiv der Poeten, von dem soeben auch Jean Paul Gebrauch gemacht hatte. „Das Ködern mit dem Verführen!“ schreibt sie, „Ach, ich bitte, verschonen Sie die armen Dinger und ängstigen Sie ihr Herz und ihr Gewissen nicht noch mehr! Die Natur ist schon genug gesteinigt. Ich ändere mich nie in meiner Denkart über diesen Gegenstand. Ich ver-

Digitized by Google

ſtehe dieſe Tugend nicht, und kann um ihretwillen Keinen ſelig ſprechen. Die Religion hier auf Erden iſt nichts anderes, als die Entwickelung und Erhaltung der Kräfte und Anlagen, die unſer Weſen erhalten hat. Keinen Zwang ſoll das Geſchöpf dulden, aber auch keine ungerechte Reſignation. Immer laſſe der kühnen, kräftigen, reifen, ihrer Kraft ſich bewußten und ihre Kraft brauchenden Menſchheit ihren Willen; aber die Menſchheit und unſer Geſchlecht iſt elend und jämmerlich! Alle unſere Geſetze ſind Folgen der elendeſten Armſeligkeit und Bedürfniſſe, und ſelten der Klugheit. Liebe bedürfte keines Geſetzes. Die Natur will, daß wir Mütter werden ſollen; — vielleicht nur, damit wir, wie einige meinen, Euer Geſchlecht fortpflanzen! Dazu dürfen wir nicht warten, bis ein Seraph kommt — ſonſt ginge die Welt unter. Und was ſind unſere ſtillen, armen, gottesfürchtigen Ehen? — Ich ſage mit Goethe, und mehr als Goethe: unter Millionen iſt nicht Einer, der nicht in der Umarmung die Braut beſtiehlt.“ —

Und dagegen folgende Aeußerung Jean Paul's vom Januar 1799; es iſt, wie wir ausdrücklich bemerken, derſelbe Brief, in dem von den drei großen Gütern und dem fürſtlichen Reichthum die Rede: „Nein! es giebt nichts Heiligeres und Erhabeneres, als ihre Liebe! Sie iſt weniger ſinnlich als irgend ein Mädchen; man halte

Digitized by Google

nur ihre äſthetiſche Philoſophie über die Unſchuld der Sinnlichkeit nicht für die Neigung zur letztern .... Sie ſoll immer froher durch mich werden, denn ich mauere, hoff' ich, einige aus dem Altar ihrer Liebe zu ihrer Familie gefallene Steine wieder ein."

Schließlich aber noch ein Urtheil des kalten, nüchternen Menſchenkenners Otto: „Deine K.", ſchreibt er unmittelbar nach Jean Paul's erſtem Beſuch in Weimar, „ſteht durch die Zeddel, die Du mir von ihr geſchickt haſt, ganz vor mir da, und doch könnte ich ſie mir, ihrer Perſon nach, nicht vorſtellen. Sie kommt mir jetzt ganz anders, als nach ihrem erſten oder zweiten Briefe vor: eigener, ſtärker, feſter, kräftiger, als ein ſinnliches und geiſtiges harmoniſches Ganzes, als etwas großes Weibliches, — und ich möchte zittern und mich fürchten, wenn dieſe überſchwengliche Kraft ſich ausſchließend auf die eine oder die andere, auf die irdiſche oder himmliſche Seite, auf die ſinnliche oder geiſtige, auch nur auf Augenblicke, hinlenkt. Es iſt eine entſchiedene Neigung in ihr, ihre Stärke, wo ſie ſie auch hinwendet, durch Grundſätze geltend und rechtmäßig zu machen. Sie iſt, wie Du ſagſt, Woldemariſch; aber Gnade Gott ihrem Manne, wenn er kein Woldemar iſt! Nicht um ſeines Glücks, ſondern um der Fortdauer ihrer Achtung willen!" —

Digitized by Google

Wie Jean Paul dieſer Warnung eingedenk war, haben wir oben bereits geſehen; Scheidung wie Ehe unterblieben. Es war natürlich, daß ein ſo übermäßig angeſpanntes, zum Theil ſogar geſchraubtes Verhältniß auf die Dauer keinen Beſtand haben konnte. Doch muß es uns wiederum ein Beweis ſein für den hohen ſittlichen Kern, der in Charlottens Seele lag, daß es auch mit Jean Paul zu keinem eigentlichen Bruche kam, ſondern daß auch dies leidenſchaftlich ungeſtüme Verhältniß allmälig zu ruhiger Freundſchaft abklang, ohne daß Charlotte das Geringſte einbüßte von der Achtung eines Mannes, um deſſen willen ſie ſich hatte wollen ſcheiden laſſen und der ihre Hand verſchmäht hatte. —

Endlich im Jahre 1804 gab der Tod Heinrich von Kalb's Charlotten ihre Freiheit zurück. Sie ging jetzt nach Berlin, hauptſächlich durch die Freundſchaft mit Fichte bewogen, dem ſie ſchon während ſeines Jenaiſchen Aufenthaltes nahe getreten war. Auch andere bedeutende Geiſter zogen ſie hier in ihren Umgang; ſo beſonders Wilhelm v. Humboldt.

Doch war ihr auch noch manches Weh aufgeſpart; ſchon ſeit langem an den Augen leidend, erblindete ſie im Jahre 1820 völlig. Ihre Wohnung hatte ſie im Königlichen Schloſſe nehmen dürfen, und hier ließ ſie nun vor ihrem innern Geſichte die Vergangenheit vor-

Digitized by Google

übergehen, ohne darum die rege Theilnahme für die Gegenwart aufzugeben. Erst nach Goethe's Tode ging sie daran, ihre Denkwürdigkeiten in die Feder zu dictiren. Ihre Seele hatte sich aus den leidenschaftlichen Stürmen der Jugend zu göttlichem Frieden durchgekämpft: „wie eine Pythia (sagt der Herausgeber des Denkmals) saß sie da, und spendete die Räthsel der Weisheit, tiefen Sinnes voll für den, der sie lösen mochte und konnte. Ihr Stil hat einen orakelhaften Ton, der aber der einzig natürliche Ausdruck sein mußte für eine Frau, die sich an der Grenze des Lebens fühlte, und nur in einzelnen Worten die Geschichte ihrer Vergangenheit und Jugend fixiren wollte und einer fremden Hand in die Feder dictirte."

Daß sie erst im Mai 1843 starb, haben wir bereits im Eingang dieses Aufsatzes erwähnt. Ihr Andenken aber wieder herzustellen und lebendig zu erhalten, nicht nur bei ihren persönlichen Freunden und Verehrern, sondern auch in der Geschichte unserer Literatur, scheint uns eine dringende Pflicht; nicht nur die wichtige Rolle, welche sie in Schiller's Leben spielt, sondern auch die Tiefe ihres eigenen Charakters, sowie das culturhistorische Interesse, das sich in ihrer Erscheinung ausspricht, berechtigen sie dazu. Nur wo solche Weiber, von diesem Feuer und dieser Reinheit, so glühend und doch so keusch, so stark und kühn und dennoch so hin-

Digitized by Google

gebend, die Erziehung des Genius übernahmen, da nur konnten auch jene großen Männer gedeihen, deren Namen das Ende des vorigen Jahrhunderts verklären; wir lernen Leben und Werke derselben erst recht verstehen, indem wir die Musen kennen lernen, welche sie begeisterten. Heutzutage werden weder solche Werke mehr geschrieben, noch, scheint es, solche Weiber geboren; aber vielleicht beides nur, weil die richtigen Männer dazu fehlen . . .

Digitized by Google

Dichter und Modedichter.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Klage über die Verſchlechterung der Poeſie und die zunehmende Armuth an dichteriſchen Talenten iſt uralt, vielleicht ſo alt als die Poeſie ſelbſt. Auch in Deutſchland iſt ſie zu den verſchiedenſten Zeiten und von den verſchiedenſten Lippen laut geworden, von jenen ritterlichen Sängern des Mittealters an, die gleichzeitig mit dem Verfall von Zucht und Sitte auch den Verfall der Kunſt beklagten, bis zu Klopſtock und Wieland, der bekanntlich ſchon im Anfang des laufenden Jahrhunderts von einem Abendroth, einem Niedergang unſerer ſchönen Literatur glaubte ſprechen zu dürfen, hinunter zu jenen Jeremiaden und Vorwürfen, die heutzutage aus allen Ecken und Enden erſchallen und alle darin übereinſtimmen, daß die Blüthe unſerer Dichtung vorüber iſt und daß die Poeten von heut, oder die ſich dafür auszugeben wagen, durch die Bank nur ohnmächtige, kraftloſe Geſellen.

Digitized by Google

Nun ist es zwar keineswegs unsere Absicht, hier eine Lanze zu brechen für die Vortrefflichkeit unserer heutigen Poesie. Aber daran erinnern müssen wir doch, daß die Poesie der Gegenwart, wie tief man sie schätze, immerhin diejenige Poesie ist, in der die Zeit nun einmal den ihr gemäßen Ausdruck findet und daß mithin also, wenn diese Poesie wirklich nichts taugt, es mit der Zeit selber vermuthlich nicht viel anders bestellt ist.

Mit anderen Worten: eine jede Zeit erzeugt ihre Dichter, so gut oder so schlecht, wie sie eben vermag und wie sie selber ist. Das sollten wir sowohl bei der Beurtheilung einer poetischen Epoche wie bei der Abschätzung einzelner Werke nie aus dem Auge lassen; nicht blos leidenschaftloser würde diese, wie wir sie wohl nennen dürfen, culturgeschichtliche Betrachtungsweise unser Urtheil machen, sondern auch fruchtbarer als die üblichen ästhetischen Theorieen jemals werden können. Selbst der unerheblichste Reimschmid, der nie einen eigenen Gedanken gehabt, sondern stets nur fremde Eindrücke verarbeitet hat, ist, von diesem Standpunkt aus angesehen, noch immer nicht unerheblich genug, um uns nicht, wenn auch ohne sein eigenes Wissen und Wollen, einzelne Züge des Zeitalters vor Augen zu führen, in welchem er lebt oder dem er seine Bildung verdankt, selbst wenn es auch nur die Schattenseiten dieses Zeitalters wären, nur seine

Digitized by Google

Schwäche, seine Thorheit, seine sittlichen oder ästhetischen Verirrungen.

Und ebenso ist auch andererseits kein Genius so ursprünglich, kein Talent so hochgeboren, daß die allgemeinen Gebrechen seiner Zeit nicht auch ihm anhaften sollten; auch in dem reinsten, dem köstlichsten Wein, den der Künstler uns reicht, gährt noch immer die Hefe seiner Zeit und ihrer Fehler.

Man darf sogar behaupten, daß gerade die Energie, mit welcher sie die Einseitigkeiten und Mängel ihres Zeitalters zur Darstellung bringen und gleichsam poetisch fixiren, ein Vorzug und Freibrief bedeutender künstlerischer Naturen ist, die eben in dieser Unmittelbarkeit, mit der sie die allgemeine Krankheit als eine eigene, persönliche durchkämpfen, die Kraft ihres Talentes so wie ihren Anspruch auf geschichtliche Größe bewähren. Sogar die Fälle sind nicht selten, wo die Zeit sich ihrer Irrthümer selbst erst bewußt wird, nachdem ihr dieselben im Spiegel des Dichters, als etwas Fremdes und doch innerlichst Verwandtes, entgegen getreten sind; wie man vom Basilisk erzählt, daß er über seinen eigenen Anblick erstarrt, so wird die Zeit im Gegentheil erst recht lebendig und kommt zum Bewußtsein über sich selbst, indem ihr aus dem Kunstwerk des Dichters die eigene Ungestalt entgegenspringt. Der Dichter gleicht in diesen Fäl-

Digitized by Google

len dem Wunderthäter der Sage: aus Steinen macht er Brod, aus der Krankheit Gesundheit und Leben; an der Quelle, die sein Zauberstab dem unfruchtbaren Gestein entspringen ließ, wäscht die Zeit ihr bethörtes Auge rein, trinkt Belehrung, Kraft und Jugendfrische und stärkt sich zu neuen, glücklicheren Thaten.

Das sind dann jene epochemachenden, jene unvergänglichen Dichtungen, die gleich Grenzsteinen in die fernste Zukunft hinüberragen und die, selbst wenn sie in ästhetischer Hinsicht einem verändertem Geschmacke nicht mehr genügen können, doch noch immer das lebhafteste culturhistorische Interesse auf sich ziehen. Nämlich deshalb, weil sie uns nicht blos die Entwickelungsmomente eines einzelnen Dichterlebens vergegenwärtigen, sondern weil in diesem einzelnen Leben mit all seiner Thorheit, seiner Verwirrung und Schuld zugleich das Leben des Jahrhunderts pochte; weil die Qualen, mit denen hier der einzelne Dichter rang, die Zweifel, mit denen er kämpfte, die Irrthümer, denen er unterlag, zugleich die Qualen, die Irrthümer und Kämpfe seiner Epoche waren; weil er, mit einem verwegenen, aber gewiß nicht mißbräuchlichen Bilde zu sprechen, sich hingegeben hat in diesen seinem Kunstwerk als der Messias seiner Zeit, um durch sein einzelnes Leiden die Erlösung Aller zu erkaufen. — In dieser Art brachte die „Generalbeichte",

welche Goethe im Werther über sich selbst ablegte, zugleich die langverhaltene Krankheit seiner Zeit zum Ausbruch und führte sie eben durch diesen Ausbruch ihrer Heilung entgegen; so schüttete Schiller in seinen Jugendgedichten nicht blos seine eigene Roheit und Unklarheit aus, sondern er zeigte damit auch seiner ganzen Zeit den Weg, sich von diesen unklaren Elementen zu befreien und zu jener klassischen Höhe emporzuwachsen, auf der er dann wiederum als Bannerträger steht.

Allein es ist ein Unterschied, die Einseitigkeiten und Irrthümer seiner Zeit mit künstlerischer Kraft verarbeiten — oder aber ihnen geflissentlich schmeicheln und zur Vergeltung dafür sich auch von ihnen wiederum schmeicheln lassen; es ist ein Unterschied, den Krankheitsstoff seines Zeitalters energisch im Kunstwerk herausarbeiten, daß es aller Welt auf einmal wie Schuppen von den Augen fällt und Jeder sich frei fühlt in der Befreiung, zu der der einzelne Dichter sich empor gerungen — oder aber wie ein Schmarotzergewächs sich einnisten auf dem kranken Leibe der Zeit und den Höfling und Liebediener ihrer Verirrungen machen; ein Unterschied endlich ist es, den Irrthum der Zeit durchmachen und ihn dann im Kunstwerk von sich abwerfen, wie der Schmetterling seine Verpuppung — oder aber ein für allemal in demselben beharren und ewig nur

Digitized by Google

dieſe eine Saite ſpielen, gleichviel wie falſch auch ihre Stimmung ſei. Das Eine begegnet auch dem wahrhaften Dichter und ſogar nur ihm; das Andere erzeugt den Modedichter, der von der Krankheit und Schwäche ſeiner Zeitgenoſſen lebt, wie die Fliege von der Fäulniß und dem deshalb auch nur die Dauer der Eintagsfliege beſchieden iſt. Jener erhebt die Zeit und beſſert ſie; dieſer, durch die feile Nachgiebigkeit gegen ihre Schwäche, die noch feilere Schlauigkeit, mit der er auf dieſe Schwäche ſelbſt ſpeculirt, bringt ſie nur noch tiefer herab. Jener kann möglicher Weiſe eine Zeitlang von ſeinen Genoſſen überſehen werden und erſt, wie ſie zum Bewußtſein ihrer ſelbſt und ihrer eigenen Verirrungen gelangen, gelangen ſie auch zur Einſicht in ſein Verdienſt; dieſer wird eine Zeitlang der Abgott ſeiner Zeitgenoſſen ſein — warum? Ei nun nichts natürlicher als das: weil es ihre eigenen, wohlaufgeputzten Fehler ſind, vor denen ſie knieen; weil die Puppe, die er ihnen zum Spielen hinreicht, behängt iſt mit den Fetzen ihrer eigenen Thorheit; weil der Weihrauch, den ſie dem Modedichter ſtreuen, ihnen ſelbſt am lieblichſten in die eigene Naſe duftet!

Das währt dann ſeine Zeit, bis ein neuer Götze den alten verdrängt; dann nichts mehr von Weihrauch! dann nichts mehr von Kniebeugung! Der alte Götze wird

Digitized by Google

in die Polterkammer geworfen, ja man lacht ſich ſelber aus, daß man ſich hat können ſo gröblich täuſchen laſſen und dieſes plumpe Stück Holz jemals für etwas anders gehalten hat als es iſt. —

Machen wir hievon die Anwendung auf zwei Dichter, welche die Aufmerkſamkeit des Publikums neuerdings in ungewöhnlichem Grade auf ſich gezogen und ſogar bei einem Theil deſſelben einen Enthuſiasmus erzeugt haben, wie er ehedem kaum den anerkannteſten Meiſterwerken der Literatur zu Theil geworden und wie man ihn in dieſen unſeren nüchternen Tagen kaum mehr für möglich hielt: C. F. Scherenberg, der Verfaſſer von „Waterloo" und „Leuthen", und Oskar von Redwitz, der vielgenannte Verfaſſer der „Amaranth." Beide gleichen ſich darin, daß ſie ihre Laufbahn nach den Kränzen des Ruhmes in ungewöhnlich kurzer Zeit zurückgelegt haben; beide haben keine eigentlichen Lehrjahre durchgemacht, ſondern wie ſie nun einmal ſind, ſo ſind ſie gleich fix und fertig aus dem Haupte der Zeit hervorgeſprungen; beide endlich ſind nicht, wie es ſonſt der Gang in Deutſchland zu ſein pflegt, von der Kritik beim Publikum eingeführt und empfohlen worden, ſondern das Publikum hat ihnen ſeine Gunſt ſelbſtändig und ohne Zuthun der Kritik geſchenkt. Ja umgekehrt, erſt der Beifall, mit welchem die Leſewelt ſie krönte, hat die Kritik

Digitized by Google

genöthigt, ebenfalls Notiz von ihnen zu nehmen — und noch jetzt zeigt dieselbe im Ganzen mehr Luſt, das Urtheil des Publikums zu verwerfen oder doch wenigſtens ſehr zu beſchränken, als es zu beſtätigen.

Zwar was dieſe Selbſtändigkeit des Publikums anbetrifft, ſo läßt ſich an und für ſich nicht viel Begründetes dagegen einwenden. Wir bekennen im Gegentheil offen, daß ſie den beiden genannten Dichtern in unſeren Augen ſogar zur Empfehlung gereicht und uns jedenfalls ein beſſeres Vorurtheil für ſie erweckt hat, als wenn die Kritik ſich rühmen dürfte, dieſen jetzt ſo luſtig grünenden Lorbeer gepflanzt zu haben. Die Kritik hat gut klagen über Verwilderung des Publikums und daß Niemand mehr geneigt iſt, auf ihre Stimmen zu hören, die Verfaſſer ſo wenig als die Leſer. Sie vergißt dabei, wie oft ſie die Schriftſteller über ſich ſelbſt getäuſcht, das Publikum irre geführt und hier wie dort Anſprüche hervorgerufen und Erwartungen rege gemacht hat, die nachher nicht erfüllt werden konnten; ſie vergißt namentlich, wie viel falſche Könige der Poeſie ſie ausgerufen, wie oft ſie in die Trompete geſtoßen und dem Publikum ſo zu ſagen den Dolch auf die Bruſt geſetzt hat —: hier iſt ein Dichter, hier iſt ein Talent, ſo etwas iſt ſeit Menſchengedenken nicht dageweſen! hier fallet nieder und betet an!

Digitized by Google

Und was war es hinterdrein? Ein literariſches Mißverſtändniß, ein Windei, das die Kritik ſelbſt gleich darauf mit Hohnlachen zertrümmerte. Wenn das Publikum dieſer gewaltſamen Octroyirungen endlich überdrüſſig geworden, wenn es ſich entſchloſſen hat, ſeinen eigenen Augen mehr zu vertrauen als den Einflüſterungen einer Kritik, deren Unparteilichkeit nicht größer als ihre Conſequenz — was läßt ſich dagegen ſagen? und wer will dem Publikum daraus in Ernſt den Vorwurf der Verwilderung machen? Das Publikum kann irren, aber die Kritik auch; thörichte Streiche werden begangen, hier wie dort, aber es iſt ein billiges Verlangen, daß ein Jeder wenigſtens ſeine eigenen zu begehen wünſcht.

Wir überſchätzen alſo, wie man ſieht, den Inſtinkt des Publikums nicht, wir geſtehen ihm das Recht der Thatſache zu, aber die Thatſache ſelbſt muß der Kritik unterworfen bleiben. Daß Scherenberg und Redwitz in verhältnißmäßig ſo kurzer Zeit eine ſo außerordentliche Theilnahme bei ihren Zeitgenoſſen gefunden haben, daß alle Berühmtheiten der früheren Jahre vor ihrem neu aufgehenden Glanz, und ob es nur für den Augenblick wäre, in den Schatten getreten ſind; daß die „Amaranth" ihre Auflagen bereits nach Dutzenden zählt und daß „Waterloo" und „Leuthen" als Bettelbriefe benutzt werden können für vagabondirende Rhetoren — das

Digitized by Google

ist uns allerdings noch kein Beweis für die ästhetische Vortrefflichkeit dieser Gedichte, bei Leibe nicht! Aber es ist uns ein Beweis dafür, daß dieselben dem Geschmack der Zeitgenossen in einem ganz besonderen Grade entsprechen, in einem ganz besondern sympathetischen Zusammenhange mit der Stimmung des Zeitalters stehen müssen. Ob dieser Geschmack nun ein guter oder ein schlechter, ob die Stimmung, in welcher sie wurzeln, eine gesunde oder eine krankhafte, ob es die Tugenden des Zeitalters sind, die sich in diesen Dichtern wiederspiegeln, oder nur seine Fehler, und wenn seine Fehler, ob dieselben alsdann bei ihnen eine wirkliche künstlerische Verarbeitung und damit ihre ästhetische Heilung gefunden haben, oder ob sie ihnen nur als Flitter und Lockspeise dienen, ihre eigene Nichtigkeit damit zu verdecken — mit einem Worte, ob wir es hier mit Dichtern zu thun haben oder nur mit Modedichtern, das ist die Frage.

Ueber Scherenberg's Herkunft und persönliche Schicksale ist in letzten Jahren viel geschrieben worden, aber mehr von Solchen, denen es dabei nur um einen pikanten Stoff, der eben in Mode, als von Solchen, die wirklich etwas Neues und Zuverlässiges mitzutheilen hatten. Daher kommt es, daß die Entwickelung dieses Dichters, so weit sie von seinen äußerlichen Er-

Digitized by Google

lebniſſen beſtimmt worden (und bei welchem wahrhaften Dichter fände dieſe Beſtimmung nicht ſtatt?), uns bei alledem noch ziemlich unbekannt iſt.

Und nicht blos die Spärlichkeit der Quellen haben wir zu bedauern, ſondern die Mehrzahl derſelben iſt auch obenein noch von ſehr trüber und unzuverläſſiger Beſchaffenheit. Bei dem Furor der Loyalität, der die Scherenberg'ſchen Dichtungen im Laufe der Zeit als ſein eigentliches Territorium, ſeine poetiſche Domaine gleichſam in Beſitz genommen hat, iſt das frühere Leben des Dichters mit ſo viel abenteuerlichen Gerüchten ausgeſchmückt worden, die Mythe iſt ſo thätig geweſen, die Lücken der hiſtoriſchen Ueberlieferung auszufüllen, ja ſelbſt ſein alltägliches perſönliches Behaben in Haus und Garten, auf der Straße und im Salon iſt von der literariſchen Klatſchſucht ſo entſtellt und mit ſolchem wunderlichen Dämmer umgeben worden, daß man das Meiſte davon nur mit großer Vorſicht benutzen darf. Es ſcheint unglaublich, iſt aber doch ſo, daß in der Mitte unſers aufgeklärten Jahrhunderts, mitten in dem ſcharfſichtigen, ſkeptiſchen Berlin ein Schriftſteller leben kann, allgekannt und allbewundert, der in den Schilderungen der Zeitgenoſſen mehr einer Hoffmann'ſchen Novellenfigur ähnlich ſieht, als einem Menſchen unſerer Tage. Daß Scherenberg auch in Hinſicht auf die Praxis des Lebens

eine Sonderlingsnatur, ist richtig; aber dies Sonderlingshafte bleibt noch, wenn wir auch die Hälfte von dem wegstreichen, womit theils die Phantasie seiner Verehrer und Beschützer, theils die Speculation gewisser Tagesscribenten ihn ausstaffirt hat. Das Hauptsächlichste, was die Probe der Kritik aushalten kann und was zugleich für Scherenberg's poetische Würdigung von Interesse, dürfte etwa Folgendes sein.

Christian Friedrich Scherenberg ist 1798 in Pommern geboren. Den größeren Theil seiner Jugend brachte er in Swinemünde zu, einem Hafenort von wenig tausend Seelen, der nur gewisse Monate im Jahre durch den Verkehr zahlreicher fremder Schiffe sowie neuerdings durch die Schaaren der Badebesucher belebt wird. Die Gegend ist öde und dürftig; selbst das Meer, von steinernen Molen wie von langen gigantischen Armen eingefaßt, treibt meistentheils nur zahme Wellen gegen den flachen, kahlen Strand und zeigt sich nur selten in jener Erhabenheit, die das Herz des Dichters erweckt und selbst dem gewöhnlichen Strandbewohner einen gewissen Zug von Poesie, ein gewisses Gefühl für das Großartige und Dämonische verleiht. Auch die Bauart des Städtchens selbst ist von holländischer Regelmäßigkeit und Nüchternheit, wie es einer Stadt geziemt,

Digitized by Google

die erst um Mitte des vorigen Jahrhunderts auf Königlichen Befehl entstand.

Scherenberg's Vater war Kaufmann; demselben Stande wurde auch der Sohn bestimmt. Aber sehr gegen seine Neigung, wie es scheint; nach verschiedenen verunglückten Experimenten als Schreiber bei einem Advocaten, als Gymnasiast ꝛc. entlief er dem älterlichen Hause und begab sich, hauptsächlich von einer blinden Theaterleidenschaft fortgerissen, nach Berlin.

Scherenberg war damals neunzehn Jahre alt, also in dem leidenschaftlichsten und empfänglichsten Lebensalter; man darf vermuthen und gewisse Spuren in seinen Dichtungen zeigen deutlich darauf hin, daß er den schäumenden Becher jugendlicher Lust und jugendlichen Irrthums dazumal wenigstens nicht von sich gewiesen.

Auch glühte und pochte ja schon das Poetenherz, das zaghaft verlangende, unstät flatternde, im Genuß verschmachtende, in seiner Brust. Er hatte einige Stücke geschrieben; der damalige Intendant der Königlichen Bühne, welchem er sie übergeben, der kunstsinnige und humane Graf Brühl, der Zögling Goethe's, verwies ihn damit an den bekannten Schauspieler Pius Alexander Wolff, der sich ebenfalls rühmen durfte, ein Schüler Goethe's zu sein. Auch war Wolff nicht blos Schauspieler, sondern ebenfalls Dichter. War es des-

Digitized by Google

halb, daß er seinen jungen Schutzbefohlenen zu einem ähnlichen Doppeltalent erziehen wollte oder weshalb sonst, genug, er gab Scherenberg den seltenen, im Munde eines Schauspielers doppelt seltenen Rath, gleichfalls Schauspieler zu werden.

Scherenberg befolgte den Rath; er ging nach Magdeburg und wurde Mitglied der dortigen Hostoskyschen Schauspielergesellschaft, einer der besseren unter den Wandertruppen jener Zeit. Ueber den Erfolg, mit dem er es that, ist nichts bekannt geworden. Sehr bedeutend jedoch scheint derselbe, der Wolffschen Empfehlung unerachtet, nicht gewesen zu sein. Wenigstens wandte der junge Künstler der Bühne schon nach wenigen Jahren den Rücken, verheirathete sich und nahm eine Stelle als Schreiber oder dergleichen bei dem Consistorium in Magdeburg an.

Allein nur kurze Zeit und auch diese Laufbahn sagte ihm nicht mehr zu. Die Gebundenheit des Bureaudienstes, wo Alles auf Stunde und Minute geregelt ist, widerstand seiner launischen Natur; er nahm seinen Abschied, angeblich, um ihn nicht unfreiwillig zu erhalten.

Kurze Zeit darauf finden wir ihn wieder in einer Thätigkeit, die man von einem werdenden Dichter hätte am Wenigsten erwarten sollen und die für das feinere Gefühl sogar etwas nicht ganz Unbedenkliches hat. Räm-

Digitized by Google

lich als Generalbevollmächtigten der sogenannten westfälischen Donatairs, das ist der ehemaligen Günstlinge und Creaturen Napoleons, die von ihm mit Besitzungen, besonders im damaligen Königreich Westfalen, beschenkt worden waren. Zwar waren dieselben durch den Sturz Napoleons zumeist verloren gegangen, in einem riesenhaften Prozeß jedoch gegen den Fiskus der verschiedenen dabei betheiligten deutschen Staaten suchten die unrechtmäßigen Besitzer ihre Beute wiederzuerlangen oder doch wenigstens eine entsprechende Entschädigung davonzutragen. Eine seltsame Vorbereitung, in der That, für den künftigen Sänger der Freiheitskriege, dieses Advocatenamt für die Raubvögel der Napoleon'schen Gewaltherrschaft! Es ist gut, daß die meisten jener alten Degenknöpfe, die sich jetzt für „Waterloo" und „Ligny" enthusiasmiren zu müssen glauben, von dieser Lebensepoche des Dichters wohl keine Kenntniß haben; ihr Enthusiasmus, der so durchaus pathologischer Natur ist, dürfte dadurch merklich erschüttert werden.

Für den Dichter selbst inzwischen war diese Epoche vortheilhaft genug, wenigstens für sein äußeres, ökonomisches Schicksal. Nachdem er, der bis dahin so Rastlose, Wetterwendische, volle zehn Jahre in dieser Thätigkeit ausgehalten, sah er sich im Stande, mit Hinzunahme einer mäßigen Erbschaft, die ihm inzwischen zu-

gefallen, sich als Rentier und Hausbesitzer von den Geschäften zurückzuziehen.

Doch sollte das Haus erst gebaut werden, und zwar ein großes, umfangreiches Haus, wie es sonst wohl speculative Miethsherren, aber nicht deutsche Dichter zu bauen pflegen. Wie viel an der Erzählung wahr, Scherenberg sei, um den projectirten Hausbau desto besser controliren zu können, bei den einzelnen Handwerkern, wie Maurern, Tischlern ꝛc. zuvor selbst in die Lehre gegangen, lassen wir dahingestellt; ist sie wirklich begründet, so würde sie nach unserer Ansicht nur beweisen, daß es mit der Lebenskenntniß und practischen Gewandtheit, die er angeblich im Dienst jener Donatairs erlangt haben sollte, doch nicht sehr weit hergewesen sein kann.

Allein wie sich dies nun verhalte, genug, der ganze Hausbau schlug zu Scherenbergs Unheil aus; ein verrätherischer Freund, wird hinzugesetzt, betrog ihn um den Rest seines Vermögens — und der Dichter sah sich, aber jetzt als gereifter Mann und mit der Sorge um Frau und Kinder belastet, aufs neue derselben Bedrängniß anheimgegeben und denselben Stürmen, die den Morgen seines Lebens verdüstert hatten.

Doch gerade diese Stürme rüttelten die poetische Kraft, die so lange geschlummert, aufs neue in ihm auf. Wir haben in der deutschen Literatur der Beispiele mehr,

Digitized by Google

daß ein poetiſches Talent ſich erſt bei vorgerückten Jahren, erſt nachdem der Mittag des Lebens überſchritten iſt, entwickelt oder doch zum erſtenmal öffentlich zeigt und bewährt. Das bekannteſte und eigenthümlichſte Beiſpiel dieſer Art iſt Müllner, der Dichter der „Schuld", der ebenfalls ſchon den Vierzigern nahe war, als ſein Name zum erſtenmal in der deutſchen Literatur genannt ward. Allen dieſen Spätlingen der Poeſie ſind beſtimmte Eigenſchaften gemein, unter denen eine gewiſſe Herbigkeit des Charakters, ein gewiſſes finſteres, moroſes Weſen, eine gewiſſe krankhafte Neigung zum Barocken und Grillenhaften ſich am bemerkbarſten macht. Müllner hatte für dieſe ſeine krankhaften Neigungen den Abzugskanal der journaliſtiſchen Kritik, und es iſt noch jetzt im Gedächtniß der Menſchen, mit welcher Bereitwilligkeit und welcher Schadenfreude er ſich deſſelben bediente. Bei Scherenberg, dem dieſer Ausweg fehlte und deſſen theoretiſche Bildung überhaupt nur ſehr lückenhaft und willkürlich zu ſein ſcheint, mußte das krankhafte Element deſto tiefer in ſeine Poeſie ſelbſt eindringen und hier jene Auswüchſe und Verkehrtheiten, jene Launen und Geſchmackloſigkeiten erzeugen, an denen ſeine Werke leider ſo reich ſind, ſogar auch ſeine beſten, und über die wir uns im Folgenden noch näher erklären werden.

Wie es dem Dichter gelang, der Stürme endlich Herr zu werden und ſich jenen neuen, geſicherten Boden

Digitized by Google

der Existenz zu erringen, dessen er sich gegenwärtig in Berlin erfreut, übergehen wir, theils weil es auch darüber an verbürgten Nachrichten mangelt, theils weil das Wenige, was davon verbürgt ist, durch Zeitungen und Journale längst zu Aller Kenntniß gekommen. Wir wenden uns statt dessen nunmehr den Scherenbergjschen Werken selbst zu, die uns nach dieser, wenn auch sehr skizzenhaften Darlegung seines Lebensganges schon etwas minder fremdartig ansehen werden.

Und zwar zuerst seinen vermischten „Gedichten", denselben, die 1850 in zweiter Auflage erschienen sind. So viel uns bekannt, waren sie das Erste, womit Scherenberg vor dem Publikum auftrat. Doch blieben sie bei diesem ersten Erscheinen so gut wie unbekannt und auch noch jetzt, in der Blüthezeit des Scherenberg'schen Ruhmes, da, wenigstens nach der Anzeige des Verlegers, fünfzehnhundert Exemplare des „Leuthen" in wenigen Tagen blos in der einen Stadt Berlin abgesetzt worden, ist ihre Verbreitung eine verhältnißmäßig sehr geringfügige. Ja viele von denen, die jetzt in „Waterloo" und „Leuthen" das Höchste bewundern, was die deutsche Poesie jemals geleistet hat, mögen nicht einmal von der Existenz dieser Sammlung wissen.

Und doch liegt der ganze Dichter, wie er sich später gezeigt hat, bereits deutlich in ihr vorgebildet, so-

gar noch reiner, noch unverfälschter als in seinen späteren Veröffentlichungen; darum wird es auch zweckmäßig sein, unsere Betrachtung mit ihr zu eröffnen.

Das Erste, was wir aus diesen Gedichten erkennen, ist, daß ihr Verfasser kein Jüngling mehr sein kann: und daß diese Ahnung in der That begründet ist, haben wir schon erwähnt. Sogar über die Jugend der Empfindungen ist dieser Poet hinaus; nicht blos sein eigenes Antlitz, auch das Antlitz seiner Muse zeigt Runzeln, Runzeln der Erfahrung, Runzeln des Mißmuths, der Sorge, der Verbitterung. Mag von den oben erwähnten Gerüchten nun viel oder wenig begründet sein: daß der Lebensgang des Dichters allerdings ein verwikkelter und abenteuerlicher gewesen sein muß, daß das Schicksal ihn nicht auf sanften Armen getragen, daß er schon mehr als einmal an dem Grabe seiner liebsten Hoffnungen gestanden, mehr als einmal der Vernichtung ins Angesicht geblickt hat, das ist auf jeder Seite dieses Büchleins zu lesen. Es ist kein Weltschmerz darin, keine abstracte Verzweiflung, aber eine ernste, finstere Resignation. Das ist kein Jüngling, der mit schwellendem Segel hinausfährt auf die Höhe des Lebens, das ist ein Mann mit gebleichtem Haar, dem Sturm und Schiffbruch zwar nicht den Muth zerschlagen haben: aber sie haben den Farbenschmuck abgestreift von den Flügeln sei-

Digitized by Google

ner Poeſie, er weiß, daß das Leben ein wildes Thier, das den Wehrloſen mit unbarmherzigem Zahne ſchüttelt und gegen das man ſich nur mit Trotz und Entſchloſſenheit zur Wehre ſetzen kann:

„Spurlos iſt der Ocean,
Ueberall und nirgends Bahn;
Kalt ſchlägt die Welle, kalt und leer,
Ans volle, warme Herz heran;
Wohin du lugſt — ein Strich — nichts mehr.
Kalt mein Junge, iſt der Ocean!
Einſam iſt die See. . . .

Ich bin geweſen zu Land und See,
Aus iſt mein Spiel und Tanz — Ade!
Die Eltern ſind verdorben,
An ihrem Sohn verſtorben
Und Kreuz und Gras darüber,
Und Alles iſt hinüber!
Verwüſtet mein Leib, verſtürmt mein Sinn,
Nichts drinnen, nichts draußen: wo ſoll ich hin? —
O wie mich's gereut! o wie mich's gereut!
Ich habe verlungert die ganze Zeit
Und nichts errungen als Herzeleid,
Ich hab nicht gelebt — wie ſoll ich ſterben?
Am Wege, am Wege muß ich verderben! . . .

Wenn ſie kommen und mich graben,
Lieben Freunde, in mein Grab hinein,
Will nicht ſchöne Blumen haben,
Goldſchrift nicht und kalten Stein.

[illegible] [illegible] [illegible] [

Aber gerade ein Dichter von diesem schroffen, eckigen Charakter mußte dem Geschmack der Zeit zusagen, und wäre es zunächst auch nur durch den Reiz des Contrastes gewesen. Wer schon einmal darüber nachgedacht hat, wie es wohl zugeht, daß das Wasser, das unschuldige klare Wasser, für uns zum Universalheilmittel geworden, oder wie (um im Gebiete der Kunst zu bleiben) Jenny Lind, diese Wasserkur des Virtuosenthums, zur gefeiertesten Künstlerin der Zeit werden konnte, der wird auch die Unwiderstehlichkeit des Contrastes begreifen. Auf solchen Rausch gehörte eine solche Ernüchterung; wir hatten uns so müde gehört an all den wohlstudirten Trillern und Läufen unserer schulmäßigen Poeten, die Ohren thaten uns so weh von lauter Wohllaut, daß wir ordentlich lüstern waren auch mal wieder einen naturwüchsig kräftigen Mißlaut zu vernehmen; so überdrüssig waren wir der feinen Herren in Glacéhandschuhen und Frack, daß dieser vierschrötige, derb auftretende Dichter, wie er mit seinem Knotenstock und seinen nägelbeschlagenen Stiefeln so trotzig daherschreitet und überall anstößt mit den gespreizten Ellenbogen, uns als eine höchst interessante, höchst bemerkenswerthe Figur erschien.

Doch war dieser Contrast keineswegs das einzige Bindemittel zwischen unserm Dichter und dem Publikum; es gab auch noch andere, positivere Zusammenhänge zwi-

Digitized by Google

ſchen beiden. Unſere Zeit, ebenſo ſchiffbrüchig und ebenſo enttäuſcht, wenn auch weniger mannhaft und ausdauernd wie Scherenberg, hat kein Intereſſe, ja kein Verſtändniß mehr für die Harmonie eines durchgebildeten und vollſtändigen Kunſtwerks; ſelbſt fragmentariſch, liebt ſie auch in Poeſie und Kunſt vornämlich das Abgeriſſene, Bruchſtückweiſe; die friedliche Klarheit und Fülle eines Goethe'ſchen Charakters, vorausgeſetzt, daß ein ſolcher Charakter bei uns überhaupt möglich wäre, würde uns mehr beängſtigen als erfreuen, wir wollen ruckweiſe zuſammenfahren in kurzen und ſtarken Emotionen — Emotionen, die uns ſchütteln, wie das Glas Branntwein den ungewohnten Trinker: es wärmt ihn, indem es ihm zugleich vor Schmerz die Thränen in die Augen treibt — Emotionen, zu denen wir Zeit haben, wir Futter fürs Pulver, die wir jeden Augenblick darauf gefaßt ſein müſſen, mit der ganzen Bagage in die Luft zu fliegen!

Keinem andern Dichter iſt dies Fragmentariſche, Abgeriſſene, Bruchſtückweiſe unſerer Tage ſo zur eigenſten Natur geworden wie Scherenberg; es bildet, wenn nicht die hauptſächlichſte, ſo doch jedenfalls die augenfälligſte ſeiner Eigenſchaften. Die höchſte Poeſie grenzt bei ihm jeden Augenblick an die kläglichſte Proſa, es iſt ein fortwährendes Herausfallen aus dem Himmel des Ideals in die nackte dürftige Wirklichkeit — nicht aus ironiſcher

Abſichtlichkeit wie bei Heine, ſondern weil ſeine Natur es ſo mit ſich bringt, weil ſeine Flügel ihn nicht weiter tragen oder vielleicht auch weil er es verſchmäht hat zu lernen, wie er ſie beſſer gebrauchen ſoll: der wahre Vogel Strauß der Poeſie, der jeden Augenblick den gewaltigſten Anlauf nimmt, als wollte er geradewegs in den Himmel ſteigen — und doch gleich darauf wieder wie ein trabendes Pferd in der Ebene dahin ſchießt. Selbſt die eigenthümliche Bilderfülle unſeres Dichters, um derenwillen er vom Publikum ſo ſehr bewundert wird, während ſie in unſern Augen nur das verhängnißvolle Merkmal einer inneren Krankheit iſt, gehört hierher. Die poetiſche Anſchauung ſoll den ganzen Stoff des Gedichtes, bis in das kleinſte Aederchen hinein durchdringen, ausfüllen, beleben, nicht blos hier und da, klumpenweiſe, zu einzelnen ſchillernden Kryſtallen anſchießen. Bei Scherenberg iſt dies aber der Fall; ſeine Muſe iſt kurzathmig, ſie reicht nicht aus oder hält es nicht der Mühe werth, ein ganzes Kunſtwerk herzuſtellen, es genügt ihr an den ſchönen, den blendenden Einzelheiten, die ſie ebenfalls mit mehr Freigebigkeit als Umſicht ausſtreut: — eine richtige Verſchwenderin, die zwar zu jeder Luxusausgabe Geld hat, aber für die unabweisbaren Bedürfniſſe des täglichen Lebens, da hapert es. Auch auf die einzelnen Bilder und Gleichniſſe ſelbſt trifft

Digitized by Google

dies zu. Wir verkennen gewiß nicht, daß sich unter der außerordentlichen Masse derselben viele interessante, manche vortreffliche, einige bewundernswerthe und wahrhaft classische befinden; die „wunden Krieger" in dem Gedichte Ligny (um dies hier schon voraus zu nehmen),

„Die sich der Tod beiseit gelegt auf morgen" (S. 25.)

oder die Vorposten der feindlichen Heere, die sich im Beginn der Schlacht einander nähern,

„Stoßfechtern gleich,
Die erst mit ihres Degens Spitze spielen,
Eh' sie ins Leben führen ihren Stoß" (ebendas. S. 10.)

— das sind Wendungen von einer Ursprünglichkeit und Anschaulichkeit, einer Neuheit und Tiefe, wie wir sie bei keinem zweiten modernen Dichter finden.

Was dagegen die Mehrzahl der Scherenberg'schen Bilder anbetrifft, so halten dieselben die Prüfung der Kritik, ja schon die einfache Prüfung der Logik nicht aus; bald fehlt es an der Consequenz und Richtigkeit des Gedankens, bald am Geschmack, in vielen Fällen auch an Beidem. Sehr natürlich: da der Poet viel zu ungeduldig, viel zu fragmentarisch, viel zu erpicht ist auf die blendenden Einzelheiten, um auch nur ein kurzes Bild oder Gleichniß mit voller Schärfe durchzudenken oder ästhetisch zusammenzuhalten. Es ist die alte Geschichte von dem Horazischen Weibe mit Pferdehals und

Digitized by Google

Fiſchſchwanz: Doppelgeburten von Erhabenheit und Trivialität, verkümmerte Epigramme, die an ſich recht hübſch angelegt ſind, nur Schade, daß die Pointe fehlt.

Dieſes Epigrammatiſche bildet überhaupt einen weſentlichen Zug im Charakter des Dichters; ſowohl die eigenthümliche Herbigkeit und Schärfe ſeines ſittlichen Charakters, als das Unvollendete und Bruchſtückweiſe ſeiner künſtleriſchen Bildung mußte ihn mit Nothwendigkeit dazu führen. Es fehlt bei ihm an jeder umfangreicheren poetiſchen Vertiefung, der Grund iſt überall flach und nüchtern, namentlich auch in den ſpäteren epiſchen Gedichten, die, bei Licht beſehen und ihrem eigentlichen Kerne nach, bloße proſaiſche Referate ſind, roher anekdotiſcher Stoff, ohne künſtleriſche Durchdringung und Vermittlung. Aber aus dieſem flachen, proſaiſchen Grunde ſtarren dann wieder gelegentlich ſolche ſcharfe epigrammatiſche Stacheln in die Höhe, ſolche kurze, jähe Schlaglichter, in einzelnen poetiſchen Bildern, Vergleichen, Kernſprüchen, zucken über dieſe einförmige Ebene, daß das Publikum, in deſſen Natur es liegt, ſtets über dem Einzelnen das Ganze zu vergeſſen, regelmäßig von einem Entzücken, einem Erſtaunen in das andere geräth.

Denn wie kurz, nach unſerem obigen Gleichniß, der Athem des Dichters auch iſt, die Geduld des Publikums von heute iſt doch noch kürzer; derjenige Poet,

Digitized by Google

der, wie Scherenberg, ihm die meiſten und kleinſten pikanten Biſſen vorſetzt, auf den man am Sicherſten mit halbem Ohre, alle fünf Minuten einmal, hinhorchen kann und kommt doch in der Hauptſache nicht aus dem Zuſammenhang und hört doch allemal, ſo wie man aufmerkt, etwas Intereſſantes und Wirkſames, das aber ebenfalls wieder kein langes Nachdenken erfordert, ſondern raſch und blendend vorüberfliegt, wie die Leuchtkugel eines Feuerwerkers — ein ſolcher Poet mußte ganz nothwendig ein Lieblingsdichter unſers Publikums werden.

Aber hätten wir die Schilderung unſeres Dichters damit nun erſchöpft?

Nimmermehr! Denn bei allen dieſen Gebrechen und Einſeitigkeiten verlangt gleichwohl die Gerechtigkeit das Zugeſtändniß, daß er ein Dichter iſt, ein wahrer, ächter Dichter; Gott hat ihm den Blick des Poeten gegeben, jenen weitſchauenden und tiefdringenden Blick, dem das Innere aller Dinge offen liegt und der auch in der niedrigſten und flüchtigſten Erſcheinung, im welkenden Grashalm, im zirpenden Vogel, im Duft, den der Abendwind dahinträgt, den unvergänglichen göttlichen Inhalt gewahrt. Daß dieſer Spiegel des Dichterauges getrübt, ja daß er zerſchlagen iſt dergeſtalt, daß uns nun ſtatt des natürlichen Anblicks nicht ſelten eine widerwärtige Fratze

Digitized by Google

aus den zerstreuten Scherben entgegenspringt — wer wagt es, darüber zu richten? wer wagt zu entscheiden, was hier die Schuld des Dichters ist und was die Schuld seines Schicksals? Vor Allem aber, wer wagt zu läugnen, daß wir es hier mit einer allgemeinen Krankheit der Zeit zu thun haben und daß gerade dies entstellte, zersplitterte Bild uns den vollsten Anblick unseres eigenen Selbst darbietet? Leset einzelne Gedichte, wie den köstlichen „Frühlingsgruß“:

Frühling, Wir von Gottes Gnaden
König aller grünen Maien,
Aller Blüthen, aller Saaten,
Aller Vögelmelodeien,
Unsern Lieben und Getreuen
Unsern landesväterlichen Gruß zuvor.

Aus ist's mit dem Reich des Todten!
Und durch alle Unsre Staaten
Senden wir die goldnen Boten,
In den Allerhöchsten Gnaden
Unsre Völker einzuladen:
Offen weit ist unser Thor,

. . . . . .

Alle Unsre Völker kamen,
Alle Stände, die entboten
In des Königs Lenzes Namen —

Mensch, nur du bleibst bei den Todten?
Kennst du nicht mehr unsre Boten?
Will kein Frühling in dich ein?

Wir, der Fürst der grünen Staaten,
Laden selbst zum Gast dich ein
Unsrer Blumen, unsrer Mai'n,
Bring ein gastlich Herz herein,
Königlich sollst du bewirthet sein . . . .

— oder den Ostermorgen oder auch die Kindergedichte und überzeugt Euch, welcher Harmonie dies zerrissene Gemüth wenigstens für Augenblicke fähig und welche Einfalt und Liebebedürftigkeit ihm ursprünglich innewohnt! Selbst die leichtfließende, melodische Sprache des Dichters hat die Natur ihm keineswegs so völlig versagt, wie man aus dem barbarischen Kauderwelsch schließen möchte, dieser unseligen Mischsprache schwülstigster Erhabenheit und ordinärster Spießbürgerlichkeit, die er mitunter und in den späteren Gedichten sogar gewöhnlich zu sprechen für gut befindet. Wir verweisen in dieser Hinsicht wiederum auf den „König Mai" sowie auch auf einzelne Stellen jener späteren Gedichte, die sich an Wohllaut und Gediegenheit des Ausdrucks dem Besten an die Seite stellen, was unsere Sprache überhaupt zu leisten im Stande ist: während er allerdings in andern wieder ein ganzes entfesseltes Tollhaus wahnwitziger Bilder,

Digitized by Google

unmöglicher Vergleiche, ſinnloſer Sprachwendungen auf uns los läßt.

Allein ſo glänzend ein Theil dieſer Eigenſchaften auch war und ſo ſehr der andere auch dem eigenen Ungeſchmack und der Unreife des Publikums entſprach, ſo war es dieſem begreiflicher Weiſe doch viel zu unbequem, ſich dieſelben aus der faſt halbfingerſtarken Gedichtſammlung eines bis dahin völlig unbekannten Autors zuſammenzuleſen; Scherenberg blieb, wie geſagt, ſo gut wie unbekannt, bis er mit ſeinen „Heldengedichten aus der preußiſchen Geſchichte“ auftrat.

Auch darüber, wie er gerade zur Wahl dieſes Stoffes gekommen, fehlt es uns an genauerem Aufſchluß. Doch ſcheint uns dieſelbe in der eigenen Natur des Dichters bereits hinlänglich motivirt. Einen ſo ſchroffen, ſtrengen, ſoldatiſch knappen Geiſt mußte das ſchroffe, knappe, ſoldatiſch Zugeknöpfte des ſpecifiſchen Preußenthums ganz beſonders anmuthen; dieſe alten grimmigen Haudegen, dieſe Feinde des Worts und der gedrehten Complimente, die die Welt in der Tiefe ihres Herzens ſo gründlich verachteten und in dieſer Weltverachtung ſo reſolut darein ſchlugen — richtig, das waren die entſprechenden Helden für dieſen Dichter, der das Leben ſelbſt nur immer wie eine Campagne betrachtet hatte und nun mit der vollen Moroſität eines ausgedienten alten

Digitized by Google

Soldaten auf die naseweise, vielschwatzende, wenig handelnde Gegenwart heruntersah.

Schon in den Vermischten Gedichten wird uns zu wiederholten Malen Blüchers Heldengestalt vorgeführt in seiner bekannten, kurz angebundenen, kernigen Weise; auch haben wir die größern vaterländischen Gedichte allen Anzeichen nach nur als verspätete Ausführung frühgefaßter Pläne zu betrachten. — Das Erste, was der Dichter davon veröffentlichte, war das Gedicht Ligny. Dasselbe ist in vieler Hinsicht das beste unter Scherenberg's größeren Werken: nämlich weil es sich am meisten in den Schranken der bloßen Erzählung hält, weil es die wenigsten Ansprüche macht, als ein wirkliches Epos zu gelten.

Denn mit den Forderungen des epischen Kunstwerks darf man, wie wir schon vorhin andeuteten, allerdings so wenig an dies als an irgend ein anderes Product der Scherenberg'schen Muse herantreten. Dazu ist diese Muse selbst viel zu ungeduldig, viel zu grillig. Schon ein wirkliches Kunstwerk, ein wirkliches episches Gedicht mit Plan, Verschürzung, Lösung auf den Webstuhl zu nehmen, welche langathmige, welche thörichte Arbeit! Diese ganze ideal heroische Welt, ohne welche kein Epos möglich ist, ein antikes so wenig als ein modernes, welche Zurüstungen erfordert das, welche Consequenz des Ge-

dankens, welche Beschränkung der Phantasie, welche Ausdauer der Arbeit! Nein, da machen wir es uns bequemer: wir nehmen den nackten, rohen Stoff, wie er in jedem Geschichtsbuch zu lesen ist, schlagen vielleicht noch ein paar alte Jahrgänge der Preußischen Militärzeitung nach — und nun ziehen wir die Schleusen unserer rastlos sprudelnden Phantasie auf und lassen den ganzen wirbelnden Strom unserer Rhetorik los und die allerseltsamsten Bilder und die allerabenteuerlichsten Gedankenverbindungen — giebt's auch kein Epos, ei nun, so giebt's doch ein „vaterländisches Gedicht"; giebt's auch kein Kunstwerk, so giebt es doch immerhin etwas, worin mehr Kraft ist und mehr poetisches Talent als in zwei Dutzend sogenannter Kunstwerke der modernen Poesie — mögen sie doch nachher vor Verwunderung aus der Haut fahren, diese Federfuchser der Aesthetik! „Wär' ich besonnen, hieß' ich nicht der Tell;" wär' ich künstlerisch durchgebildet, gleichförmig, gemäßigt, nicht eigensinnig, nicht fratzenhaft, wie wäre ich denn der Scherenberg!

Mit diesem Letztern haben wir auf die bedenklichste Seite in der Erscheinung unseres Dichters hingedeutet: seine Werke, wie sie der Reihe nach in absteigender Linie erschienen sind, eines immer fratzenhafter, immer formloser und abenteuerlicher als das andere, drängen uns die Vermuthung auf, daß er über sich selbst keineswegs

mehr so unbefangen ist als zu Anfang; er ist, fürchten wir, in eine selbstbewußte Manier gerathen, eine Manier, die mit ihrer eigenen Roheit und Formlosigkeit coquettirt, wie andere Leute coquettiren mit ihrer Anmuth und Zierlichkeit. Es giebt auch eine Art von Eitelkeit, die sich etwas zu gute darauf thut, recht grob und ungeschlacht zu sein; Herr Scherenberg, fürchten wir, ist auf dem nächsten Wege eine Karrikatur seiner selbst zu werden — und das wäre in diesem Falle doppelt schlimm, da er schon von Hause aus einer Karrikatur so ziemlich gleich sah.

Schon mit dem Waterloo (zuerst 1850) beginnt dieser Abfall. Das Gedicht ist ursprünglich nur eine Erweiterung des Ligny, das auch als Theil darin aufgenommen ist. Die Sprache ist hier noch verrenkter geworden und noch willkürlicher als in dem ursprünglichen Gedicht, der Schwulst der Bilder und Gleichnisse noch gehäufter, die einzelnen Anklänge von Einfalt und Natur noch sparsamer. Wir begreifen vollkommen, wie gerade dies Gedicht ein Lieblingsstück unserer vagirenden Declamirkünstler hat werden können. Diese Leute nehmen gern den Mund so voll als möglich — viel, denken sie, hilft viel — und da ist nun dies Waterloo ein wahres Vorrathshaus, eine wahre Rüstkammer der spitzfindigsten Antithesen, der prächtigsten Redewendungen, der

Digitized by Google

ungeheuerlichsten Vergleiche, der blendendsten Schilderungen, der verwickeltsten Perioden — so recht ein gefundenes Fressen, eine rechte Sammlung von Paradestücken für einen vagirenden Redekünstler, während allerdings ein gewöhnlicher Mund Gefahr läuft, die Zunge daran zu zerbrechen. Man verlangt auch hier Belege? Hier sind sie, ungesucht und ungeordnet, wie fast jede Seite des Buches sie darbietet:

(pag. 6.)

Und „Vive l'Empereur!" antwortet,
In Stahl bis an die Zähne, überm Helm
Den Aar, auf ihrem Marsfeld Gallia,
Entgegen haltend dem vierschneidigen Schwert
Der alten Jungfrau ihren Schild mit seinem
Versteinernden Gorgenhaupt, weit schattend
Vom Alpensaum bis zu den Pyrenäen,
Vom Mittelmeere bis zum Ocean.

(pag. 25.)

„Wir haben Schläg' gekriegt" — spricht Blücher, der
Verschollene und wieder sich Gefund'ne
Zu seinen Preußen, wie Magnet und Stahl —

(pag. 32.)

Schwarz Rock und Herz, zur Hand die scharfe Büchse,
Auf großem Schlacht-Anstand auf kaiserlich
Hochwild sieht ruh- und theilnahmslos der Jäger
Der wilden Jagd vom alten Welfen-Volk,
Dem Volk Heinrich des Löwen, und zählt lauernd
Ab die Minuten bis zur Schlacht . . . .

Digitized by Google

(pag. 48.)

Doch elastisch federt
Das Adler-Volk sich aus der Löwentatze,
Schlägt schwunges auseinander rasselnd seine
Geschmeidgen Flügel —

(pag. 67.)

Da ist kein Halten mehr —
Und ein „Zurück" gar kein Begriff —

(pag. 71.)

„Bald!"
Antworten seine Adler abendgoldig,
Und trauerüberflort wie Trümmer-Echo,
Nachleuchtend untergehenden Sonnen, prächtig
Noch ihres Lebens Pracht im Untergang.

Welche Sätze, welche Sprache, welche Vergleiche! Das ist nicht mehr der heitere Strom der epischen Dichtung, das ist ein wüstes Brausen und Plätschern, ein Gurgeln, Poltern, Schnauben, wie Wasser, das aus einer jählings umgekehrten Flasche hervorsprudelt und in der Hast des Sprudelns sich selbst den Weg versperrt!

Und doch war es gerade dies Gedicht, das dem Verfasser die enthusiastische Verehrung des Publikums oder doch eines bedeutenden Theils desselben erwarb. Zwar im Grunde nicht das Gedicht selbst — die Poesie

Digitized by Google

ſoll ja noch erſt erfunden werden, die blos durch ihren poetiſchen Gehalt auf die Nerven jener tapfern Krieger einwirken könnte, aus deren Mitte der Enthuſiasmus für Scherenberg hauptſächlich hervorgegangen iſt und aus denen derſelbe ſich bis heute vornämlich rekrutirt —: ſondern mehr als das Gedicht ſelbſt wirkte die zufällige Combination der Zeitumſtände, unter der es erſchien. Herold des preußiſchen Waffenruhms, den Glanz der preußiſchen Geſchichte, ganz beſonders aber die Tapferkeit der preußiſchen Armee ſo laut und mit ſo vollen Backen preiſend, daß ſelbſt der Ehrgeiz eines ſeit Anno funfzehn zur Dispoſition geſtellten Hauptmanns daran zur Genüge haben mußte — erſchien es zu einer Zeit, da die öffentliche Meinung übrigens auf Preußen nichts weniger als gut zu ſprechen war und da namentlich die Armee noch ziemlich allgemein mit den ungünſtigſten Blikken betrachtet ward. Scherenberg wurde der Troubadour der preußiſchen Armee, der Blondel des Treubunds, der damals noch von den böſen Demokraten einigermaßen niedergehalten ward und ſein frommes Werk für Gott, König und Vaterland nur erſt in aller Stille betreiben durfte. Scherenberg wurde es, ohne daß er ſelbſt ſich nach dieſer Ehre lüſtern gezeigt, ja ohne daß man ihn gefragt hatte, ob er es auch ſein wollte; es war die Zeit der Octroyirungen damals und ſo octroyirte man

auch Scherenberg die Ehre, der Dichter des specifischen Preußenthums zu sein.

Wie Scherenberg diese Ehre aufgenommen? Was seine persönlichen Beziehungen anbetrifft, so fehlt es uns darüber wiederum an der genaueren Kenntniß. Aber seine Muse wenigstens — und zu nicht geringem Ruhm soll ihm das angerechnet werden in einer Zeit, wo noch weit größere Männer sich mit viel Kleinerem haben bestechen lassen — ist unberührt davon geblieben. Es ist ein trauriges Schicksal, ohne Frage, und die poetischen Sünden, welche Scherenberg so vielfach begangen, konnten nicht wohl strenger gezüchtigt werden vom Schicksal, als Leib- und Magendichter des Treubunds dienen zu müssen und auf Ministerialverordnung vor allen Knaben- und Töchterschulen des Landes von herumziehenden Emissären des Vereins für Gott, König und Vaterland declamirt zu werden. Aber Scherenberg hat dieser beklagenswerthen Ehre wenigstens nicht nachgetrachtet, sie ist ihm zugefallen — nun ja, wie der Mensch ein Bein bricht, wie Einem ein Ziegel auf den Kopf fällt oder sonst ein Unglück passirt; Scherenberg ist darum zu beklagen, aber nicht zu verdammen.

Auch muß zugegeben werden, daß jene soldatischen Sympathien sich nicht ohne Grund gerade auf Scherenberg geworfen haben, nicht ohne Grund gerade der Dich-

Digitized by Google

ter des Waterloo und Ligny zum specifischen Dichter des Preußenthums proclamirt worden ist. Freilich liegt der Zusammenhang zu tief und ist zu subtiler Natur, als daß wir in der Masse seiner Verehrer selbst ein Bewußtsein darüber voraussetzen dürften. Wir erblicken diesen tiefern Zusammenhang nicht blos in der schon berührten Wahl des Stoffes, noch in der soldatisch knappen Haltung, welche dem Dichter selber eigen, sondern noch vielmehr darin, daß seine Poesie und die Ereignisse der Revolution in Preußen beide denselben Gang genommen und zu demselben Resultat geführt haben, nämlich zur Verherrlichung des Soldatenthums: so daß Scherenberg auch in dieser Hinsicht der eigentliche poetische Vertreter dieser Epoche ist. Aus allen Erschütterungen, welche Preußen seit der Nacht des 18. März durchgemacht, ist endlich nur das Soldatenthum, dasselbe Soldatenthum, welches jene Märznacht für immer vernichtet zu haben meinte, hervorgegangen und zwar in verstärkter und befestigter Gestalt. Alles Andere ist unfertig geblieben, hat sich aufgelöst in Dunst und Rauch, quält sich in nichtigem Scheindasein mühsam hin: nur das Soldatenthum, schlagfertig, selbstgewiß, von keiner Spaltung, keinem Zweifel berührt, hat sich als der eigentliche Kern des Staates bewährt. — Was daraus für Preußens übrige Stellung folgert und ob es für seine Zukunft ein Glück gewesen

ſein wird oder ein Unglück, daß es ſo gekommen, das kümmert uns hier nicht; genug daß aus dem Chaos der preußiſchen Revolution das Soldatenthum ſich zuerſt wieder erhob und einen Pfeiler bildete, an dem der übrige Staat ſich aufrichten konnte. Sogar nicht Preußen allein, ſondern auch dem ganzen deutſchen Vaterlande hat das preußiſche Soldatenthum dieſen Dienſt geleiſtet, inſofern durch ſeine energiſche und ſichere Hilfe Deutſchland wenigſtens vor jener kindiſch furchtbaren Anarchie gerettet ward, mit welcher die Aufſtände in Baden und der Pfalz im Mai 1849 uns bedrohten. Wie das preußiſche Soldatenthum ſich damals gewappnet, ſiegesmuthig erhob und mit ehernem Tritt Alles zu Boden ſtampfte, was ſich ihm entgegenſtellen wollte, ſo ringt auch aus der umdüſterten, zerrütteten Seele des Dichters daſſelbe preußiſche Soldatenthum, verkörpert in den Heldengeſtalten Friedrichs des Großen und Blücher's, ſich als der letzte, hellſte Stern hervor, die Wogen glätten, das Chaos ordnet ſich — der Dichter hat ſeinen Helden und mit ihm den Schwerpunkt ſeines künſtleriſchen Daſeins gefunden.

Freilich hat das nicht hindern können, daß die nächſtfolgenden Gedichte Scherenberg's, ſoweit dieſelben im Druck vorliegen und alſo von uns beurtheilt werden können, immer geſchmackloſer geworden ſind und ſich im-

mer tiefer in jene Sonderlingslaunen und Seltſamkeiten verrannt haben, die ſchon oben von uns geſchildert wurden. In ganz vorzüglichem Maße gilt dies von dem Schlachtgedichte Leuthen, das im Sommer 1852 erſchien. Hier finden ſich die uns bereits bekannten Fehler zu einer kaum mehr zu ertragenden Höhe geſteigert; der völlige Mangel jeder künſtleriſchen Compoſition, das Willkürliche und Verworrene der Anordnung im Ganzen wie im Einzelnen, die tolle Verhöhnung aller Denk-, Sprach- und Reimgeſetze, von der das Gedicht wimmelt, macht es geradezu unmöglich, irgend welche Freude zu haben an den einzelnen gelungenen, ja prächtigen Stellen, an denen es auch hier wiederum nicht mangelt.

Allein ſo verfehlt danach das Ganze des Gedichts auch iſt, Eines muß man bei alledem auch ihm zugeſtehen: von treubündleriſchen Tendenzen, von Schweifwedeln vor der Macht, von kleinlichem Lobhudeln der augenblicklichen Größen — nein, Gottlob, davon iſt auch in dieſem Leuthen keine Spur, ſo nah auch gerade hier die Gelegenheit lag. Das Gedicht iſt in politiſcher Hinſicht ſo völlig objectiv, ſo hiſtoriſch rein gehalten, als hätte es nie ein Jahr Achtundvierzig oder auch eine Zuſammenkunft in Olmütz gegeben und als hätte nie ein Großmeiſter des Treubundes mit dem andern in Prozeß gelegen. Dieſe politiſche Keuſchheit des Gedichts ſtimmt

Digitized by Google

uns ſogar nachſichtig gegen ſeine äſthetiſchen Gebrechen. Wir überzeugen uns daraus, daß Scherenberg freilich kein Epoche machender, kein weltbefreiender Dichter iſt, keiner von jenen, welche die Krankheit ihrer Zeit theilen, aber nur um ſie deſto kräftiger abzuſchütteln; wir wiſſen im Gegentheil, daß dieſe allgemeine Krankheit der Zeit, die Krankheit der Zerriſſenheit, der Ungeduld, des Eigenſinnes auch auf ſeinem Talente liegt, einem giftigen Mehlthau gleich, der ihm die beſte Kraft ausſaugt und ſeine Früchte verkümmert, noch bevor ſie völlig gereift ſind. Aber der Thorheit und Einſeitigkeit des Zeitalters vorſätzlich ſchmeicheln — aber ſich abſichtlich hergeben zum poetiſchen Schildträger einer beſchränkten, halb kindiſchen, halb verbrecheriſchen Parteilichkeit und ſeinen Ruhm gleich einem Schwamme großziehen in dem Sumpf politiſcher Gemeinheit und Erniedrigung — aber (mit einem Wort) vom Dichter, als welcher Gott ihn werden ließ, ſich ſelbſt degradiren zum bloßen Modedichter, dem Modedichter des ſpecifiſchen Preußenthums — nein, dazu hält der Dichter von Waterloo und Leuthen ſich noch immer zu gut, dazu ſteckt zu viel in ihm vom ächten, wirklichen Dichter!

Mit dieſem Satz haben wir denn auch gleich unſer Urtheil geſprochen über den berühmten Rivalen unſeres preußiſchen Dichters, Herrn Oskar von Redwitz, der

ebenso der Modedichter der Damen ist, wie Scherenberg der Männer und ebenso das katholische Süddeutschland repräsentirt, wie Scherenberg das protestantische Preußenthum. Von Redwitz' Lebensschicksalen ist bis jetzt noch nicht viel zu sagen. Im Jahr 1823 zu Lichtenau in der Nähe von Ansbach geboren, auf verschiedenen pfälzer Gymnasien erzogen, seit 1841 Student in München und Erlangen, dann Rechtscandidat in Speyer und Kaiserslautern, seit dem Mai 1851 glücklicher Gatte seiner ersten Liebe und gleich darauf als Professor der Aesthetik und deutschen Literatur an die Universität zu Wien berufen, von welcher Stelle er sich jedoch nach kürzester Zeit wieder beurlaubt hat — hat er eben noch nichts erlebt und nichts erfahren, was sich in seiner Poesie wiederspiegeln und ihr den Inhalt eines Selbsterlebten, Selbsterdulden verleihen könnte.

Aber in der That kommt es auch Herrn von Redwitz gar nicht darauf an; ja er selbst würde zweifelsohne eine Poesie, die ihren Stoff aus dem eigenen Leben des Dichters entnehmen wollte, als eine weltliche, unchristliche, götzendienerische verabscheuen. Seine Poesie will überhaupt mit dieser Welt nichts zu thun haben; sein ausgesprochener Zweck ist, die Dichtung wieder zu Gott hinzuleiten, sie mit dem Göttlichen, Ewigen wieder auszusöhnen.

Digitized by

Wir wollen gar nicht ſprechen von der mangelnden Einſicht in das Weſen und die Natur aller Kunſt, welche ſich in dieſer Abſicht kundgiebt und die für einen Profeſſor der Aeſthetik allerdings etwas Bedenkliches hat: gleich als ob nicht jede Kunſt ſchon an ſich ſelbſt eine Darſtellung des Göttlichen wäre und als ob nicht das Kunſtwerk überhaupt nur dadurch zu Stande kommt, daß Göttliches und Menſchliches, Sinnliches und Geiſtiges ſich mit einander durchdringt und verſöhnt. Selbſt den Standpunkt des Herrn von Redwitz zugegeben, hat doch die Kritik längſt, ſowohl an der Compoſition der Amaranth im Ganzen, als an hundert Einzelheiten derſelben nachgewieſen, wie hohl dies Machwerk und in welcher wunderlichen Selbſttäuſchung das Publikum ſich befindet, wenn es in dieſem Gedicht eine beſondere Verherrlichung der Kirche, wohl gar eine entſchiedene Niederlage der (wirklichen oder vermeintlichen) Gegner der Kirche erblickt. Diejenige Kirche, welche allein im Stande wäre — ich ſage nicht den rebelliſchen Geiſt der Zeit zu beſiegen, aber doch wenigſtens ſich in einen Kampf mit demſelben einzulaſſen, dieſe trotzige, ſtreitbare, weltbefehdende Kirche iſt den ſchüchternen Sinnen des Herrn von Redwitz noch niemals im Traume aufgegangen; ſeine Kirche iſt ein gutes blondes Frauenzimmer, eine kleine vergnügliche Unſchuld vom Lande, nicht ohne Koketterie und

Selbſtgefälligkeit, die wohl gelegentlich in Journalen allerlei ungewaſchenes Zeug von Freigeiſterei und Pantheismus und Hegelthum geleſen hat und das nun in ihrer Einfalt ebenſo ungewaſchen zu widerlegen ſucht. Herr von Redwitz iſt einer jener dünnleibigen, kernloſen Geſellen, durch welche die jedesmalige Farbe ihrer Umgebung richtig hindurch ſcheint, ohne eigenen Inhalt und ohne angeborene oder ſelbſtändige Kraft; er würde mit Klopſtock in Oden „gemacht", mit Wieland getändelt, mit Jean Paul geſchwärmt haben, ja wir wollen nicht einmal gut dafür ſagen, daß, wäre ſeine Jugend zehn Jahre früher gefallen, er nicht vielleicht auch mit Herwegh Kreuze aus der Erde geriſſen oder mit dem Nachtwächter Aufruhr und Empörung durchs Land getutet hätte.

Denn wie der Charakter der Scherenbergſchen Poeſie gedrungene, kraftvolle Männlichkeit, deren Ueberfülle ſogar häufig in Eigenſinn und Formloſigkeit ausartet, ſo iſt dagegen der Charakter der Redwitz'ſchen Poeſie Hohlheit und Schwächlichkeit, verbunden mit demſelben Aufwand großtönender, aber wenig bedeutender Worte. Redwitz iſt in dieſer Hinſicht gerade ſo charakteriſtiſch für die jüngſte Phaſe der ſüddeutſchen Bewegung, wie wir in Scherenberg den Repräſentanten der neueſten preußiſchen Entwicklung anerkennen mußten. Es iſt wahrlich nicht

Digitized by Google

unſere Abſicht, alte Wunden aufzureißen, beſonders da in dieſem Fall die Verwundeten zugleich auch die Beſiegten ſind, noch möchten wir behaupten, daß dieſer weſentlich ſoldatiſche Ausgang, welchen die preußiſche Revolution genommen, etwas ſehr Beneidenswerthes oder Muſtergiltiges wäre. Aber nachdem zahlreiche Stimmen aus den verſchiedenſten Lagern und unter den verſchiedenſten Umſtänden ſich in demſelben Sinne geäußert haben, wird es ja wohl auch an dieſer Stelle ausgeſprochen werden dürfen, daß die letzte politiſche Bewegung Süddeutſchlands mit außerordentlich viel unreinen Elementen verſetzt war und daß namentlich Eitelkeit, Hohlheit und leeres Phraſenthum eine übermäßig große Rolle darin geſpielt haben. Eben dieſe Elemente, nur nach der anderen Seite hingewendet, ſpiegeln ſich nun auch in der Redwitz'ſchen Dichtweiſe wieder; der rohe Soldatentrotz in Scherenberg und die ſüßlich fromme Phraſe bei Redwitz ſind beide gleich charakteriſtiſch, nicht blos für die einzelnen Dichter, ſondern auch für ihre locale und geiſtige Umgebung.

Und das iſt nun der eigentliche Grund, weshalb jede unparteiiſche und wahrhafte Kritik den Stab brechen muß über Herrn von Redwitz und ſeine Beſtrebungen, ſowie über die gedankenloſe Maſſe, welche denſelben ihren Beifall ſchenkt.

Digitized by Google

Wir haben gar nichts dagegen, im Gegentheil, wir finden es vollkommen in der Ordnung, daß die gegenwärtige Reaction ihre Dichter hat, ebenso gut wie die Opposition von vor zehn Jahren und die Revolution von achtundvierzig deren gehabt haben. Es ist auch gar nicht wahr, was man noch vor Kurzem auf allen Gassen hören mußte, nämlich daß nur die siegende Freiheit poetisch, nicht auch die untergehende, gegen ihren Untergang ankämpfende Gewaltherrschaft. Ueber allem Trümmerwerk schwebt ein gewisser poetischer Duft, am meisten über dem, das noch mit dem Schein des Lebens und der Gesundheit täuscht. Verfallene Fensterbogen, wie romantisch, wie malerisch! Aber nun schlingt noch saftgrünen, strotzenden Epheu um die zerbröckelnden Pfeiler, laßt aus den Lücken und Löchern des zerfallenden Mauerwerks die Gluth wilder Rosen hervorlauschen — welch eine Pracht! und wo wäre ein junges Herz, das bei diesem Anblick nicht in Entzücken gerathen und Stein und Bein schwören wird, dieser Trümmerhaufe wäre zwanzigmal mehr werth und auch viel wohnlicher und angenehmer, als das comfortabelste Haus in der Stadt?!

Ein junges Herz, sagen wir. Denn es ist ein charakteristischer Zug gerade der Jugend, des aufwachsenden, des werdenden Geschlechtes, dem die Zukunft gehört, daß es so leicht von dem Reiz des Untergehenden, des Trüm-

Digitized by Google

merhaften gefangen genommen wird, ſo gern für das Vergangene, das Zerfallende ſchwärmt. Es iſt als ob der ideale Sinn der Jugend damit für eine Ausgleichung ſorgen wollte; auch ſtellt der ihr natürliche Eigenſinn und Widerſpruchsgeiſt ſich gern in Oppoſition mit dem Genius des Zeitalters: ſie liebt, was die Andern haſſen, verfolgt, was ſie beſchützen, beſchützt, was Jene verfolgen. Es klingt ſeltſam und Viele werden es nicht glauben wollen, wer jedoch Gelegenheit hatte, praktiſch und in weiterem Umkreis mit der gegenwärtigen Jugend zu verkehren, dem kann kein Zweifel darüber bleiben: die dermalige Jugend, wenigſtens die Jugend der ſogenannten gebildeten Stände, iſt weſentlich reactionär; ſie iſt reactionär, nicht blos weil die lieben Aeltern und die verehrungswürdigen Vorgeſetzten es ſo wünſchen und weil, wie die Dinge im Augenblick bei uns ſtehen, nur der Weg der Reaction durch die Annehmlichkeiten der Stipendien, der Freitiſche, der außerordentlichen Unterſtützungen hindurchleitet durch alle Gefahren der Prüfung zum ſichern Amt und Brod — nein, ſie iſt es auch aus eigenem, natürlichem Triebe, ſie iſt es, weil ſie die Reaction für poetiſch hält, für romantiſcher, idealer, ritterlicher, als dieſe triviale Freiheit, dieſe leidige proſaiſche Demokratie, zu der ſich ſchon Schneider und Schuſter bekennen, wenn auch für den Augenblick nur ganz in der Stille, und bei der ſo gar nichts Apartes mehr zu holen iſt!

Digitized by Google

Wenn nun dieſe reactionäre Jugend ſich auch poetiſch vernehmen zu laſſen wünſcht, ſo iſt das wiederum etwas, was ganz in der Ordnung und wogegen man ebenfalls billiger Weiſe nichts einwenden kann; die Poeſie iſt ſo wenig Monopol der demokratiſchen als der abſolutiſtiſchen Partei, weder der Frömmler noch der Freigeiſter, ſie iſt nur Monopol — des Dichters!

Denn das iſt der Punkt, auf den es ankommt, und das verlangen wir von den Troubadours der Reaction ſowohl, als von den Sängern der Freiheit, daß ſie wirklich Dichter ſind. Pietiſtiſche Bänkelſängerei iſt um kein Haar beſſer als atheiſtiſche und umgekehrt; weder das Kreuz noch die phrygiſche Mütze können ſchlechte Verſe zu guten, dünne Gedanken zu kräftigen, alte Ladenhüter zu poetiſchen Neuigkeiten machen.

Und ebenſo verlangen wir auch, daß es dem Dichter mit der Partei, zu deren poetiſchem Vertreter er ſich berufen hält, Ernſt iſt und daß er von dieſem Ernſt ſeiner Ueberzeugung uns ſelbſt zu überzeugen weiß; wir mögen es nicht dulden, daß der Poet den bloßen Commis Voyageur, die bloße gereimte Reclame einer Partei abgiebt, gleichviel ob dieſelbe roth oder weiß oder ſchwarzweiß iſt: ſondern ſein poetiſches Bekenntniß ſoll Fleiſch von ſeinem Fleiſche und Blut von ſeinem Blute ſein.

Digitized by

Bei Herrn von Redwitz ist nun, wie die Kritik namentlich an der Amaranth hinlänglich nachgewiesen hat, so wenig von sittlichem wie von künstlerischem Ernste zu spüren. Der sittliche Ernst, der die Bekehrung, die Züchtigung der verirrten Welt als seine Mission auf sich nimmt, würde auftreten mit flammendem Zorn, mit strafender Hoheit, mit Worten, die gleich Pfeilen träfen, nicht mit dieser geleckten Trivialität, die alle Gedanken und Einfälle des Herrn von Redwitz auszeichnet; der künstlerische würde es vor Allem auch mit dem eignen Kunstwerk ernster nehmen und sich nicht diese Lockerheit der Form, diese Redseligkeit und Breite der Darstellung, diese innern Widersprüche und Unmöglichkeiten der Composition zu Schulden kommen lassen. Herr von Redwitz ist viel zu niedlich, viel zu verliebt in sich selbst, um uns wirklich als der berufene Dichter der Reaction zu gelten; nicht ihr Kämpfer ist er, nur ihr Randalirfuchs, der in seinem etwas grünen Bewußtsein sich unendlich stolz und glücklich fühlt über die hohen Stiefel und das Kollet mit Schnüren und den klirrenden Sarras, mit dem er dem momentanen Siegeszug der Reaction zur Seite gehen darf. Zeige man uns doch in der ganzen dickleibigen Amaranth nur einen einzigen neuen Gedanken, eine einzige Stelle voll Kraft und Leidenschaft, ja nur von Fanatismus! eine einzige, von der auch ein

Digitized by Google

religiöser oder politischer Gegner des Herrn von Redwitz sich erschüttert, ja nur berührt, nur angeregt fühlen könnte! Geschwätz der Eitelkeit von hinten bis vorn, dünne Gedanken in langschweifiger, lahmer Ausführung, Alles breiweich, ohne Nerv und Kraft — ein Clauren in Versen und mit geschornem Kopf!

Möglich, daß Herr von Redwitz bei Abfassung der Amaranth noch naiv gewesen und nur dem allgemeinen dumpfen Drange seiner abhängigen, nachahmerischen Natur gefolgt ist; wir selbst glauben, wir wünschen es, da das Gegentheil dieses bereits in ästhetischer Hinsicht so nichtige und reizlose Gedicht noch obenein in sittlicher zu einer höchst widerwärtigen Erscheinung machen würde. Denn in der That wird jede Schönthuerei um so widerwärtiger, je geheiligter die Mittel, die sie in Bewegung setzt; ein Freudenmädchen, das mit geschminkten Wangen und entblößten Schultern die Vorübergehenden anlockt, erregt uns nicht halb den Abscheu als ein Poet, der Gott und Christus und alle Heiligen in Bewegung setzt — wozu? Um ein Buch hervorzubringen, welches „geht!"

Daß Herr von Redwitz diese Naivetät aber wenigstens jetzt nicht mehr besitzt, daß dieser junge Poet mit dem glattgestrichenen Haar und dem schwärmerischen Augenaufschlag ein sehr schlauer Rattenfänger von Hameln

Digitized by

iſt, der ſehr wohl weiß, daß man die Pfeifen ſchneiden ſoll, ſo lange man im Rohre ſitzt, das beweiſt nicht nur Alles, was er nach der Amaranth veröffentlicht hat, ſondern auch die kokette Art beweiſt das, mit der er kürzlich erſt auf einer großen Rundreiſe durch Deutſchland ſeine Perſon der Verehrung höchſter und allerhöchſter Bewunderer ausgeſtellt und zwiſchen Tiſchrücken und Schlüſſeldrehen die Rolle des gottbegeiſterten Dichters, der eine ganze fünfactige Sigelinde aus dem Kopf herſagt, zum Beſten gegeben hat. Es iſt richtig, daß auch die liberale Partei vor Jahren in ganz ähnlicher Weiſe geſündigt und durch ähnliche Oſtentationen eine ähnliche Eitelkeit an den Tag gelegt hat; Redwitz' Aufenthalt in Berlin und Dresden iſt nur das richtige und hiſtoriſch unerläßliche Paroli zu der berühmten Reiſe Herwegh's vom Jahre zweiundvierzig. Aber Eitelkeit bleibt Eitelkeit und auch die liberale Partei hat die ihrige ſchwer genug büßen müſſen; hätte man damals nicht ſo viel geſchmauſt und gejubelt, wer weiß, ob man hinterdrein Urſache gehabt hätte, ſo viel zu ſeufzen und zu jammern. Das ſollten auch unſre heutigen Belſazars bei ihren Feſten ſich geſagt ſein laſſen.

Am allermeiſten aber beweiſen es die lyriſchen Gedichte, die Herr von Redwitz vor etwa zwei Jahren herausgegeben hat. Für einen leidlich unbefangenen,

natürlichen Menschen wäre es reinweg unmöglich den einmal angeschlagenen Ton, noch dazu einen so abstracten und unnatürlichen, so gewaltsam festzuhalten und mit dieser mechanischen Anstrengung immer wieder vorzubringen, wie es in dieser Sammlung vom Verfasser der Amaranth geschieht. Frömmigkeit ist ein herrliches Ding und auch der Dichter, wenn er sein Herz davon ergriffen fühlt, soll sich des frommen Liedes nicht schämen. Wer sich jedoch so viel weiß mit dieser seiner Frömmigkeit, wie Herr von Redwitz, wer uns dermaßen immer wieder ins Gedächtniß ruft, daß „sein Saitenspiel am Kreuze schwebt", daß „mitten in der armen und kalten Welt sein Herz reich und liebewarm ist," daß „er hoch, hoch in der Rechten die Leier trägt, während die Linke muß knechten den Wogenschlag"; wer selbst in dem einfachsten und natürlichsten Verhältniß, in dem Verhältniß zur Geliebten, keinen einzigen Laut der Wahrheit und Natur mehr finden kann, sondern wie es ehemals, in der Zeit unserer pedantisch gelehrten Poesie, kein Liebesgedicht mehr gab, in welchem nicht Venus und Amor und der ganze heidnische Parnaß mitspielte, so kann auch Herr von Redwitz weder die rothen Lippen seiner Braut, noch ihr braunes Auge, noch die weiße Haut ihres Angesichts loben, ohne dabei wie vor dem Allerheiligsten auf die Knie zu fallen und Gott in

Digitized by Google

fromm sentimentalen Redensarten zu preisen und ihm zu danken für dies Wunder der Schöpfung; wer (mit einem Wort) den natürlichen Menschen in sich selbst so völlig todt gemacht und sich, seine Kunst und seine Liebe dermaßen zu einem bloßen Vehikel allerhand unbedeutender frömmelnder Gemeinplätze herabgesetzt hat — nun ganz gewiß, der ist als Poet auch nur ein Phrasenmacher und wird auch das gewöhnliche Ende der Phrasenmacher erleben.

Aber diese Phrase, wendet man uns ein, wird doch gelesen? sie findet doch Anklang beim Publikum? Amaranth hat doch die achtzehnte oder zwanzigste Auflage erlebt und auch um die lyrischen Gedichte, versichert der Buchhändler, reißt man sich?

Ganz gewiß reißt man sich darum: aber hat man sich, müssen wir wiederum fragen, um die liberale Phrase zu Anfang der vierziger Jahre nicht ebenfalls gerissen? Dieser Dichter hat die Witterung der Zeit und das ist ein Glück für ihn, da er ohne dieselbe gar nichts sein würde. Wie vor zehn Jahren Opposition, Freiheit und Tyrannenmord, so ist jetzt Reaction und Loyalität und Rechtgläubigkeit an der Tagesordnung — bei wem? Je nun beim Publikum, das in Meinungen und Grundsätzen so gut seine Moden hat, wie in Röcken und Hauben, besonders wenn es sonst unbeschäftigt und dabei so

erschöpft und abgespannt ist, wie gegenwärtig. Es kann dem Besten begegnen, wir haben es so eben erst an Scherenberg's Beispiel gesehen, auf diese Art und durch ein zufälliges Zusammentreffen der Umstände einmal Modedichter zu werden. Aber wenn wirklich etwas vom Dichter in ihm ist, so wird er sich bei dieser momentanen Auszeichnung (nämlich wenn es eine Auszeichnung wäre) nicht beruhigen, er wird sich weiter zu entwickeln und die irrende Zeit über sich selbst zu erheben suchen. Herr von Redwitz dagegen fühlt sich in seiner Rolle als Modedichter erst recht behaglich, er tritt den Irrthum des Publikums erst noch recht breit, stimmt erst recht die Melodie an, die den Marsyassen unserer Zeit gefällt; der See will sein Opfer haben und Herr von Redwitz fühlt sich als der richtige Mann dazu. — Was ist da weiter zu sagen? Man nimmt billigerweise an, daß Jeder sich selbst am Besten kennt und weiß wozu er gut ist. Um Herrn Scherenberg wäre es schade, wenn er nichts weiter als Modedichter der Neuen Preußischen würde — denn in ihm stecken wenigstens die Anfänge, wenigstens die Trümmer eines ächten Dichters; Herr von Redwitz mag in Gottesnamen noch einige Zeit Modedichter bleiben — an ihm geht weiter nichts verloren.

Digitized by Google

Ein deutsches Künstlerleben.

Digitized by Google

Sich aus engen, widerſtrebenden Verhältniſſen mühſam herausarbeiten; das Ideal in der Bruſt mit tauſend Aufopferungen, tauſend Kämpfen gegen den rohen Widerſpruch der Wirklichkeit vertheidigen; immer getäuſcht, gleichwohl immer wieder hoffen; auf Glück und Ruhe des Lebens verzichten um eines Traumbildes willen, über das die Menſchen ſpotten und das man ſelbſt mit nichts zu rechtfertigen weiß, als mit der heißen Sehnſucht danach; endlich wenn der ſo lang umflorte Horizont ſich eben zu lichten beginnt, eben der erſte Sonnenſtrahl der Erfüllung auf die ſo lange, ſo ſchmerzlich gehoffte Knospe fällt, mitten aus der Fülle der Entwürfe, Hoffnungen, Pläne hinweggerafft werden von einem plötzlichen, vorzeitigen Tode — nun ja doch, das iſt ſo ſehr ſeit Uralters das allgemeine Loos der Künſtler geweſen und alljährlich, in allen Ländern Europa's welken ſolcher Opfer ſo viele, ſo lautlos, ſo ungeſehen dahin, daß es uns kaum noch überraſcht, wenn wir

Digitized

gelegentlich von einem neuen erfahren. Der Neid der Götter ist nun einmal unsterblich, wie sie selbst, und trifft diejenigen am Härtesten, welche in den Augen der Welt am Meisten für ihre Lieblinge gelten; man muß an der Tafel der Götter gesessen, muß von ihrem Nektar gekostet, ihre Geheimnisse belauscht haben, um desto sicherer von ihrem Zorne ereilt zu werden. Als ein Glück und Vorzug vor vielen Tausenden muß es alsdann noch betrachtet werden, wenn wenigstens einzelne Werke übrig bleiben, die von dem Wollen und Streben des plötzlich dahin Gerafften zum Mindesten andeutende Kunde geben, dürftige Fragmente nur, verglichen mit der Welt von Schönheit und Größe, die in der Brust des Gestorbenen verborgen lag und die nun mit ihm begraben ist auf ewig, aber doch genügend, um ihn nicht ganz, nicht völlig sterben zu lassen!

Ein solches Künstlerleben, mitten aus dem Strom der Gegenwart und von allen Kämpfen derselben berührt, wird sich uns auf den nachstehenden Blättern entfalten.

Johann Georg Müller wurde im Jahre 1822 in dem Dorfe Mosnang im Canton St. Gallen geboren, das sechste von vierzehn Kindern. Der Vater, dazumal Gastwirth zur Krone in Mosnang und ein ziemlich vermögender Mann, auch vielfach in öffentlichen Aemtern, eine Zeitlang sogar als Mitglied des großen

Digitized by Google

Rathes beschäftigt, zeichnete sich durch die Energie und praktische Tüchtigkeit seines Wesens, sowie durch einen gewissen poetischen Humor aus; eine durchweg gesunde, freudige Natur, voll Lebenslust und Frische, wußte er sich auch in Vers und Reim nicht ungeschickt auszudrücken. Daneben eine Mutter, ebenso mild und freundlich von Charakter, als anmuthig in ihrer äußern Erscheinung; mit der innigsten Frömmigkeit (sie wie die gesammte Familie waren katholisch) verband sie nicht nur eine ununterbrochene, gleichwohl geräuschlose Thätigkeit, sondern auch jeder reinen Freude und jedem edleren Lebensgenuß hatte sie ihr Herz in ländlicher Einfalt offen gehalten.

Ernst Förster in München, der vortreffliche Kunstkenner und Forscher, dem seine Gelehrsamkeit und Scharfsichtigkeit doch nicht das Herz, sein vielbewegtes Wanderleben nicht den Sinn für häusliche Freude und Innigkeit hat abstumpfen können, ist mit jener Pietät und jener Freude am Tüchtigen, Kernhaften, die ihn überhaupt charakterisirt, auch als Gedenkredner unsers Müller aufgetreten und hat ihm in einem eigenen sehr lesenswerthen und anmuthigen Buche (St. Gallen 1851), das uns auch bei dieser Schilderung als Grundlage dient, das wohlverdiente Denkmal gesetzt. In diesem Buche giebt Förster uns, auf zuverlässige Quellen gestützt, auch ein

Digitized by Google

anschauliches Gemälde des häuslichen Kreises, in welchem unser Freund emporwuchs, und der frühesten Einflüsse, die ihm von hier aus zu Theil wurden. Dasselbe macht einen höchst angenehmen, wahrhaft wohlthuenden Eindruck; wir begreifen, wie in einem solchen Hause, so voll alter Zucht und Sitte, und dabei doch so voll Bewegung, Heiterkeit und Frische, ein poetisches Gemüth reichliche Nahrung finden mußte, und überzeugen uns aufs Neue, daß aller sonstige Segen des Lebens nichts ist ohne den Segen der Familie und daß selbst die glücklichste Frucht des Talentes nur da vollständig und in ihrer ganzen Pracht aufgeht, wo Sonnenschein und Regen eines ächten, innigen Familienlebens den Boden des Herzens vorher gelockert haben.

Nur glaube man nicht, daß, nach Art sogenannter gebildeter Familien, in denen Süßlichkeit für häusliche Zärtlichkeit, gegenseitige Schönthuerei für Liebe gilt, der Hauskreis des ehrsamen Schweizer Gastwirths den Knaben verhätschelte und ihm statt gesunder derber Kost nur moralisches Zuckerwerk darbot. Im Gegentheil, bei aller Innigkeit und Liebe ging durch dieses Haus doch auch ein sehr derber, frischer Geist; wo vierzehn Kinder satt zu machen und zu Zucht und Ordnung anzuhalten sind, da kann dem Einzelnen nicht allzuviel zu gute gethan werden, am Wenigsten, wenn der Vater ein

Digitized

Schweizer Bauer ist. Darum ist auch nicht blos zu der poetischen Innigkeit und Wärme, welche Müller auszeichnete, sondern auch zu der Festigkeit des Charakters und dem treuen männlichen Ausharren, das er späterhin in künstlerischer Hinsicht bewies, selbst auch unter den schwierigsten Umständen, ohne Zweifel schon hier der erste und fruchtbarste Grund gelegt worden. —

Für Kinder ist es ferner ein großes Glück, wenn ihre Umgebung nicht gar zu alltäglich ist, wenn die Besonderheit einer grandiosen Natur oder eines ungewöhnlichen Charakters, die kindliche Phantasie fesselnd, zum Nachdenken anregend, in die Einförmigkeit des häuslichen Kreises hineinragt.

Beides war unserm Freunde im reichsten Maße zu Theil geworden. Er wuchs unter landschaftlichen Eindrücken auf, die seine Seele frühzeitig für das Erhabene und Anmuthige erschließen mußten. Daneben treffen wir auch in seiner nächsten häuslichen Umgebung einzelne Gestalten, die ein unverkennbares poetisches Gepräge tragen und ohne Weiteres als vortreffliche, in sich abgeschlossene Genrebilder gelten können. So namentlich der eigentliche Stammvater der Familie, der Urgroßvater des Künstlers, der als armer Knecht um geringen Lohn bei einem Weinsäumer diente und Schmalz

für ihn einsammeln mußte. Wie er einmal rußiges Schmalz nach Hause bringt, jagt sein Herr ihn voll Unwillen aus dem Dienst, indem er ihn nöthigt, die verdorbene Waare als Löhnung anzunehmen. Auf diese Weise, wohl oder übel, selbst zum Schmalzhändler geworden, nimmt er sich des Geschäfts mit Kraft und Umsicht an; seine Anstrengungen werden belohnt, der arme, weggejagte Knecht gründet den Wohlstand der ganzen spätern Familie. — Ein prächtiges Bild ist es, wie dieser Ahnherr des Hauses, in hohem Alter, schon des Augenlichts, nicht aber seines frohen Sinnes beraubt, vor dem Weinglas hinter dem Tische sitzt und umgeben von Kindern und Kindeskindern einmal über das andere ausruft: „Sikerlent, mir is wöhler weder em Bonaparte!“ —

Inzwischen hatten allerhand Zerwürfnisse mit der Gemeinde, welche auf die Verbesserungspläne des weitsehenden, thätigen Mannes nicht immer so eingehen wollte, wie er es wünschte, den Vater veranlaßt, im Lauf der Jahre von Mosnang nach Wyl überzusiedeln. Zu dem Gasthof und dem Schmalzhandel, der auch von ihm getreulich fortgeführt ward, war jetzt noch ein ausgedehntes Fabrikgeschäft hinzugekommen, in welchem denn allmälig auch die Söhne ihre Stelle finden sollten. Auch Georg; er sollte Färber werden. Aber wie auf die übri-

Digitized by

gen Söhne, so hatte das poetische Talent des Vaters sich auch auf Georg vererbt, und zwar auf ihn vorzugsweise. Er weigerte sich, Färber zu werden; Dichter werden, meinte er, das stehe ihm besser an. —

Das war nun des Vaters Meinung freilich nicht. Aber auch viel zu verständig, um ihn zu einem verhaßten Beruf zu zwingen, brachte er den Knaben, das Weitere der Zukunft überlassend, zur allgemeinen höheren Ausbildung in die Kantonschule nach St. Gallen, wo namentlich der durch seine literarhistorischen Sammlungen bekannte Heinrich Kurz von Einfluß auf das leicht empfängliche, dichterische Gemüth des Knaben gewesen sein soll.

Im fünfzehnten Jahre aus dieser Schule entnommen, sollte Georg sich nunmehr für einen Lebensberuf entscheiden. Oder vielmehr der Vater, der das wohl nach altväterischer, altschweizerischer Sitte für seine Pflicht halten mochte, hatte sich bereits entschieden für ihn, diesmal jedoch glücklicher und mehr im Geist des Knaben selbst.

Nichts bekanntlich ist ansteckender, als die Lust am Bauen. Auch Georgs Vater war, vornämlich in Folge seines Umzugs, zu allerhand Bauten genöthigt gewesen, darunter zum Theil recht umfangreiche und schwierige. Andere noch beträchtlichere wurden gerade damals in der Nachbarschaft ausgeführt; auch von neuen Straßenanla-

gen und Aehnlichem, was einem Baumeister gute Aussichten in die Zukunft eröffnete, war mehrfach die Rede. Dies Alles nach seiner umsichtigen Art ins Auge fassend und berechnend, war Herr Müller eines guten Tags nach St. Gallen gegangen und hatte seinen Georg als Baulehrling bei dem damaligen Staatsarchitekten Herrn Kubli angemeldet. Erst nachdem diese Sache geordnet und abgemacht, erfuhr Georg selbst davon. Daß der Vater jedoch bei aller scheinbaren Willkürlichkeit dieses Verfahrens damit in der That nur ins Werk gesetzt hatte, worauf die stille, sich selbst noch unbewußte Neigung des Knaben hinzielte, das beweist der Jubel, mit welchem derselbe die Nachricht seiner neuen Bestimmung aufnahm; das sei ja auch Dichtkunst, rief er!

Allerdings, wie Alles, worin eine künstlerische Thätigkeit sich äußert, ist auch das geheimnißvolle Schaffen und Walten des Baumeisters mit Lineal und Zirkel, mit Holz und Stein ebenfalls Poesie — und zwar in diesem Fall diejenige, zu welcher der junge Mann vorzugsweise und sogar ausschließlich bestimmt war.

Wir haben es nämlich, um dies gleich hier vorauszunehmen, in Müller mit einem beidlebigen Künstler zu thun: er ist Baumeister und zugleich auch Poet. Es ist eben der poetischen Begabung gedacht worden, welche gleich einer Familientradition in dem Hause seiner Eltern

Digitized by Google

waltete, und von Geschlecht zu Geschlecht forterbte. Auch unser Johann Georg war bei diesem Erbe nicht verkürzt worden; auch ihm floß Vers und Reim leicht von der Lippe und rundete sich mühlos zu kleinen anmuthvollen Bildern seines innern Lebens. Der Herausgeber seines Nachlasses hat sich sogar veranlaßt gesehen, einen Theil dieser Gedichte zu veröffentlichen — und so viel Recht vor die Oeffentlichkeit zu treten, wie die meisten dieser Millionen Verse, die jährlich in Deutschland gedruckt werden, haben sie allerdings auch. Dennoch glauben wir nicht, daß es wohl gethan wäre, wollte man Müller unter dem Gesichtspunkt des Dichters betrachten. Er ist Dichter, o ja: aber nur wie jeder Künstler es ist. Und so ist er auch da am Meisten Dichter, wo er sich am kräftigsten als Künstler fühlt: das ist also in der Baukunst. Daß ihm außerdem noch das Talent zu Theil geworden, seine poetischen Stimmungen auch gelegentlich durch Vers und Reim auszudrücken, war, wenn man will, eine besondere Gunst des Schicksals, an der er und seine nächsten Freunde sich immerhin erfreuen mochten. Aber das Bild des Künstlers, glauben wir, wäre im Bewußtsein des Publikums noch reiner, noch machtvoller hervorgetreten, wenn diese Verse ihm erspart worden wären. Man soll jeden Menschen nur nach dem beurtheilen, worin er seine Eigenthümlichkeit hat,

worin sein eigentlicher Beruf, der wahre Kern seines Wesens ruht. Und das war bei Müller entschieden die Kunst, nicht die Poesie. Jene Verse und Reime waren nur Poesie fürs Haus, Erholung der Nebenstunden, Tagebuchspoesie; seine wirkliche Poesie reimte er nicht, die zeichnete und baute er. Nehmt Müller'n seine Gedichte und Lieder — und er bleibt noch immer, was er ist; nehmt ihm dagegen seine Risse, seine Pläne, seine Bauwerke — und er ist nicht mehr dieser Johann Georg Müller, in dem die deutsche Kunst der Neuzeit eine ihrer edelsten Knospen trieb und dessen vorzeitigen Tod wir um so tiefer beklagen, je inniger wir von der Größe und Frische seines Talents durchdrungen sind.

Kehren wir nach dieser Abschweifung, die es jedoch nur scheinbar ist, zu Müller's Aufenthalt in St. Gallen zurück.

Kubli, der seine Studien in München, späterhin in Rom und Neapel gemacht, auch Sicilien und Griechenland besucht hatte, war ein vortrefflicher Lehrer. Ernst, gründlich, allem blos Scheinbaren und Nichtigen abhold, führte er seinen jungen Schüler, dessen ungewöhnliche Gaben er bald erkannt hatte, nicht nur in die Theorie seiner Kunst ein, sondern er ließ ihn auch praktisch Hand anlegen, überall wo die Gelegenheit sich zeigte, theils bei eigenen, theils bei fremden Bauten. —

Aber auch schon dieser früheste Morgen seines Künstlerlebens sollte für Müller nicht ohne Schatten bleiben — einen jener Schatten, welche die Natur in ihrem unerbittlichen Gange zuweilen auf unsere reinsten Freuden, unsere glücklichsten Momente fallen läßt und die das Gemüth deshalb nicht weniger umdüstern, weil der Verstand uns sagt, daß sie eben im Gange der Natur liegen. Die Mutter des jungen Künstler starb. Wir haben vorhin die Innigkeit und Wärme des Müller'schen Familienlebens geschildert und auf die zarten Wurzeln hingedeutet, die sich von da aus in die Seele des angehenden Künstlers rankten; der Leser wird darnach begreifen, wie schwer dieser Schlag denselben traf, besonders da es der erste Schmerz war, der sein junges Herz berührte. Auch scheint er ihn niemals gänzlich überwunden zu haben; namentlich stehen die Ahnungen seines eigenen frühen Todes, die sich von da ab in seinen Versen zu äußern anfangen, ohne Zweifel in naher Berührung damit.

Zu Ende neun und dreißig, mit siebzehn Jahren, kam Georg nach München, um hier seine Studien in größerem Maßstabe fortzusetzen. Nicht jedoch auf die Akademie brachte der praktische und vorsichtige Vater ihn, sondern zu dem tüchtigen Meister Ziebland, bei dem ihm in jeder Hinsicht die beste Aufnahme gesichert war. Der

gewaltige Eindruck, welchen die Prachtbauten Münchens auf den jungen Künstler machten, wird uns nach seinen eigenen Briefen lebhaft und treu geschildert. Dabei ist es gewiß kein geringer Beweis für die Eigenthümlichkeit und Gediegenheit seines Genius, daß er bereits in so frühen Jahren, und selbst diesem mächtigen Eindruck gegenüber, sich seine geistige Freiheit und Unabhängigkeit gleichwohl bewahrte. Der einigermaßen willkürliche und zusammengewürfelte Geschmack der Münchner Bauten, namentlich der byzantinische Stil, welchem die Mehrzahl derselben angehört, verdarb ihm den Eindruck der Größe. Er könne sich, schrieb er schon damals, mit diesem Stil ohnehin nicht befreunden, „weil er den Genius unserer Zeit nicht darin ausgeprägt finde." Weit entfernt daher, sich einer blinden Nachahmung dieser oder jener Schule hinzugeben, beschloß er vielmehr, jene rein künstlerischen Ideen und Ansichten, welche er in Kubli's Schule erlernt, „still und unvergessen als ein Kleinod zu bewahren, eben so bereitwillig und gläubig die Lehren seines neuen Meisters in sich aufzunehmen — und nachher sich seinem eigenen Gemüthe zu überlassen."

Die Eigenthümlichkeit der Ziebland'schen Schule kam diesem Selbständigkeitstrieb, der sich in dem jungen Künstler regte, auf höchst glückliche Weise entgegen. Ernst Förster, der das Münchner Kunstleben zum Theil

Digitized by Google

unter seinen eigenen Augen hat entstehen sehen und es mit eben so viel Scharfblick als Unparteilichkeit zu beurtheilen weiß, hat uns eine Schilderung von Ziebland's künstlerischem Charakter gegeben, die nicht günstiger sein kann und uns aufs neue den praktischen Blick bewundern läßt, mit dem der Vater den jungen Kunstzögling gerade in die Zucht dieses Mannes gebracht. „Von dem Gedanken ausgehend, sagt Förster, daß Zeit und Volk, nicht Architekten den Baustil machen, beschränkt Ziebland sich darauf, gegebene Aufgaben mit strenger Gewissenhaftigkeit zu lösen. Seinen Schülern schreibt er nicht diesen oder jenen Stil vor, ja er empfiehlt nicht einmal einen; er weist sie für ihre Pläne vor Allem auf Bedürfnisse und Bedingungen des aufgegebenen Baues hin und läßt die Formen aus diesen, aus Denkweise, Sitte und Gebrauch des Volks, dem man als Künstler dient, und aus der Geschmacksrichtung des Schülers bilden."

Das ist denn allerdings nicht die übliche Treibhausmethode, bei der es nur darauf abgesehen ist, möglichst schnell möglichst zahlreiche Schüler als möglichst laute Herolde des eigenen Ruhmes zu erziehen: aber ganz gewiß die richtige, wo es sich darum handelt, Wahrheit und Selbständigkeit des Talentes zur Grundlage der Kunst, diese selbst aber nicht zu einem bloßen Luxus fürstlicher Laune, sondern zu einem wirklichen Organ der

Digitized by Google

Zeit, einem Element des nationalen Lebens zu erheben.

Leider hörte Müller schon nach drei Viertel Jahren auf, Ziebland's Schüler zu sein, indem dieser theils seiner schwankenden Gesundheit halber, theils wegen Ueberladung mit Geschäften sich veranlaßt sah, seine Schüler überhaupt zu entlassen. Müller arbeitete und studirte nun selbständig; doch blieb der verehrte Lehrer ihm auch dabei noch als treuer Freund und Rathgeber zur Seite.

In dieser Zeit, mit neunzehn Jahren, wagte Müller auch zuerst öffentlich als Künstler aufzutreten. Von der Stadt Mühlhausen im Elsaß war eine Concurrenz ausgeschrieben worden für den Bau einer protestantischen Kirche. Die Pläne, welche Müller einschickte, gelangten freilich nicht zur Ausführung. Doch gehörten sie zu den wenigen, welche ihrer Vortrefflichkeit halber dem Ministerium zu Paris übersandt wurden; auch wurde ihm späterhin die Erlaubniß, dieselben copiren zu dürfen, für eine verhältnißmäßig nicht unbeträchtliche Summe abgekauft.

Gegen Ende ein und vierzig kehrte der junge Baumeister ins Vaterland zurück. Und hier wird nun der geeignetste Ort sein, einige Betrachtungen einzuschalten über die Stellung der Baukunst, zunächst im Allgemei-

Digitized

nen; später werden wir auch noch Veranlassung haben ihres Verhältnisses zur Gegenwart insbesondere zu gedenken.

Nämlich von allen Künstlern hat es gerade für den Architekten die meisten Schwierigkeiten, sich auf der reinen Kunsthöhe zu erhalten. Gerade ihm, wegen der Eigenthümlichkeit seiner Beschäftigung und der vielen äußerlichen Voraussetzungen, welche sie erfordert, tritt die Versuchung, entweder dem gemeinen Handwerk zu verfallen, oder aber der Laune und Willkür einzelner Gönner sich anzuschmiegen, am Nächsten; gerade für ihn wird es, wenn er sich zugleich als Künstler frei erhalten will, am Schwersten, sich eine bürgerliche Stellung zu gründen. Der Maler braucht nichts als Leinwand, Pinsel und Pallette, der Musiker executirt seine Composition im Nothfall selbst, und auch der Poet, wenn er so unglücklich ist, keinen Buchdrucker zu finden, findet doch wohl immer noch ein Ohr, das, gern oder ungern, auf seine Verse hört. Wie ganz anders der Architekt! Da müssen große Capitalien bereit sein, Bedürfniß und Laune müssen sich fügen, zahllose Hände müssen in Bewegung gesetzt werden, damit seine Idee in die Wirklichkeit treten kann. Freilich hat die Schöpfung des Architekten alsdann auch ein größeres Publikum, eine größere Dauer, als irgend eine andere Kunstschöpfung;

Digitized by Google

Geschlechter auf Geschlechter wandeln daran vorüber und freuen sich des gelungenen Kunstwerks, das nach Jahrhunderten, Jahrtausenden vielleicht noch ebenso deutlich, ebenso verständlich zum Herzen des Beschauers redet als in der ersten Stunde. — Aber das erhöht zunächst nur den Zwiespalt in der Brust des Künstlers; gerade ein so köstlicher Nachruhm wird um so schwerer entbehrt, um so leichter ist es, ihn zu verscherzen. —

Das Bewußtsein dieses Zwiespalts lastete auch auf unserm Freunde, zumal da bürgerliche Selbständigkeit und Sicherheit der äußern Lage, nach den Begriffen, welche er im älterlichen Hause gewonnen, ihm als die nothwendige Voraussetzung jeder tüchtigen, wahrhaft männlichen Existenz überhaupt erscheinen mußten. Viele werden das philisterhaft finden; ja es wird nicht an einzelnen erleuchteten Kunstjüngern fehlen, in zerrissenem Rock und Schlappschuhen, die bei dieser Stelle die bierseligen Augen gen Himmel kehren und Zeter rufen über den Spießbürger, den Barbaren, den Apostaten der Kunst, der außer der ambrosischen Speise seiner Göttin auch noch an die irdische Nahrung seines Leibes denkt und nicht blos ein tüchtiger Künstler, sondern auch ein guter Bürger und ordentlicher Hausvater zu werden beabsichtigt. Nun geben wir allerdings zu, daß es Künstlernaturen wegen ihrer größeren Reizbarkeit und wegen der Un-

Digitized by Google

kenntniß der Welt, in der sie gewöhnlich erzogen werden, doppelt schwer fällt, sich mit den Bedürfnissen des bürgerlichen Lebens zurecht zu finden und Haus und Wirthschaft in derselben Ordnung zu erhalten wie Werkstatt oder Schreibtisch. Allein da wir noch nie gesehen haben, daß Ungebundenheit der Sitten und häusliche Bedrängniß einen Künstler gemacht haben, wohl aber zahlreiche Beispiele kennen, wo die glücklichste Naturgabe und der edelste künstlerische Wille an Ungebundenheit der Sitten und häuslicher Bedrängniß zu Grunde gegangen ist: so meinen wir, daß unserm Freunde vielmehr Glück zu wünschen sei, daß die Gewöhnung seines väterlichen Hauses ihm auch diesen Ordnungssinn und diese Achtung für die Forderungen des bürgerlichen Lebens mitgegeben. —

So sehen wir ihn denn zunächst nach Basel gehen, um Arbeit zu suchen, bereit, eine jede einigermaßen genügende anzunehmen. Er zeichnete damals unter Anderm für einen Baseler Zimmermeister Holzconstructionen in großer Anzahl; ja in der schwermüthigen und gedrückten Stimmung, in welche der Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen dem, was er wollte, und dem, was für ihn erreichbar schien, ihn mehr und mehr versetzte, gerieth er sogar auf den Gedanken, selbst noch das Zimmerhandwerk zu erlernen. Es ist rührend zu

leſen, welche Anſtrengungen er machte, damals und ſpäter, ſich aus dieſer quälenden Halbheit zu befreien, wie er Pläne und Zeichnungen einſendet, bald hierhin, bald dorthin, immer in der Hoffnung, endlich einmal den Mäcen zu finden, der ihm die Gelegenheit zu freier Kunſtſchöpfung eröffnen wird — rührend beſonders auch deshalb, wenn wir bedenken, wie Unzählige dieſes Schickſal mit ihm theilen und wie viele Ideale und Hoffnungen junger ſtrebſamer Künſtlerſeelen in den Mappen und auf den Schreibtiſchen unſerer Großen vermodern, — gerade ſo unangeſehen und ſo vergeſſen, wie die Zeichnungen zu einer proteſtantiſchen Baſilika, welche Müller dem Könige von Preußen während deſſen Anweſenheit in Neufchatel überreichte und die von dem kunſtſinnigen Monarchen, dem es in Neufchatel an Zeit fehlte, ſie anzuſehen, zu einem „völlig ungewiſſen" Schickſal mit nach Berlin genommen wurden — einem ſehr ungewiſſen, in der That, da Müller, ſo viel aus dem Ernſt Förſterſchen Buche zu erſehen, nie wieder etwas davon vernommen hat. —

Mitten in dieſer trüben Zeit kam ihm die Aufforderung, einen jungen Baſeler Patrizier nach Italien zu begleiten, vielleicht ſogar noch weiter, nach Griechenland und Aegypten. Es braucht nicht erſt geſagt zu werden, mit welchem Entzücken Müller dieſe Aufforderung annahm; er ſollte Italien ſehen, dieſes wahre verlorene

Digitized by Google

Paradies der Kunst, zu dem es daher auch jeden Künstler hinzieht, unwiderstehlich, mit Liebesbanden, der einzige Boden, auf dem der Künstler, zumal der bildende, sich zu entwickeln vermag. Der schon mehrfach genannte Herausgeber des Nachlasses hat uns eine Anzahl von Briefen und Brieffragmenten aus dieser Epoche aufbewahrt, welche dies Entzücken aufs Lebendigste, in anmuthig naiver Weise aussprechen. Zugleich aber enthalten sie auch in Hinsicht auf seine Kunst eine Reihe von Bemerkungen, in denen wir ebenso sehr die reife Einsicht des Künstlers, als namentlich die unverwüstliche, unbestechliche Gesundheit seines Urtheils bewundern müssen. „Carrara, schreibt er einmal, hat ein kleines Theater im griechischen Stil, daran man beobachten kann, wie so ganz unzertrennlich Marmor und griechische Formen sind. Woher nähme deutscher Mauerbewurf, Gips und Sandstein den Reichthum der Reflexe von einem Glied auf das andere, die Durchsichtigkeit der Perlenschnüre und Cannelirungen, den Glanz der glatten Quadern! Und wir quälen mit unsern Nachahmungen den Genius der griechischen Kunst im Grabe, während der Deutsche seine Stimme vergeblich in die Wolken schickt." — Auch entwickelte sich in Müller schon damals jene Ansicht von der eigentlichen Aufgabe und Bestimmung seiner Kunst, der er späterhin, bis an seinen vorzeitigen Tod, mit so edler

Treue anhing, und in der wir in der That das tiefste Geheimniß der Baukunst, ja jeder Kunst erkennen. Er selbst hat dieselbe einige Jahre später bei einer andern Gelegenheit in kurzen, aber erschöpfenden Worten also ausgesprochen: „Schlage sorglos und ohne vorgefaßte Meinung von Schönheit und Composition einzig den Weg ein, den dir dein Material angiebt, und beachte mit Verstand, daß du es dazu erhieltest, dein Bedürfniß zu befriedigen und das Klima deines Landes zu genießen oder abzuwehren; dein Bedürfniß gebe dir die Composition, das Material die Form, das Klima den geistigen Ausdruck, und in Vereinigung von allen dreien wirst du die Ornamentik finden, die du nach deinen Mitteln von der bescheidensten bis zur glänzendsten Kunst heranbildest." —

Wie gesagt, mit den nöthigen Umänderungen, welche jeder Nachdenkende leicht finden wird, ist in diesen Worten die Grundregel aller und jeder Kunst ausgesprochen, selbst auch der Poesie. Denn es ist die Grundregel der Wahrheit, der Natur und Selbsterfüllung, und diese ist für alle Künste gleich verbindlich.

Von entscheidender Wirkung für den jungen Künstler wurde aber der Aufenthalt in Florenz. Denn hier zuerst sah er jenen florentiner Dom, dessen Bild seitdem nicht wieder aus seiner Seele wich, ja dessen Voll-

Digitized by

endung er in jugendlicher Begeisterung sich selbst zur Auf= Aufgabe seines Lebens setzte.

Der Dom von Florenz, begonnen 1298 nach den Plänen des Arnolfo di Colli und beendigt 1421 mit der riesigen Kuppel Brunellesco's, ist bekanntlich, was die Façade anbetrifft, unvollendet. Giotto der Maler, welchem 1332 die Fortführung des Baues zugefallen war, hatte dieselbe nicht nur nach seiner Zeichnung begonnen, sondern auch einen Glockenthurm in demselben Stil hinzugefügt. Dieser Thurm ist vollendet; die Façade dagegen ward unterbrochen, nachdem fast drei Abtheilungen derselben ausgeführt waren. Endlich drittehalbhundert Jahre später, 1588, wurde sie auf Befehl des Großherzogs Franz völlig herabgeworfen, um einer neuen im damaligen Geschmacke Platz zu machen. Allein auch dieser Plan, und diesmal glücklicherweise, kam nicht zur Ausführung; etwas dem Aehnliches, was späterhin auf die Wand gemalt worden, wurde durch Regen und Sonnenschein bald wieder verwischt; drei runde Oeffnungen und darunter drei Eingänge nach jedem der drei Schiffe sind, nächst der Form des überhöhten Mittelschiffes, noch gegenwärtig das Einzige, was an der kahlen Stirnseite des herrlichen Bauwerks zu sehen ist.

Diese leere, öde Fläche nun mit lebendig sprossendem Bauwerk zu erfüllen, einem Bauwerk, das dem Dom

Digitized by Google

nicht blos äußerlich, willkürlich angeklebt wäre, sondern das sich aus ihm selbst und der Idee seiner Totalität mit Nothwendigkeit entwickelte — dies verwegene Project, verwegen nach innen wie nach außen, bemächtigte sich des jungen Künstlers in dem Grade und schlug so tiefe Wurzeln in seiner Seele, daß er fort und fort und unter allen Umständen, aus der erhabenen Umgebung Roms wie aus der reizenden Einsamkeit von Albano, immer und immer wieder dazu zurückkehrte. Wie er diese Aufgabe nach vielfachen Versuchen, im Verlauf mehrer Jahre, endlich gelöst, darauf im Einzelnen einzugehen, müssen wir uns hier, wo Zeichnungen und Pläne fehlen, versagen. Es genüge in dieser Hinsicht, nur das kurze Endurtheil unseres oft citirten Gewährsmannes zu wiederholen, des competentesten ohne Zweifel, auf den wir uns berufen könnten. Nach ihm betrat Müller in diesem Entwurf „einen den heutigen Architekten ganz unbekannten, wenigstens vor ihm ganz vernachlässigten Weg und hat auch auf demselben bis jetzt keinen berechtigten Nachfolger gefunden, wie Viele auch staunend stehen geblieben vor den Werken, zu denen er führt.“ —

Aber wie nun diesen Entwurf verwirklichen? wie diese kühnen Linien, diese Fülle der Zierrathen und Bildwerke von dem stummen Papier hinüberzaubern an das freie Licht des Tages, in Stein und Marmor, wo

sie allverständlich, allbewundert reden werden noch zu den entferntesten Geschlechtern? —

Der Moment schien günstiger, als sich erwarten ließ. Es war die Zeit, wo die mit Eifer begonnene Fortführung des Kölner Doms das ganze kunstsinnige Europa in Bewegung gesetzt hatte; man weiß, wie außer dem Kunstsinn auch die nationalen Interessen dabei betheiligt waren. — In ähnlichem Doppelsinn war auch in Florenz die Wiederherstellung und Vollendung der Domfaçade allen Ernstes zur Sprache gekommen. Der Cavaliere Mattas war bereits beschäftigt, eine neue Façade zu entwerfen; „man wollte wenigstens die Kräfte kennen lernen, welche der Gegenwart für die Ausführung eines so großartigen Unternehmens zu Gebote stehen würden."

Diese Stimmung benutzend, wandte Müller sich an den großherzoglichen Hof, in der Hoffnung, seine Plane hier zur Annahme zu bringen, oder doch wenigstens ein lebhafteres Interesse für dieselben zu erwecken. — Wie es ihm dabei erging, hat er selbst in einer Stelle seines Tagebuchs geschildert; die Stelle ist so charakteristisch, sowohl für derartige höfische Verhältnisse überhaupt, als namentlich für den hohen, freudigen Enthusiasmus des Künstlers selbst, daß wir sie hier wörtlich einfügen wollen. „Als ich vor Brunellesco's hohen Fensterbogen im Pallast Pitti dem Kanzler die Pläne erklärte, ward

der Himmel dunkel . . . . . Dies ist der letzte Plan, sagte ich, und wie ich glaube der beste, den ich erfand. In dem Augenblick fuhr ein Blitz vom Himmel und übergoß das Blatt in meiner Hand mit Gluth; — der Kanzler nahm eine Prise". . . .

Was weiter folgt, brauchen wir kaum erst zu sagen. Nachdem der junge Künstler lange Zeit vergeblich auf Antwort aus dem Palaste geharrt hat, meldet er sich endlich wiederum beim Kanzler; derselbe empfängt ihn aber nur, um ihm mit verbindlicher Manier seine Zeichnungen zurückzugeben. „Ich nahm sie zurück, schreibt Müller, wie der Jüngling ein verschmähtes Herz, in welchem er reinste Liebe trug; ich konnte es nicht glauben, daß man eine so schuldlose, bescheidene Bitte jahrelanger Mühsal — so stumm abschlagen konnte. Doch war es so — "

Inzwischen wollen wir gleich hier hinzusetzen, daß Müller nichts desto weniger die Hoffnung, seine Entwürfe noch einmal ausgeführt zu sehen, keineswegs aufgab. Noch Anfang acht und vierzig, von Wien aus, richtete er eine (übrigens nicht abgesandte) Ode an den Großherzog von Toscana, in welcher er, in geschickter Anknüpfung an die damaligen Zeitverhältnisse, den Ausbau des florentiner Doms gleichsam als den Schlußstein, das sichtbare Denkmal jener politischen Erneuerung dar-

Digitized by

stellt, welcher, wie es den Anschein hatte, Italien und mit ihm Toscana damals entgegenging. —

Mit dem Herbst vier und vierzig war Müller von Italien geschieden. Er lebte nun wieder in der Heimath, theils durch allerhand Familienleid, theils und am Meisten durch die Wiederkehr jener künstlerischen Unbefriedigtheit beunruhigt und verdüstert. In diese Zeit fallen verschiedene neue größere Pläne, darunter namentlich ein höchst umfangreicher Entwurf zu einem schweizerischen Nationaldenkmal, zu welchem, freilich ohne an die Ausführung zu denken, ein kunstsinniger Schweizer Patriot die vaterländischen Architekten aufgerufen hatte. Es war dies der Stadtrath Ziegler zu Winterthur, ein um die schweizerische Kunst hochverdienter Mann, an welchem von jetzt an auch unser Müller einen so sorgsamen wie feinsinnigen Beschützer fand. Einen anderen Gönner gewann er sich an dem Verwaltungsrath Bernet-Sulzberger in St. Gallen; durch seine Vermittlung besonders geschah es, daß die Pläne, welche Müller zur Wiederherstellung der dortigen Laurenzkirche gemacht, zur Ausführung angenommen wurden.

Diese selbst jedoch, wie es bei dergleichen größeren Unternehmungen zu gehen pflegt, zögerte sich noch längere Zeit hin. Müller benutzte dieselbe, seinen alten Meister Ziebland in München wieder aufzusuchen. Dieser zweite

Aufenthalt in München, wie kurz er war, blieb dennoch für Müller's künstlerische Entwicklung wiederum nicht ohne mannichfache Anregung. Das beweisen namentlich die zum Theil sehr scharfen Urtheile, welche er, mitunter auch in poetischer Form, über einige der jüngsten Münchner Bauwerke in seinen Tagebüchern niederlegte.

Aber auch noch in anderer Hinsicht wurde dieser Aufenthalt für ihn von Wichtigkeit, und zwar von entscheidender: er stellte seine in großen, ausführlichen Zeichnungen niedergelegten Entwürfe zur Vollendung des florentinischen Domes auf dem Münchner Kunstverein aus, und gewann sich dadurch die Freundschaft, ja die Bewunderung seines späteren Biographen. Hingerissen, wie Herr Förster selbst sagt, von der Klarheit, Schönheit und Vollkommenheit des Planes, hielt auch er die Ausführung desselben nicht nur für möglich, sondern sogar für nothwendig („was ich, wie er hinzusetzt, auch noch thue, da ich mir nicht vorstellen kann, daß ein so gesund organisirter Gedanke ungeboren sterben soll"), und beschloß daher, zunächst durch die Presse dafür wirksam zu sein.

In diesem Zusammenhange erhielt nun auch der Herausgeber der Bauzeitung, Ludwig Förster in Wien, Nachricht von den Müller'schen Entwürfen. Unermüdlich thätig und nach allen Seiten hin wachsam für die Interessen seiner Kunst, wie dieser vortreffliche Mann ist, forderte er Müller

Digitized by

auf, selbst eine Abhandlung über seine Pläne zu schreiben, die er in seiner Zeitschrift abdrucken und mit den erforderlichen Zeichnungen begleiten wollte. Müller, der damals bereits wieder in die Schweiz zurückgekehrt war, um sich an den dortigen Eisenbahnbauten zu betheiligen, nahm die Einladung mit Freude an; eine ausführliche, nicht nur für Müller's eigene Pläne, sondern auch für die Geschichte des Doms und damit der italiänischen Kunst selbst höchst interessante Abhandlung, die sich auch im Anhang des Förster'schen Denkmals wiederholt findet, ging nach Wien.

Bald darauf folgte der Künstler selbst. Auch dies ist ein Zug in diesem „Deutschen Künstlerleben", der wohl zum Nachdenken anregen mag, und von dem wir nur wünschen, daß er nicht ohne Nachfolge bleibe: — zwei Privatmänner, Ernst Förster in München und Ludwig Förster in Wien, ohne Mittel und ohne andern Einfluß, als den ihre Kenntniß und künstlerische Einsicht ihnen giebt, eröffnen dem jungen Künstler die Bahn, zu welcher er den Zutritt vergeblich von der Gunst der Großen erhofft hat; dessen Pläne anzusehen die Fürsten keine Zeit hatten, über dessen thörichte Begeisterung die Hofleute die Achseln zuckten — aber der einfache treue Sinn seiner Kunstgenossen erkennt und versteht den Genius in ihm! aber ihr brüderlicher Beistand wird ihm zur

kräftigsten Stütze, erhebt, trägt, hält ihn zu einer Zeit, da Zweifel und Niedergeschlagenheit ihn schon zu erdrücken drohen! Und unsere Künstler zweifeln noch, wo sie den eigentlichen Schwerpunkt ihrer Wirksamkeit zu suchen haben? Seid einig, entschlagt euch der kleinlichen Eifersucht, trachtet mit reinem keuschen Sinne zuerst und allein nach dem, was Eure Kunst erheischt — und die Gunst der Großen wird Euch entbehrlich werden!

Durch das Bekanntwerden seines Domprojects war Müller die freundlichste Aufnahme in Wien vorbereitet. Bevor wir jedoch von diesem letzten Abschnitt seines Lebens das Nähere erzählen, sei hier noch eines Zwischenspiels gedacht, das, so häßlich es ist, doch nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf, weil es eine Pflicht der Literatur ist, die Barbarei und Willkür, zu welcher die Mehrzahl der Behörden im Verkehr mit Künstlern sich immer noch berechtigt hält, öffentlich zu brandmarken. Der Magistrat der Stadt Brüssel hatte einen Concurs ausgeschrieben für den Entwurf eines bedeckten Marktes, welcher in Brüssel errichtet werden sollte. Auch an diesem Concurs nahm Müller Antheil (Herbst 1847); sein Entwurf, ohne eine der vorgeschriebenen materiellen Bedingungen zu beeinträchtigen, war von lieblich poetischem Geist durchhaucht, ein Muster

geschmackvoller Pracht, wie sie in einer Stadt gleich Brüssel am Orte schien.

Vergebens indessen wartete er selbst nur auf die erbetene Bescheinigung über den richtigen Empfang der Sendung; eine gelegentliche Notiz in einer Brüsseler Zeitschrift, in welcher das Entzücken geschildert ward, mit dem Müller's Entwurf überall, von Laien wie Sachverständigen, aufgenommen worden, war das Einzige, was er sieben Monate hindurch über das Schicksal seiner Arbeit erfuhr.

Endlich, nach fast dreiviertel Jahren und nachdem er schon die Vermittelung des dortigen schweizerischen Consuls in Anspruch genommen, erhielt er einen belobigenden Brief des Brüsseler Gemeinderathes, nebst einer silbernen Medaille, diese letztere jedoch ohne alle Beziehung auf den stattgehabten Concurs und schon vor Längerem für eine ganz andere Gelegenheit geprägt. Diese alte silberne Medaille muthete man dem Künstler zu als Ehrenpreis für seinen Entwurf anzunehmen! Alle Beschwerden, welche Müller gegen dies unwürdige Verfahren erhob, zum Theil selbst durch die österreichische Gesandtschaft, blieben ohne Erfolg. Müller, den die Angelegenheit außerordentlich kränkte und erbitterte, ist darüber hingestorben, ohne Genugthuung; ja die Brüsseler Behörde nur einfach zur Herausgabe der durchaus widerrechtlich

Digitized by Google

festgehaltenen Zeichnungen zu bringen," ist den Angehörigen des Künstlers erst geraume Zeit nach seinem Tode gelungen. —

Suchen wir unsern Freund denn nunmehr in Wien auf; wohin er in den letzten Wochen des Jahres sieben und vierzig gegangen war. Also zu keiner sehr günstigen Zeit; das Ungewitter, das wenige Monate später losbrechen und auch den alten Kaiserstaat bis in die Wurzeln erschüttern sollte, lag damals schon sehr deutlich in der Luft und verbreitete auch über dem so naiven, so lebenslustigen Wien bereits eine schwüle, unheimliche Atmosphäre; man tanzte noch, o ja: aber man hatte auch schon längst das Bewußtsein, daß man, nach dem alten Gleichniß, auf einem Vulkane tanzte.

Noch hatte der junge Künstler kaum Zeit gewonnen, sich in die Eigenthümlichkeiten der österreichischen Hauptstadt einzuleben, als der Vulkan losbrach; mit welcher zerschmetterten Gewalt und zugleich doch mit welchen prächtigen Feuergarben und unter welchem Frohlocken der Zuschauer, ist noch in Jedermanns Gedächtniß. Müller, beinah noch fremd, scheel angesehen als Fremder von denen, die einen möglichen Nebenbuhler in ihm witterten, befand sich in einer außerordentlich schwierigen Lage. Kunstwerke hatte er aufbauen wollen — und kam zu einem allgemeinen Zusammensturz; Mauern hatte

er gründen und feste Zinnen errichten wollen — und siehe da, ein gewaltiger Orkan, Erdbeben gleich, stürzte das ganze politische Bauwerk in Trümmer und löste die Grundfesten einer Gesellschaft, welche der Kurzblick ihrer Meister und Herren für unerschütterlich gehalten.

Und hier sei es uns denn verstattet, jene zweite Betrachtung einzuschalten, auf die wir schon oben hindeuteten, nämlich über das Verhältniß unserer Künstler zu den politischen Kämpfen und Leiden der Gegenwart.

Es walten im Publikum sehr verschiedene Ansichten über dies Verhältniß. Während die Einen von dem Künstler verlangen, daß er sich um politische Fragen überhaupt nicht kümmern und dem Treiben der Oeffentlichkeit keinen Einfluß auf die Schöpfungen seines Genius verstatten soll, stellen im Gegentheil Andere die Forderung an ihn, daß er diese Kämpfe und Leiden im Kunstwerk selbst wiederspiegele, daß er mit dem Strahl der Schönheit die Nebel des Irrthums und der Leidenschaft verkläre, die schwankenden Gestalten befestige und auf diese Weise seine Zeitgenossen nicht blos ästhetisch ergötze, sondern auch ihr politischer Lehrer und Befreier werde.

Haben wir die Strömung des öffentlichen Urtheils richtig verfolgt, so hat die letztere Ansicht gegenwärtig

das Uebergewicht, wenigstens was Musik und bildende Kunst betrifft. Dem Dichter erläßt man das politische Element gern, ja man würde ihm die Anwesenheit desselben vielleicht kaum verzeihen, außer etwa wo er als Herold und Lobredner desjenigen politischen Systemes auftritt, das gerade im Augenblick am Ruder sitzt. Doch scheint uns das bei den Meisten weniger aus Begeisterung für die politische Keuschheit und Unbeflecktheit der Poesie zu geschehen, als weil sie durch das Gegentheil sich selbst bei den Machthabern zu compromittiren fürchten. Aber ein freisinniges Gemälde, eine revolutionäre Musik, eine Statue des Spartacus, wie er die Kette bricht, ein Bauwerk in alterthümlich strengem Stil, das mit der Illusion einer nationalen Kunstrichtung schmeichelt — ei ja, das ist etwas Anderes, daran kann man sich kitzeln, ohne daß der Gensdarm es merkt!

Daher denn solche Stimmen, wie sie jetzt so vielfach an unsere Künstler gerichtet werden. Unsere Künstler, sagt man, machen es wie weiland unsere romantischen Dichter: sie ästhetisiren zu viel und leben zu wenig; sie bauen sich ein behagliches Nest hoch oben im einsamen Baumgipfel und kümmern sich zu wenig um die Erde mit ihren Leiden und Freuden, ihren Kämpfen und Irrthümern; sie liegen zu viel auf dem Rücken und

Digitized by Google

starren hinauf in den blauen Himmel oder horchen dem Singsang der Vögel, oder streiten sich unter einander über Farbenmischung und Contrapunkt und antikes oder modernes Costüm, gothischen oder byzantinischen Stil, statt die Geschichte ihrer Zeit zu studiren und das Leben der Völker nach künstlerischen Motiven zu durchforschen.

Wer, fahren diese Ankläger fort, würde sich für einen Dichter zu halten wagen, und hätte nichts weiter gelernt und nichts Größeres studirt, als das Langkurz, Kurzlang der Metrik, oder Sonne und Wonne zu reimen?

Aber unsere Maler, unsere Musiker, unsere Bildhauer und Baumeister sind in diesem Falle! Sie halten ihr Studium für abgeschlossen mit dem, was sich vor der Staffelei, in der Musikschule, vor dem Marmorblock oder auf der Bauakademie erlernen läßt; Geschichte und Philosophie dagegen, diese einzigen Schlüssel zum Verständniß der Welt und des Lebens, halten sie für überflüssig, wenn nicht gar für verderblich. Dafür aber stehen sie nun auch so fremd in der Welt und vergebens forschen wir in diesen mannichfachen Kunstbestrebungen nach einem Funken wirklichen Lebens. Diese blassen Heiligen mit den langausgestreckten, dünnen Leibern, diese endlosen spielenden Kinder und trinkenden Bauern, diese Kätzchen mit dem Zwirnknäuel, diese abschiednehmenden

Bildespunkt, von denen unsere Maler nicht lockkommen können — um den Himmelsmillen, sind sie nicht eben so abgeschmackt und Manieren, wie die weltlichen Arten unserer Comparsen, die nackten Götterzeiten unserer Bildhauer oder die Phantasiebauten unserer Architekten, in denen alle Zeitrichtungen sich kreuzen und alle Geschmacke durcheinanderrinnen, nur von der Richtung der Gegenwart und von nationalem, volksthümlichem Geschmack ist nichts darin zu spüren?! Wir haben das Alles seit Jahren zum Ueberdruß gesehen, gehört und angestaunt und Ihr selbst, verstellt Euch nicht! hebt es Euch bereits zum Ueberdruß gemacht, gemacht, gehört und componirt, es macht Euch keinen Spaß mehr und uns noch weniger. Nein, wenn wir Eure Gemälde sehen, Eure Opern hinreißen, Eure Bau- und Bildwerke bewundern sollen, so müßen wir in Farbe, in Ton und Stein den Hauch der Zeit spüren, Eurer wie unserer Mitlebenden! so wirkt Ihr Euch um das Verständniß der Gegenwart bemühen und sie zum Inhalt Eurer Productionen machen! Das Ziel der Gegenwart aber ist der Staat, die Geschichte; so wird uns denn vorzüglich oder überall Geschichte, gleichviel, aber nicht uns nur Geschichte! so verlangt den kalten Olympus und bewirken unsere einstürmigen Sänger und Plätze mit den großen Männern unserer Geschichte, einerlei ob Könige oder Dichter, ob

Feldherren oder Gelehrte! so erweitert die enge Bühne und laßt uns selbst aus dem Pomp der Oper, aus dem Lärmen Eurer Posaunen und Tamtams etwas von dem Geist der Geschichte heraushören! so sündigt so viel Ihr mögt gegen Vitruv und Palladio, aber schafft nur endlich einmal Bauwerke, die ein eignes nationales Gepräge tragen und nicht bald bei der Antike, bald beim Mittelalter betteln gehen! —

Auch hier wieder müssen wir es der Beurtheilung und auch vielleicht dem persönlichen Geschmack des Lesers überlassen, was er von diesen Forderungen halten und wie viel Wahres oder Falsches, Richtiges oder Uebertriebenes er darin finden will; es ist nicht der Zweck dieser Darstellung, die Streitfrage zwischen Kunst und Gegenwart theoretisch zu lösen, sondern wir wollen nur an einem praktischen Beispiel zeigen, wie schroff dieser Gegensatz ist und wie tief er durch die edelsten und besten Herzen schneidet. —

Und für unsern Freund in seiner speciellen Eigenschaft als Baukünstler kamen noch ganz besondere Schwierigkeiten dazu, welche das Peinliche seiner Lage noch erhöhten. Ist der Baukünstler schon immer abhängig von fremdem Auftrag und Bedürfniß, ja ist es schon immer ein seltenes Glück, wo sich eine Gelegenheit zu einem großen öffentlichen Bauwerk findet, von großen und allgemeinen

Zwecken, die der Würde der Kunst angemessen sind und dem Künstler Raum geben zur Entfaltung seines Talentes: so mußten diese Schwierigkeiten sich in Zeiten der Unruhe und des Bürgerkrieges, wie sie jetzt über Deutschland hereinbrachen, noch außerordentlich vermehren. Keine Kunstübung bedarf so sehr eines ungetrübten politischen Horizontes, als gerade die Baukunst; keine Muse sieht sich in Zeiten der Unruhe und des öffentlichen Mißtrauens rascher verlassen und ängstlicher gemieden, als die Muse des Architekten. Wo man Barrikaden baut, ist es mit den übrigen Bauten zu Ende; man stellt wohl noch Handlanger an, giebt den Maurern zu thun, setzt Axt und Hobel in Bewegung, aber nur aus Furcht, die hungrige Masse zu beschäftigen, nicht aus Kunstsinn; nur das grollende Meer der Volkswuth soll beschwichtigt, nicht der reine Dienst der Kunst gefördert, nicht ein Denkmal für künftige Zeiten errichtet werden.

Ferner aber mußten auch jene nationalen Forderungen, die man neuerdings an die Kunst und ganz besonders an die Baukunst richtet, unter den politischen Ereignissen jener Tage eine ganz besonderes dringende Gestalt annehmen, zumal für einen Künstler, der es mit seiner Kunst so ernst meinte und auch über den nationalen Beruf derselben so tief nachgedacht hatte wie Müller. Nationalität war ja recht eigentlich das Feldgeschrei jener

Digitized by Google

Tage; wie hätte man sie der Kunst erlassen können? Wir wollten volksthümliche Gesetze haben, volksthümliche Ministerien, volksthümliche Fürsten; wie hätte das Ideal eines volksthümlichen Baustils nicht gerade jetzt mit verdoppelter Gewalt in der Seele des Künstlers aufsteigen sollen? Ganz gewiß, es waren trübe Tage, die der junge Künstler in der unruhvollen Hauptstadt zwischen Volkstumulten und Reactionsgerüchten verlebte. Unruhe von außen, Unruhe von innen; dort ein gährender Volksgeist, der nach neuen Formen ringt, die er nicht finden, hier ein gährender Künstlergeist, der sich mit der künstlerischen Verklärung einer Volksthümlichkeit abarbeitet, die er doch in Staat und Leben noch nirgend entdecken kann.

Und solcher gährenden Künstlergeister gab es damals viele. Wir begreifen jetzt, warum gerade unter den Künstlern, die sonst als reactionär verschrieen werden, die Opfer der Revolution so zahlreich gewesen, und weshalb gerade von ihnen sich so viele Kopfüber mit dämonischer Hast in den Abgrund des Bürgerkriegs gestürzt haben: sie wollten den Widerspruch los sein, der sie beängstigte, dem Gespenst der Politik, das sie schon so lange verfolgte und dessen bloße Nähe ihre hellsten Farben matt, ihre lieblichsten Töne stumm, ihre besten Einfälle unbedeutend machte, wollten sie Mann gegen Mann in die

Augen sehen, sie wollten wenigstens sterben für dieses Volk und diese Freiheit, von der sie so viel hörten, und der ihre Kunst doch auf keine Weise beizukommen vermochte. Behüte uns der Himmel, daß wir Gift träufeln in die Wunden dieser edlen Kämpfer oder Disteln pflanzen auf ihre frühen, kummervollen Gräber! Aber das scheint uns nur der Wahrheit gemäß und dem wirklichen Gang der Dinge entsprechend, daß die politischen Opfer, welche die Revolution aus der Künstlerwelt gefordert, nicht blos als Opfer der Politik, sondern eben so sehr auch als die Opfer künstlerischer Entzweiung und Zerrissenheit betrachtet werden.

Und gerade in dieser Zeit der äußersten Entzweiung und Zerrissenheit ist es nun, wo die künstlerische Natur unseres Freundes sich am glänzendsten und tüchtigsten bewährt; gerade aus dem Drangsal dieser Verhältnisse, die der Kunst scheinbar so ungünstig waren und in denen so viele seiner Genossen hilflos untergingen, sollte ihm, dem treu Ausharrenden, kühn Zugreifenden, die Blüthe der Erfüllung reifen. — Schweizer von Geburt, und also schon durch die patriotischen Erinnerungen seiner Heimath an den Gedanken politischer Freiheit und Unabhängigkeit gewöhnt, freute er sich der frischeren Bewegung, welche damals auch das deutsche Leben erfaßt zu haben schien, und schloß sich ihr mit vollem, hoff-

Digitized by

natürlichen Herzen an; er ließ den Kopf nicht hängen, er wünschte und vinsche nicht, wie es damals von so vielen seiner Gefährten geschah, über die Barbarei und den Untergang der Kunst, der nun herabsinken müsse. Ebenso wenig aber hielt er es auch mit denen unter seinen Genossen, welche damals ihre Kunst als etwas für diese große Zeit zu Kleines, zu Untergeordnetes überhaupt bei Seite warfen, und mit gleichen Beinen aus der Stelle des Kleinen hinaufsprungen in die Politik: gleich als ob die Politik nicht auch eine Kunst wäre, welche erlernt sein will, und als ob nicht auch hier der Preis nur denjenigen zu Theil würde, der eine ernste Arbeit und ein wirkliches, eingehendes Studium daran gesetzt hat! — Müller blieb eben auch in der gewaltigen Bewegung dieser Zeit, wozu er sich von der Natur bestimmt fühlte und was zu sein ihm durch nichts anderes hätte erfolgt werden können: er blieb Künstler. In dieser Zeit, wo, wie es den Anschein hatte, alle Zeiten gesprengt wurden, und diejenigen zu sprengen, in denen eine einfältige und kurzsichtige Staatsverwaltung seine Kunst hieher gebracht, von diesem goldenen Regen der Freiheit, der auf einmal in so verschwenderischer Fülle auf unser Volk herabgeschüttet kam, auch der Kunst ihr gebührendes Theil zugewendet, auch ihr jene Unabhängigkeit und Selbstbestimmung zu sichern,

welche damals das allgemeine Feldgeschrei des Tages war — hierin und hierin allein erkannte er die Pflicht, die in jenem Augenblick jedem wahrhaften Künstler oblag —

Die Altlerchenfelder Vorstadt hatte eben damals die Erbauung einer neuen Kirche beschlossen, zu welcher die ansehnliche Summe von fast dreihunderttausend Gulden ausgesetzt war; der Bau sollte in dem sogenannten Renaissancestil ausgeführt werden. Müller, der es, wie wir wissen, als die eigentlichste Aufgabe seiner Kunst betrachtete, die inhaltlosen, unlebendigen Muster der Vergangenheit zu beseitigen und einen eigenthümlichen, dem nationalen Charakter entsprechenden Baustil herzustellen, konnte nicht ohne Schmerz, ja ohne Grimm daran denken, daß eine im Ganzen so seltene Gelegenheit und eine so bedeutende Summe wiederum für die wahre Kunst verloren gehen sollte. In einer Plenarverhandlung des Architektenvereins (und man erinnere sich wohl, welches Gewicht damals allem Vereinswesen beigelegt ward; wiewohl erst wenige Jahre dazwischen liegen, thut diese Erinnerung doch schon sehr noth) unterwarf er das Bauproject einer so scharfen wie gründlichen Beurtheilung. Er wies nach, daß seit Urzeiten jedes Volk, namentlich und ganz besonders aber jede Religion ihren eigenen bestimmten Baustil habe und haben müsse; er

deckte die Verirrung auf, welche darin liege, daß man christliche Kirchen nach dem Muster griechischer und römischer Tempel erbaue; er schilderte die geschichtlichen und localen Zustände, unter denen der sogenannte Renaissancestil entstanden und bewies, daß derselbe, als der eigentliche wahre Jesuitenstil, nicht nur für die neue, sich verjüngende Zeit unpassend, sondern daß er auch an sich nicht im Stande sei, etwas wahrhaft Großes, Würdiges, am allerwenigsten aber einen christlichen Kirchenbau zu schaffen.

Der Eindruck, den Müller's Vortrag auf die Versammlung machte, war außerordentlich; der Vortrag wurde auf Kosten des Vereins gedruckt, Müller selbst aber aufgefordert, die Schrift an das damalige Ministerium der öffentlichen Arbeiten einzureichen. Wir müssen uns wiederum an die so ganz ungewöhnlichen Zustände jener Zeit erinnern, um den Erfolg zu begreifen, den dieser Schritt hatte. Müllers Anträge fanden das vollständigste Gehör. Die Einrichtung eines freien und allgemeinen Concurses für alle öffentlichen monumentalen Gebäude, auf welche er in einer zweiten Eingabe angetragen, an der sich nicht nur der gesammte Architektenverein, sondern auch der Präsident und die Professoren der Akademie betheiligt hatten, wurde bewilligt; der bereits begonnene Bau der Altlerchen-

Digitized by Google

felder Kirche selbst wurde eingestellt und ein Concurs zur Einreichung neuer Pläne ausgeschrieben.

Mit der Nachricht dieser Erfolge wurde Müller überrascht, als er (August 1848) von einer kleinen Erholungsreise nach Wien zurückkehrte; nur acht Tage waren ihm noch übrig, um selbst an der Preisbewerbung Theil zu nehmen. Trotz dieser Kürze der Zeit und trotz des geschwächten Zustandes, in welchem seine Gesundheit sich damals bereits befand, brachte er den vollständigen Plan mit Grundriß, Aufrissen, Durchschnitten und Kostenberechnungen glücklich zu Stande. Er hatte sich dabei hauptsächlich an das Muster der italiänischen Kirchenbauten aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert gehalten, so jedoch, daß (wie Ernst Förster bemerkt) überall und namentlich im Gesammteindruck seines Entwurfes der ganz neue Impuls, den er seiner Kunst zu geben im Begriff stand, und die frische Schöpferkraft seines Genius herauszufinden ist.

Es war das erste Mal bei diesem Concurse, daß das nach seinen Vorschlägen zusammengesetzte Schiedsgericht vom Ministerium zu öffentlicher Sitzung zusammenberufen ward. Der Preis wurde, wie nicht anders zu erwarten stand, dem Müller'schen Entwurf zu Theil; nach ihm sollte die Kirche erbaut, der Bau selbst zu unmittelbarer Leitung in Müller's Hände gegeben wer-

Digitized by

den. Auch diese Entscheidung bestätigte das Ministerium, das ihm überdies wenige Monate später (Januar 49) die neuerrichtete Professur der Baukunst an der Kaiserlichen Ingenieurakademie übertrug.

So hatte Müller's Schicksal auf einmal eine so rasche wie glückliche Wendung erhalten; ein würdiges Feld künstlerischer Thätigkeit lag vor ihm eröffnet, das Ziel, nach dem er so lange, so sehnsuchtvoll gerungen, war erreicht.

Aber mit ihm auch das Ziel seines Lebens; in demselben Augenblick, da die Ideale seines Herzens sich endlich zu verwirklichen anfingen, sollte dieses Herz selbst stille stehen für ewig. Eine auszehrende Krankheit, mit der Müller schon seit Längerem zu kämpfen gehabt, entwickelte sich plötzlich in ihrer ganzen zerstörenden Heftigkeit; weder die Kunst des Arztes, noch die liebevollste Pflege seiner Anverwandten und Freunde vermochten den Beklagenswerthen zu retten; am Morgen des zweiten Mai 1849 starb Müller, noch nicht volle sieben und zwanzig Jahre alt.

Wer jetzt nach Wien kommt, und durch die Vorstadt Lerchenfeld geht, gelangt bald an einen Platz, wo mächtige Gerüste in die Höhe ragen und halb vollendete Mauern, riesenhafte Pfeiler, mächtige Fensterbögen mit kunstreichen Gesimsen dazwischen emporsteigen; zahllose Hände regen sich, die Krahne stöhnen, Meißel und Kelle wett-

Digitized by Google

eifern. Wenn du aber die Werkleute nach dem Namen des Baumeiſters fragſt, ſo weiſen ſie auf ein Grab, das zwiſchen Gärten und Büſchen verſteckt liegt. Aber die Mauern wachſen doch, die Wölbungen ſteigen und nicht allzulange mehr, ſo wird das ſchlanke Zwillingspaar der Thürme wie grüßend herniederblicken auf den einſamen Hügel in ſeiner Nachbarſchaft.

Dieſe Wiener Vorſtadtkirche, nebſt der in St. Gallen, an deren Ausführung ebenfalls bereits gearbeitet wird, werden alsdann die einzigen ſichtbaren Denkmäler ſein von dem reichen, edlen Streben, das hier ſo frühzeitig ſein Ziel gefunden hat. E in anderes Denkmal, und zwar ein nicht minder erhebendes, nicht minder lebensvolles hat der Künſtler ſich im Herzen aller derer geſtiftet, die ihm nahe ſtanden oder denen auch nur nachträglich geſtattet iſt, einen Blick in die ſtille Werkſtatt ſeiner Pläne, ſeiner Hoffnungen und Wünſche zu werfen. Möge von dieſem freundlichen, dieſem tröſtenden Eindruck auch etwas in dieſe Blätter übergegangen ſein!

Der ſterbende Ariſtophanes.

Digitized by Google

Was ein halbwahres und auch nur halbverſtandenes Stich- und Schlagwort, im günſtigen Moment ins Publikum geſchleudert, daſelbſt für nachtheilige Wirkungen hervorbringen und welche tief greifende Verwirrung der unſeligſten Art daraus erwachſen kann, das haben, ſo weit es politiſche Verhältniſſe und Fragen anbetrifft, die letztverwichenen Jahre mehr als hinlänglich gezeigt. Der Menſch, und keineswegs blos der ungebildete, hat nun einmal einen Trieb, ſich mit gewiſſen halb fertigen, ihm ſelbſt erſt halb klaren und darum läſtigen Fragen in der Art abzufinden, daß er an ihre Stelle ein Gleichniß oder Zeichen ſetzt, das zwar keineswegs vollſtändig, ja wohl in manchen Fällen nur ſehr wenig oder auch gar nicht paßt, dafür aber den weſentlichen Vortheil bietet, der Phantaſie als ein Ganzes, in ſich Fertiges und Abgeſchloſſenes vorzuſchweben. Der beſſer Geſinnte tröſtet ſich dabei, daß es eben nur ein Gleichniß ſein ſoll, ein Symbol, das ihn ſelbſt nur um ſo mehr anfeuern wird,

das halb Fertige zu vollenden, das Irrthümliche zu berichtigen, gleichsam jene noch fehlende Hälfte, welche die Phantasie ihm zum Voraus schon bewilligt hat, durch Arbeit und Anstrengung nachzuholen.

Aber auch bei ihm wird sich das Stichwort in vielen Fällen allmälig so fest einleben, auch seine Phantasie wird sich so daran gewöhnen, daß er die symbolische Beschaffenheit desselben nach und nach vergißt und über kurz oder lang als Wahrheit nimmt und zwar als vollständige Wahrheit, was ihm selbst ursprünglich nur ein Sporn sein sollte, die Wahrheit zu erringen. Es ist damit wie mit jenem „vorgegeßnen Brod", von dem der Dichter spricht; wo das einmal auf den Tisch gekommen, wo man sich einmal daran gewöhnt hat, den Augenblick nicht als Frucht der Vergangenheit, sondern als Vorschuß zukünftiger Arbeit zu genießen, da sind Elend und Untergang immer dicht vor der Thür, das Brod wird verzehrt, die Zukunft rückt heran, die Arbeit aber bleibt ungethan oder wird mit Unluſt und Widerwillen und darum auch ohne den richtigen Erfolg gethan.

Was aber selbst den besser Denkenden und tiefer Gebildeten leicht wie eine bestrickende Macht beschleicht, dem stürzt der minder Gebildete, der Leichtsinnige und Rohe, der wohl gar noch von unlautern Absichten erfüllt

iſt, ſich mit Begier entgegen. Gerade je unklarer ein Stichwort, je weiter es ſich von der Wahrheit entfernt, je größer iſt die Gewalt, die es über die Maſſen übt; laßt Euer Licht nur auf einen einzigen Punkt des Gegenſtandes fallen, noch dazu einen ſehr untergeordneten, ſehr unerheblichen Punkt, den man vielleicht eben deshalb bis dahin kaum noch gewahr wurde, aber das Licht ſei nur recht grell, die Beleuchtung recht lebhaft — und gebt Acht, wie die geblendete Menge aufjauchzen wird und wird Stein und Bein ſchwören, jetzt erſt fange ſie an, das Ding überhaupt zu ſehen und jetzt ſolle ihr auch Niemand mehr ein X für ein U machen! Das iſt die berauſchende, die wahrhaft dämoniſche Kraft ſolcher Stich- und Schlagwörter, daß ſie, einſeitig wie ſie ſind, nichts deſto weniger den ganzen Menſchen in Beſchlag nehmen; als ob die mangelnde Wahrheit nachträglich hineinwachſen ſolle und müſſe, werden ſie nicht ſelten die Veranlaſſung, daß dasjenige, was ſie als geſchehen vorgeben oder als nothwendig fordern, nun wirklich geſchieht und wirklich als Nothwendigkeit allgemein verlangt, gefordert und erſtritten wird. Gewöhnlich erſt nachdem dies geſchehen, tritt der Moment des Rückſchlags ein, wo es wie im Auerbach'ſchen Keller heißt: „Irrthum, laß los der Augen Band" — und da ſehen die armen Geſellen dann auf einmal ſchmerzlich entnüchtert, daß ſie, ſtatt

Früchte vom Weinstock des Lebens zu schneiden, das Messer nur gegen sich selbst gekehrt und in ihr eigenes Fleisch gewüthet haben.

Davon, wie gesagt, haben die politischen Ereignisse und Zustände der letztverwichenen Jahre uns eben so zahlreiche wie beklagenswerthe Beispiele geliefert, und auch jetzt noch fehlt es nicht daran, wenn die Schlagworte selbst auch nicht mehr auf offenem Markt, beim Wehen der Heckerhüte und der rothen Fahnen ausgerufen, sondern nur noch fein sittiglich in ehrbaren Conventikeln und Brüderschaften ins Ohr geflüstert oder wohl auch gar mit einem majestätischen L. S. zur Seite von oben herab nicht blos als unzweifelhafte Wahrheit, sondern auch als unverbrüchliche Richtschnur verkündet werden.

Doch würde man sehr irren, wenn man glauben wollte, daß dieser dämonische Einfluß der Schlag- und Stichworte sich nur auf das Gebiet der Politik beschränkt. Auch die Literatur, auch die Aesthetik haben ihre derartigen Losungen, die in vielen Fällen nicht minder zufällig entstehen, nicht minder anspruchsvoll auftreten, nicht minder verderblich wirken. Weder die strenge Wissenschaft, noch die Kunst sind davon ausgenommen; die Philosophen so gut wie die Poeten, die Kritiker so gut wie die Aesthetiker haben ihre bestimmten Symbole, ihre Stich- und Losungsworte, denen sie folgen, ja für die

Digitized by Google

sie sich und das Publikum fanatisiren, genau in demselben Maße, je einseitiger und oberflächlicher sie sind. Die Zahl dieser Irrlichter ist sogar auf dem Gebiet der Literatur noch weit beträchtlicher als auf dem Gebiete der Politik, sei es, weil die Bewegung auf dem ersteren noch immer verhältnißmäßig freier ist, oder sei es auch weil das Publikum hier bei weitem kleiner und zersplitterter ist, so daß hier also jeder neue Ruf auf seinen Wiederhall, jeder Priester auf seine Gemeine rechnen darf, wie klein dieselbe auch sei und wie abgeschmackt die Lehre, die er vorträgt.

Darum sehen wir denn auch von Jahr zu Jahr, und zuweilen in noch kürzeren Zeiträumen, fast auf allen Gebieten der Wissenschaft, in Philosophie, Theologie, Medicin, am häufigsten und regelmäßigsten aber in der sogenannten schönen Literatur derartige Stich- und Schlagworte auftauchen, mit deren Wahrheit es in den meisten Fällen sehr mißlich bestellt ist und von denen das Publikum, genau wie der Haufe des politischen Marktes, ebenfalls nur verlangt, daß sie hübsch blendend, hübsch auffallend sind, und mit recht sonorem, recht bedeutungsvollem Klang in das Ohr fallen. Die meisten Stich- und Schlagworte, die in der Geschichte hinterdrein eine große Rolle gespielt haben, verdanken ihren Ursprung bekanntlich dem Zufall oder der augenblicklichen

Aeußerung eines Einzelnen, der damit nichts weniger dachte als einen hiſtoriſchen Ausſpruch zu thun; viele ſind Scherz-, manche ſogar Schimpf- und Ekelnamen geweſen, bis die geſchmähte Partei mit der Zeit zur ſiegreichen und der Schimpf- zum Ehrennamen wurde. Eben ſo zufälligen Urſprungs ſind häufig auch die Schlag- und Stichworte, welche die Literatur in Bewegung ſetzen; auch hier wird nicht ſelten ein gelegentliches Scherzwort aufgerafft, um in aller Eile zum hiſtoriſchen geſtempelt und als gültige Münze der Nachwelt überliefert zu werden. Es wäre noch eine intereſſante und durchaus neue Aufgabe für einen Literarhiſtoriker, der aber allerdings zugleich auch in hohem Grade Culturhiſtoriker ſein müßte, dieſe verſchiedenen Aeußerungen durch den Lauf der Jahrhunderte auf den verſchiedenen Gebieten unſerer Wiſſenſchaft und Kunſt zu verfolgen, ihren Urſprung nachzuweiſen, ihre Ausdehnung abzugrenzen und endlich uns auch über die Wirkungen aufzuklären, die ſie auf den weiteren Gang unſerer Wiſſenſchaft und Kunſt, ſowie auf Entwicklung und Leiſtungen der Einzelnen gehabt haben, im Guten ſowohl wie im Böſen.

Das Letztere freilich würde auch hier vermuthlich überwiegen, und ſogar noch in höherm Grade als auf den Feldern der Politik und des öffentlichen Lebens. Denn hier, wo zuletzt doch immer die Thatſachen herr-

ſchen, kann ein Wort, eine Redensart ſich zwar lange, aber doch nicht immer behaupten; auch für die ſchönſte Phraſe, das ſchwungvollſte Stichwort kommt immer einmal die Zeit, wo es die Probe der Thatſachen zu beſtehen hat — und wenn dieſe Probe dann unglücklich ausfällt, dann Adieu Phraſe und Phraſenhelden, dann werden ſie in den Winkel geworfen zum alten Eiſen, die eine mit den andern, und Niemand kümmert ſich mehr um ſie.

Anders in der Literatur. Die Literatur iſt zwar keineswegs, wird aber doch vom Publikum und ſogar von vielen Literaten ſelbſt für ein lediglich theoretiſches Ding gehalten; es fehlen hier jene thatſächlichen Proben, welche die politiſche Entwicklung mit ſich führt, oder wenn ſie da ſind, ſo werden ſie doch vom Publikum in dieſer ihrer kritiſchen Eigenſchaft nicht erkannt. Daher kommt es, daß leere oder einſeitige Bezeichnungen, veraltete und irrthümliche Traditionen, Parteinamen und Parteianſichten ſich nirgend ſo ungeſtört forterben und eines ſo allgemeinen Anſehens genießen, als in der Literatur. Die Thatſachen ſind unerbittlich, Magen und Geldbeutel des Volks, als die beiden eigentlichen Pole, zwiſchen denen doch endlich alle Politik ſich bewegt, ſind ſehr ungeſtüme Mahner, die früher oder ſpäter jede Illuſion zerſtören und jeden Namen vernich-

ten, der eben nichts mehr als ein Name gewesen. Das Papier dagegen ist geduldig, der Fleiß unserer Gelehrten groß und noch größer ihr Respect vor Allem, was Schwarz auf Weiß überliefert worden; auf einen Zweifler kommen immer zehn Gläubige und auch der Zweifler steht in den meisten Fällen noch nicht im Dienste der Wahrheit, sondern nur eines andern Irrthums. Es wäre eine zweite und ebenfalls höchst interessante Aufgabe für einen Literarhistoriker, einmal alle die angeblichen Berühmtheiten aufzuzeichnen und die falschen Urtheile zusammenzutragen, die sich in unserer Literaturgeschichte forterben, aus keinem andern Grunde, als weil sie einmal darin sind und weil zu irgend einer Zeit ein Schlag- und Stichwort, dessen Beziehung vielleicht längst vergessen ist, die Veranlassung dazu gegeben hat; eine große Zahl von Namen, die noch immer ein Literarhistoriker dem andern auf Treu und Glauben nachschreibt, nebst einer Menge von Ansichten und Urtheilen, die ebenso stereotyp sind wie Namen und Jahreszahlen, würde damit ein für allemal verschwinden. Aber diese Arbeit wäre sehr mühsam und würde sich fürs Erste immer nur auf Einzelnheiten erstrecken können. Und dabei würde dann erst abgewartet werden müssen, ob und in wie weit die Gesammtgeschichte unserer Literatur davon Gebrauch machen will.

Digitized by

Dies vorausgeschickt, wird es nun auch nicht mehr als Uebertreibung oder gar als bloße Grille erscheinen, wenn wir behaupten, daß die Stich- und Schlagwörter in Literatur und Wissenschaft sogar noch gefährlicher sind und noch verderblicher, als in der Politik, aus dem Grunde nämlich, weil ihre Einseitigkeit schwerer erkannt und berichtigt, die endliche Berichtigung selbst aber minder bekannt und verbreitet wird. Ueberhaupt wird, nach unserm Dafürhalten, jenen Verirrungen des Geschmacks und jenen falschen ästhetischen Gewöhnungen, wie sie allerdings jederzeit im Publikum verbreitet sind und gleichsam zu den Privilegien desselben gehören, im Ganzen genommen noch viel zu wenig Werth beigelegt. Freilich, wenn der ästhetische Irrthum wirklich nichts weiter wäre als das, so wäre nicht so gar viel daran gelegen und könnte es immerhin Jedem als Privatsache überlassen bleiben, was er schön finden will und was nicht; guter Geschmack ist auch eine Kunst, die gelernt sein will wie alle übrigen und dürfen daher von solchen, welche sie nicht gelernt haben, auch die gelegentlichen Aeußerungen eines schlechten und verkehrten Geschmacks uns in der That nicht allzusehr überraschen und verstimmen.

Aber der Geschmack hat außer seiner ästhetischen auch noch seine sittliche Seite und diese wiegt für Alle gleich

schwer. In ästhetischer Hinsicht mag es gleichgültig oder doch wenigstens unerheblich sein, das Publikum begeistert sich für einen guten oder einen schlechten Schriftsteller, es findet sein Gefallen am Schönen und Richtigen oder am Häßlichen und Abgeschmackten — das Schöne, sagt man uns, bricht sich endlich doch Bahn und was der Kurzblick der Zeitgenossen verkennt, wird dafür desto heller in den Jahrbüchern der Geschichte strahlen.

Möglich, daß es so ist oder doch wenigstens in vielen Fällen so ist: denn daß es nicht immer so ist und daß es auch Talente und Verdienste giebt, die durch die Ungunst oder die mangelnde Einsicht der Zeitgenossen schon im Keime erstickt werden und sich daher niemals zu dem entwickeln, was eigentlich in ihnen gelegen und wozu sie unter glücklichern Umständen befähigt gewesen wären — das wird ebenfalls Niemand, der den Weltlauf kennt, in Abrede stellen. Aber ebenso wenig läßt sich auch läugnen, daß Alles, woran der Mensch sein Herz hängt und dem er seine Aufmerksamkeit, seine Neigung, seine Begeisterung zuwendet, ihn selbst auch sittlich bestimmt, mag das nun eine Geliebte sein, der er sich hingiebt, oder eine politische Partei, der er sich widmet, oder endlich ein Dichter, den er verehrt, ein Buch, das er liest, ein Kunstwerk, für das er sich begeistert. Wer seinen ästhetischen Geschmack roh und unaufgeklärt läßt, der wird auch in

allen übrigen Stücken mit der Gefahr der Roheit zu kämpfen haben; wer sich in der Literatur gewöhnt, dem Kleinen und Schwachen zu huldigen, der wird sich auch übrigens den Sinn für das Große und Erhabene nicht lange lebendig zu erhalten vermögen; wer sich in seinen künstlerischen Ansichten abhängig macht von fremden Urtheilen und jeder Mode folgt und an jedes Stichwort glaubt, blos weil es das Stichwort der Mode ist, von dessen Selbständigkeit und sittlicher Festigkeit darf man sich auch übrigens nicht viel versprechen. Wäre den Regierungen, wie sie jetzt der Mehrzahl nach sind, nicht besser gedient mit weichen und nachgiebigen als mit starken und männlichen Charakteren und nähme die Erziehung der Nation zu Freiheit und sittlicher Tüchtigkeit überhaupt noch eine Stelle in dem Mechanismus unseres dermaligen Staatslebens ein: so ließe sich wohl behaupten, daß es sogar eine Pflicht des Staates, die ästhetische Erziehung seiner Angehörigen zu beaufsichtigen und den Geschmack des Publikums unter seine Obhut zu nehmen. Natürlich nicht durch Verbote des Schlechten und Niedrigen — Verbote gehören sich immer nur in Polizeisachen, in geistigen sind sie ebenso fruchtlos wie thöricht — wohl aber dadurch, daß der Staat als solcher das Schöne beförderte, das Edle und Große belohnte, das Gute und Tüchtige krönte. Vor allem aber und wenn er selbst sich

nicht geistig stark genug fühlt, um sich auf dies Gebiet des Geistes zu begeben und auch hier das Banner voran zu tragen, das ihm gebührt, so sollte er es sich doch wenigstens angelegen sein lassen, ein richtiges geschichtliches Verständniß der Literatur, besonders der eigenen Nationalliteratur, nach Möglichkeit zu befördern, um dadurch dem Geschmack des Publikums allmälig mehr Selbstbewußtsein und Stetigkeit zu geben. Die Literaturgeschichte, die auf der Mehrzahl unserer Erziehungsanstalten nur immer noch als eine Art von Luxus, ein fünftes Rad am Wagen gilt, das den Wagen nicht fördert, sondern hemmt — diese vornehm über die Achsel angesehene, kaum erst geduldete Literaturgeschichte wäre in der That nicht nur vollkommen geeignet, ein höchst zweckmäßiges und fruchtbares Element der nationalen Erziehung abzugeben, sondern sie ist sogar in Verbindung mit der politischen Geschichte des Vaterlandes die erste und nothwendigste Grundlage, auf der alle nationale Erziehung überhaupt gegründet werden muß. Und das nicht etwa blos wegen ihrer ästhetischen, sondern ganz hauptsächlich wegen ihrer sittlichen Beziehungen und wegen des heilsamen Einflusses, den sie durch Aufklärung des literarischen Urtheils und Veredlung des ästhetischen Geschmacks auch auf die sittlichen Eigenschaften des Menschen, auf seine Wahrheitsliebe, seinen Ernst, seine Reinigkeit und Keuschheit übt. —

Digitized by Google

Aber damit die Einleitung dem Aufsatze selbst doch nicht gar zu sehr über den Kopf wächst — nach so vielen Gründen und bei dem gefährlichen Einfluß, den somit auch literarische Stich- und Schlagwörter zu üben vermögen, wird man hoffentlich auch nichts Ungehöriges darin finden, wenn wir in der Reihe dieser Abhandlungen über Deutschlands Vor- und Rückschritte auch ein Stichwort beleuchten, das seit einigen Jahren in unserer Literatur aufgekommen. Dasselbe bezieht sich auf einen Schriftsteller, dessen augenblickliche persönliche Lage allerdings von der Art ist, daß sie mehr in die Stille des Krankenzimmers als in die Oeffentlichkeit der Literatur gehört. Doch zählt er selbst noch immer zahlreiche, zum Theil leidenschaftliche persönliche Verehrer; auch gehört sein Name für alle Zeiten der Geschichte unsrer Poesie als Eigenthum an. — Wir meinen das Stichwort von dem „sterbenden Aristophanes", das wir diesen Seiten als Ueberschrift vorangesetzt haben und das bekanntlich, echt oder falsch, passend oder unpassend, wie es sei, zu Ehren Heinrich Heine's geprägt ist.

Irren wir nicht, so wurde dasselbe zuerst von Adolf Stahr im zweiten Band seiner „Zwei Monate in Paris" gebraucht. In der That trägt es ganz jenen überschwänglichen Charakter, der die Aussprüche dieses liebenswürdigen, mehr enthusiastischen als kritischen Beurtheilers auszeichnet, verbunden mit einem Nachklang je-

Digitized by Google

ner klaſſiſchen Studien, denen derſelbe ſich ehemals widmete. Sollte das Wort aber auch nicht von Adolf Stahr ſelbſt erfunden ſein, ſo iſt es doch jedenfalls zuerſt und vornämlich durch ihn in Umlauf geſetzt worden und haben wir daher wohl ein Recht, ihm die Vaterſchaft deſſelben zuzuſchreiben.

Oder nein: die eigentliche Vaterſchaft gehört Heine ſelbſt. Denn bekanntlich hatte derſelbe am Schluß ſeines „Wintermärchen", das im Jahr vier und vierzig, recht in der Blüthezeit der politiſchen Dichtung und der politiſchen — Unzufriedenheit erſchien, ſich ſelbſt, wenn nicht unmittelbar als Ariſtophanes, doch wenigſtens als Sohn des großen Komöden proklamirt:

„Mein Herz iſt liebend wie das Licht,
Und rein und keuſch wie das Feuer;
Die edelſten Grazien haben geſtimmt
Die Saiten meiner Leier.

Es iſt dieſelbe Leier, die einſt
Mein Vater ließ ertönen,
Der ſelige Herr Ariſtophanes,
Der Liebling der Komönen.

Es iſt die Leier, worauf er einſt
Den Paiſteteros beſungen,
Der um die Baſileia gefreit,
Mit ihr ſich emporgeſchwungen."

Konnte ein aufmerksamer und begeisterter Freund hiernach weniger thun, als den vom Dichter selbst aufgebrachten Vergleich weiter ausführen? Der Sohn wurde zum Vater, der Nachahmer (vorausgesetzt immer, daß der ganze Vergleich passend war) zum Original avancirt. Auch war ja Aristophanes von Alters her als der „ungezogene Liebling der Grazien" anerkannt — nun, und daß auch Heinrich Heine ein Liebling der Grazien, stand ja ebenso fest und war ja ebenso unzweifelhaft, als daß er zuweilen auch ungezogen sein konnte, sehr ungezogen .....

Und dieser Dichter nun, dieser unverwüstliche Spötter mit den nie welkenden Rosen im Haar, dem ewigen Lächeln um den Mund, dieser verkörperte Uebermuth, dieser Inbegriff von Allem, was deutscher Witz und französische Zierlichkeit und englische Skepsis und altklassische Geistesklarheit jemals zu Stande gebracht — siehe da, mitten in dem fremden, lärmenden Paris, verbannt aus dem Vaterlande, das er so bitter verhöhnt und dem er doch so viel unvergängliche Kränze gewunden, lag er im Sterben; ein furchtbar qualvolles Siechthum hielt ihn gefesselt, seine Tage waren gezählt, es war kein Krankenbett mehr, nur ein langes, jammervolles Sterbebett!

Aber mitten in diesen Qualen, im Angesicht dieses Todes, der nur so lange zu zögern schien, um seine Schreckniſſe desto vollständiger zu entfalten, hatte dieser

unverwüstliche Geist gleichwohl seine ganze alte sieghafte Kraft bewahrt; diese Hand, die schon lange die Feder nicht mehr führen konnte, schnitzte noch Pfeile, so bunt, so kitzelnd, daß selbst Diejenigen, die davon getroffen wurden, sich des Lächelns nicht enthalten konnten; dies Auge, dessen Lider schon halb gesunken waren, schoß noch Blitze, Blitze der Kraft, des Witzes, der Schönheit, die hell über ganz Deutschland leuchteten. Von demselben Schmerzenslager aus, auf das der Kummer der Freunde, das Mitleid der Gegner ihn hingestreckt sah, gleich einem edlen, langgehetzten Wilde, das dem Grimm der Verfolger nur entgangen ist, um endlich an innerer Verschmachtung zu sterben — rüstete er sich, ein Buch ausgehen zu lassen, von dem er selbst gesagt haben sollte, „er thue sich Schaden, daß er diese Gedichte drucken lasse: denn sie würden sein Buch der Lieder in Vergessenheit bringen." Ließ ein pikanterer, ein großartigerer Contrast als dieser sich denken? Und welche passendere Huldigung gab es für eine so ungewöhnliche Geistesstärke, als diesen Ehrennamen des „sterbenden Aristophanes," den man gleichsam über das Bett des Dulders heftete? Ja, so wie Heinrich Heine, mit diesen Scherzen auf der erbleichenden Lippe, diesem kecken Humor in dem halb erloschenen Auge, unter diesem Beifallsgeschrei des Volkes — so mußte auch jener alte Dichter hinübergegan-

gen sein, in dem wir ein- für allemal das Höchste verehren, was komische Kraft und Witz und genialster Uebermuth hervorbringen können. Der „sterbende Aristophanes" wurde ein Stich- und Schlagwort, das Einem aus allen Ecken und Enden der Literatur entgegentönte; nicht mehr von Heine wurde gesprochen, sondern nur noch vom „sterbenden Aristophanes." Selbst daß dieser hartgesottene Heine, diese Incarnation von Allem, was Frivolität und Witz und selbst ein gewisser Anhauch von Fanatismus in neuerer Zeit gegen das Christenthum hervorzubringen vermochte — selbst daß er in der Vorrede seines Romancero (im Spätherbst 1851) sich plötzlich als Christ gebärdete, und zwar als ein sehr gläubiger, sehr eifriger Christ, der dasselbe etwas unsaubere Gefäß, das er so oft über den „Christengott" geleert, jetzt den Philosophen und Spöttern über die Köpfe goß — selbst das konnte die Bewunderung seiner Freunde nicht erschüttern, noch dem Gerede vom „sterbenden Aristophanes" ein Ende machen. Das neueste Werk des berühmten Dichters enthielt (selbst seine Freunde konnten sich darüber nicht täuschen) der Schwachheiten noch mehre: warum denn nicht auch diese? Auch Aristophanes war nur ein Mensch gewesen, kein Gott; auch ihm hatte der Schmerz der Todesstunde bei alledem wol einige Seufzer abgerungen. Wenn diese Seufzer sich nun bei Heine an den bis da-

Digitized by Google

hin so arg gelästerten Christengott richteten, wenn er nicht blos dem Unglauben, sondern überhaupt allem Denken über göttliche Dinge den Scheidebrief gab und sich, selbst zum Kinde geworden durch die Uebermacht der Krankheit, einem völlig naiven Kinderglauben in die Arme warf — was war daran so sehr zu verwundern? Der Mensch ist einmal schwach und auch die Sonne, wie man weiß, hat ihre Flecken. Auch war Heinrich Heine ja ein solcher notorischer Schalk, daß es wohl erlaubt war, trotz der armen Sündermiene, die er angenommen und trotz des Ernstes, mit dem er selbst seine Bekehrung versicherte, noch immer einige Schalkhaftigkeit dahinter zu vermuthen; stille Wasser sind tief und vielleicht war Heinrich Heine niemals muthwilliger und niemals schadenfroher als jetzt, da er sich so recht still, so recht bekehrt anstellte. —

Seitdem sind wiederum einige Jahre ins Land gelaufen, der Romancero ist nach einem kurzen, für den Verfasser im Ganzen genommen nicht sehr schmeichelhaften Eclat so ziemlich in Vergessenheit gerathen; wenigstens spricht man schon längst nicht mehr von ihm und auch die vorhin erwähnte Weissagung des Dichters scheint sich noch keineswegs bestätigt zu haben. Heine selbst ist noch immer krank; nur in seiner Gläubigkeit soll er sich befestigt und zugenommen haben. Das Gerede von dem „sterbenden Aristophanes" aber währt noch immer fort;

Digitized by Google

kein Reisebrief aus Paris wird gedruckt, ohne daß die Redensart ihre Rolle darin spielte, kein Besuch bei dem kranken Dichter geschildert, ohne daß wir gleich einer unvermeidlichen Arzenei auch dies epitheton ornans dabei entgegennehmen müßten. Ja es ist die sicherste Aussicht vorhanden, daß dasselbe auch in die Literaturgeschichte selbst eindringen und noch von späteren Schriftstellern umhergehetzt werden wird: ein Erfolg, der für den Witz des ersten Erfinders vielleicht sehr schmeichelhaft ist, seinem Wahrheitssinn aber doch unmöglich angenehm sein kann.

Prüfen wir denn den Anspruch auf geschichtliche Wahrheit und Dauer, der dem beliebten Stichwort in der That zusteht; machen wir uns klar, was es eigentlich sagen will; untersuchen wir seine geschichtliche Berechtigung, indem wir in flüchtigem Umriß die beiden Männer einander gegenüber stellen, die es in so innige Verbindung bringt. Alle Gleichnisse bekanntlich hinken; darum soll man es auch mit einem derartigen Witzwort allzugenau nicht nehmen. Wo sich dagegen findet, daß der Vergleich die wirkliche Beschaffenheit der Dinge völlig auf den Kopf stellt, wo er, um eine Aehnlichkeit aufzufinden, die ganze Erscheinung vorher zur Fratze verzerren und aus Schwarz Weiß, aus Groß Klein, aus Wahrheit Lüge machen muß und umgekehrt — nun allerdings, da wird es Pflicht, wenigstens aufmerksam darauf zu machen,

daß es in der That nur ein Witzwort ist, ein zufälliger persönlicher Einfall, dem kein Zutritt in die Geschichte der Literatur verstattet werden darf und den auch das Publikum sich hüten sollte, ernhafter Weise nachzusprechen. —

Was Heine ist, was unsere Literatur ihm verdankt und was er selbst andererseits an ihr verschuldet hat, darüber kann unter denjenigen, die mit dem Entwickelungsgang unserer Literatur überhaupt bekannt sind, wohl überall kein Zweifel mehr herrschen. Heine hat nicht nur einer ganzen bedeutenden Epoche unserer Literatur, sondern unserer geistigen Entwickelung überhaupt hat er den Stempel seines Genius aufgedrückt. Wie es eine Zeit gab — und sie liegt in Wahrheit noch nicht allzulange hinter uns — wo auf dem gesammten deutschen Parnaß nichts vernommen ward, als das Echo seiner Dichtweise, so wächst auch noch heutigen Tages kein junger Mann, sogar kein Mädchen von nur einiger literarischer Bildung und Empfänglichkeit in Deutschland heran, das nicht seine Zeit hätte, wo es für Heine schwärmt und ihn für den größten hält von allen Dichtern, welche die Erde jemals getragen. Ja damit nicht genug: jedes bedeutendere Buch geht bekanntlich auch in den Leser selbst über und erzeugt hier, bis in die zweite und dritte Generation hinein, dieselbe Stimmung und dieselben Kämpfe, dieselben Irrthümer und dieselben Leiden, in denen der Dichter selbst gerungen.

Digitized by

So auch Heine's „Buch der Lieder." Nicht nur ihre Zeit hat unsere Jugend bis auf diese Stunde, wo sie für Heine schwärmt, sondern auch in dem Entwickelungsgange jedes lebhafter fühlenden jungen Menschen liegt noch jetzt eine Epoche, wo er selbst Heinisch denkt, fühlt und empfindet. Was der Werther für die enthusiastische, heißblütige Jugend der siebziger und achtziger Jahre, das ist Heine's „Buch der Lieder" für die kränkliche, blasirte, und doch so sehnsüchtige, so unruhvolle Jugend unserer Tage; man konnte damals kein Mann werden, ohne mit Werther im blauen Frack und gelber Weste gegangen zu sein — und man kann es auch heute nicht, ohne mit Heine auf den Brocken gereist zu sein und am Nordseestrande gelegen und für Napoleon den Großen geschwärmt und Florentinische Nächte durchschwelgt und endlich über das Alles und noch verschiedenes Andere seinen richtigen Katzenjammer bekommen zu haben. Ein allgemeiner und unvermeidlicher Krankheitsstoff der Zeit hat sich in der Heine'schen Dichtung mit so gewaltiger Energie, mit so hinreißender künstlerischer Plastik fixirt, daß wir Alle, die wir denselben Stoff noch mehr oder minder in uns tragen, wie unter dem Banne dieses außerordentlichen Genius stehen. Ja so groß ist seine Gewalt und so unwiderstehlich sein Zauber, daß wir uns ihm selbst da nicht entziehen kön-

Digitized by Google

nen, wo die gereiftere Einsicht uns sagt, daß hinter diesem üppig schwellenden Fleisch doch nur die Verwesung lauert, oder wo wir zu begreifen anfangen, daß dies unwiderstehliche, dies unnennbare Lächeln, gemischt aus allem Süßesten und Bittersten der Erde, doch nur Grimmasse der Agonie, dieser funkelnde, sprühende Witz doch nur der Phosphorglanz der Fäulniß ist.

Heine ist der letzte und denkwürdigste Ausläufer der Romantik, und deren Bedeutung wiederum liegt, im Gegensatz zu der von allgemeinen Ideen, den Ideen der Freiheit und der Sittlichkeit getragenen Epoche unserer klassischen Dichter und Denker, in dem verderblichen Cultus, den sie der Subjectivität, nicht der sittlich erfüllten, sondern der abstracten, inhaltlosen Subjectivität mit allen ihren Launen und Schwächen, Schrullen und Wunderlichkeiten eröffnete. Daher die Inhaltlosigkeit der Romantik selbst; daher ihre Abneigung vor den ethischen Mächten der Geschichte, ihre Flucht vor der Wirklichkeit, ihr Verhätscheln aller kleinen persönlichen Gelüste und Leidenschaften, ihre Hingabe an den Katholicismus, der ihr die Sünden vergab, und an die Reaction, die ihr die Schulden bezahlte; daher ihre Apostasien, ihr Fanatismus, ihre Verketzerungen. An Talenten hat es der Romantik wahrhaftig nicht gefehlt; es wäre ein geradewegs

kindischer Irrthum, wenn man behaupten wollte, die nächsten Nachfolger von Goethe und Schiller hätten den nächsten Vorgängern derselben an Talent nachgestanden oder wären von geringerer Kenntniß oder geringerer Bildung gewesen, da sie doch in der That den Meisten von ihnen in allen diesen Punkten bei Weitem vorangehen. Wenn die Romantik trotz dieses Reichthums an Talenten und Kenntnissen, sowie trotz des Eifers, mit dem sie selbst sich der Literatur hingab, gleichwohl nicht einmal auf dem Gebiete der Literatur etwas Dauerndes und in sich Abgeschlossenes geschaffen, ja wenn sie mit aller Anstrengung nicht einmal einen Schatten hat herbeiführen können von dem, wozu in der Epoche zunächst vor Goethe und Schiller denn doch wenigstens der Samen gestreut ward: so liegt dies eben in dem Mangel an sittlichem Gehalt und sittlicher Größe, an welchem sie krankt, und weil es ihr überall, selbst auch in der Pflege der Kunst, nur um Befriedigung kleiner persönlicher Gelüste, niemals um die großen ethischen Zwecke der Menschheit zu thun gewesen ist. Aus Unwahrheit und Willkür hervorgegangen, mußte die Romantik, trotz ihrer feinen ästhetischen Bildung und trotz des Fleißes, mit dem sie die ersten Muster des Geschmacks aller Zeiten und aller Nationen studirte, doch zuletzt nur bei Ungeschmack und Formlosigkeit anlangen; selbst ohne Inhalt, ein hohler wesenloser

Schatten, war ihr auch kein anderes Ziel gesetzt, als das Ziel der Selbstvernichtung.

In dieses letzte und äußerste Stadium, das Stadium der Selbstvernichtung, ward die Romantik nun durch Heine eingeführt. Von allen Gelüsten und Leidenschaften, allen Ahnungen und Träumen, allem Hoffen und Sehnen ist ihr hier nichts mehr übrig geblieben als nur die nackte, nüchterne Enttäuschung. Die Welt ist nur noch einzige große Lüge, je bunter, je verlogener; so baut sie der Poet sich denn alle Tage aufs neue auf, um sie immer wieder aufs neue zu zerschlagen und sich über die Verzerrung zu freuen, in der sein eignes Antlitz ihm aus den Splittern und Scherben entgegengrinzt.

Positiv und wahrhaft aber in dieser ungeheuren und allgemeinen Lüge, in der es nichts Festes, nichts Dauerndes, nichts Heiliges, weder Sittlichkeit, noch Vaterland, noch Freiheit, weder Haß noch Liebe, weder Schmerz noch Lust mehr giebt, sondern nur noch die Wollust der Selbstverhöhnung und Selbstzerstörung, die neben ihrer Wollust doch auch zugleich ihre Qual und Pein empfindet und dabei die eine wie die andere gleichmäßig verachtet — positiv und wahrhaft ist bei Heine nur das außerordentliche Talent, das diese Lüge plastisch zu gestalten und sie dadurch sogar zu einer gewissen, wenn auch nur augenblicklichen ästhetischen Versöhnung zu bringen weiß.

Digitized by Google

Wem von uns sind nicht schon im täglichen Leben hier und da Menschen aufgestoßen, welche, nach ihren einzelnen sittlichen Eigenschaften beurtheilt, uns nur Abneigung und Widerwillen erwecken konnten? Aber ein gewisser cynischer Humor, ein gewisser Humor der Selbstverspottung, der diesen Fallstaffsnaturen beigemischt ist und durch den sie sich jeden Augenblick über ihre eigene Schlechtigkeit erheben, wenn auch nur um gleich darauf wieder desto tiefer hineinzuplumpsen, läßt uns zu dieser moralischen Zergliederung gar nicht erst kommen und macht erträglich, sogar ergötzlich, was ohne ihn widerwärtig und abschreckend wäre.

Im alleräußersten Grade findet dies bei Heine statt. Es ist ein Medusenantlitz, das uns aus seinen Versen anblickt, ohne Zweifel: aber auch die Kunst der Alten bereits verstand es, das Antlitz der Meduse so zu bilden und Anmuth und Schrecken, Liebreiz und Abscheu so darin zu vereinigen, daß wir schaudern im Hinblick und wieder hinblicken und immer wieder, um noch einmal so süß zu schaudern!

Man sieht hieraus, wie hoch wir das persönliche Talent des Dichters anschlagen und wie bereit wir sind, demselben unsere Huldigung darzubringen. Selbst auch von seiner Schuld und seinen Irrthümern wollen wir die größere Hälfte der Zeit in Rechnung stellen,

deren nur allzugetreuer Sohn er ist: nämlich jener Zeit der Restauration, die auf die kurze traumhafte Begeisterung der Freiheitkriege folgte und in ihrer katzenjämmerlichen Ohnmacht und Abspannung denn freilich keine gesunden, thatkräftigen Söhne zu erzeugen vermochte.

Aber nur diese Schuld selbst soll man nicht abläugnen; man soll nicht Heine, den Dichter der Frivolität und Lüge, zu einem Heros der Wahrheit und Freiheit machen; nicht Ernst und Andacht soll man für einen Dichter zu erwecken suchen, für den Ernst und Andacht jederzeit nur leere, thörigte Klänge gewesen sind!

Und das thut man, indem man ihn als den „sterbenden Aristophanes" präconisirt. Es kann nicht unsere Absicht sein, hier ein vollständiges oder auch nur einigermaßen vollständiges Bild des großen attischen Komöden zu geben. Auch sind die charakteristischen Züge desselben so stark ausgeprägt und drängen sich selbst dem flüchtigsten Beschauer mit solcher Deutlichkeit auf, daß wenige Worte über diesen Gegenstand hier genügen werden. Trotz seines poetischen Uebermuthes und trotz der Maßlosigkeit seiner Scherze, von denen überdies noch ein guter Theil auf den allgemeinen Geschmack (oder auch Ungeschmack) seiner Zeit abgerechnet werden muß, war Aristophanes eine der sittlich erhabensten und strengsten Naturen, von denen das gesammte

Alterthum uns Kunde giebt. Weit entfernt den Neuerer zu spielen und, wie Heine es liebt, sich und seine Zuhörer mit dem Phantasiebild der Revolution (deren „Tambour" Heine ja bekanntlich sein will) zu kitzeln, war Aristophanes im Gegentheil ein Eiferer für alte Zucht und Sitte, gegenüber den Meinungen und Ausschweifungen eines verweichlichten, durch seine Verweichlichung verderbten Zeitalters; erst die grandiose Keuschheit, die ihn innerlichst erfüllt, giebt ihm das Recht, so grandios cynisch zu sein, wie er zuweilen ist.

Die Unflätereien und Zoten finden wir nun freilich bei Heine wieder, mehr als zur Genüge, aber nur nichts von innerer Keuschheit; das weiß ohne Zweifel Niemand besser als Heine selbst, der auch ganz gewiß keinen Anspruch darauf macht und in der Stille seines Herzens über diese und ähnliche pathetische, ja sentimentale Lobredner sich ohne Zweifel am allerboshaftesten ergötzt. Aristophanes ist nackt wie die Natur und hat seine natürliche Freude an dem Nackten; es ist noch etwas in ihm, dem bacchischen Dichter, von jenem bacchischen Uebermuth, der den Phallus als Symbol der überschwenglichen Naturkraft verehrte und mit Blumen bekränzt, jauchzend vor sich her trug. Heine dagegen ist nur ein Flaneur, wie sie sich auf den Boulevards von Paris zu Hunderten umhertreiben und zu Hunderten den

Loretten und Dames aux Camelias nachstreichen; er ist Kenner der „rechten Sorten", die er „gesucht in allen Landen" und deren Vorzüge denn doch endlich nur in einem etwas festeren Fleisch bestehen und einer noch größeren Schamlosigkeit, als sie sonst bei dieser Gilde anzutreffen.

Aristophanes glaubte ferner an die alten Götter — Heine hat sich etwas spät zum „Christengott" bekehrt und muß uns daher schon entschuldigen, wenn wir dieser Bekehrung keinen übermäßig großen Werth beilegen. Aristophanes geißelte die moderne, staatsverderberische Kunst der Sophisten, denen er selbst den Sokrates um seiner sprachlichen Dialektik willen beizählte — wo aber ist je ein größerer Sophist gewesen und wer hat der Dialektik mehr stylistischen Flitter abgeborgt als der Dichter des Wintermärchen? Aristophanes war auch ein Verehrer und Vertheidiger der alten Musik, die neuen künstlichen Tonweisen, die mit Trillern und Schnörkeln das Ohr des Volkes verweichlichten, waren ihm verhaßt und dienten ihm zum Gegenstand endlosen Spottes. Heine dagegen, wer weiß es nicht? löst mit revolutionärem Behagen selbst die alten Gesetze der Rhythmik auf; er mißhandelt Vers und Reim, vermengt alle Gattungen und Stylarten und sucht auch in der Sprache nur einen widerstandlosen Stoff für seine Einfälle und Capricen. Ari-

stophanes, der beredte Bewunderer der alten Marathonkämpfer, hing über Alles innig am Vaterlande, er kannte nichts Größeres, nichts Schöneres als dies Athen, das die Götter so sichtlich zu ihrem Lieblingssitze erkoren. Und Heine? Nun ja doch, er hat einen recht hübschen Cultus für Napoleon den Großen gegründet, noch lange vor Napoleon dem Dritten, zu einer Zeit, da die Wunden, die jener erste Napoleon dem deutschen Vaterlande geschlagen, noch sehr frisch bluteten; er hat die rothen Höschen der französischen Soldaten sehr niedlich beschrieben und wenn ihn ja einmal die Sehnsucht nach dem deutschen Vaterlande beschleichen will, so weiß er sich doch bald genug in den Armen einer „französischen Frau" von den „deutschen Sorgen" zu erholen.

Aber selbst auch in blos künstlerischer Hinsicht ist der Vergleich so absurd wie möglich. Während Heine in richtiger Erkenntniß dessen, wozu die Natur ihn befähigt, niemals auch nur den Versuch gemacht hat zu einer größeren künstlerischen Conception (denn die drei Trauerspiele, die er vor dreißig Jahren als berliner Student herausgab, sind nicht nur überhaupt höchst schwach, sondern insbesondere auch höchst formlos), so gehören im Gegentheil die Komödien des Aristophanes ihrer ganzen inneren wie äußeren Anlage nach zu dem Kunstvollsten,

was in der Poesie überhaupt jemals erschaffen worden ist, eine wahrhaft Schwindel erregende Architektonik, die wir Neueren Mühe haben uns selbst nur im Grundriß zu vergegenwärtigen.

Doch sehr wahrscheinlich wußten auch Heine's neueste Lobredner dies Alles ganz wohl und diese und ähnliche Uebertreibungen sollten nur eine Courtoisie gegen den kranken Dichter sein; nachdem Heine nicht nur bei der deutschen Kritik, sondern auch beim deutschen Publikum, das dem deutschen Dichter, dem Freiheitssänger die Pension aus der Tasche Louis Philippe's doch nicht so ganz und gar vergessen konnte, längere Zeit hindurch in einen gewissen Mißkredit gerathen war, wollte man, scheint es, das Versäumte durch einen kühnen Coup wieder gut machen, und da ihm leider sonst keine Hülfe geboten werden konnte, wollte man wenigstens sein Schmerzenslager noch mit Blumen des Lobes und der Bewunderung überstreuen. Bei Gelegenheit des Romancero wurde diese Absicht sogar von einigen eifrigen Vertretern unserer journalistischen Kritik ganz unverholen an den Tag gelegt; es wurde der Kritik und wird ihr noch bis auf diese Stunde so zu sagen als eine Pflicht des Mitleids und der Menschlichkeit ins Gewissen geschoben, säuberlich umzugehen mit dem schwer kranken Verfasser

und die letzten Tage des ſterbenden Dichters lieber durch ein bischen zu viel Lob zu verſüßen als ihm durch Tadel, wie begründet er ſei, wehe zu thun.

Dergleichen Anmuthungen wären überall höchſt bedenklich; die Wahrheit iſt gegen Geſunde und Kranke, gegen Lebende und Sterbende ſtets nur eine und dieſelbe; eine aufrichtige und ehrenhafte Kritik aber hat es ſtets nur mit der Wahrheit zu thun. In erhöhtem Grade iſt dies bei Heine der Fall; ihm gegenüber, einem hiſtoriſch ſo ausgeprägten, ſo fertigen und anerkannten Charakter, werden dieſe Anmuthungen geradewegs zur Thorheit, ja zur Beleidigung für den Dichter ſelbſt. Was Heine iſt und was er hat ſein können, das wiſſen wir alle längſt; ſeine Unſterblichkeit iſt, wie geſagt, zu anerkannt und zu wohl begründet, ſeine ganze Erſcheinung zu feſt verwachſen mit der geſammten Entwickelung unſeres modernen Lebens, als daß er nöthig hätte, ſeinen Ruhm noch bei Lebzeiten durch künſtliche Mittel auffriſchen, ſich noch bei Lebzeiten durch plärrende Chorknaben wie einen Heiligen beräuchern und Wechſel auf die Zukunft unter falſcher Firma ausſtellen zu laſſen.

Und darum glauben wir denn auch mit dieſem Einſpruch gegen ein Stichwort, das auf einer Unwahrheit

beruht, nicht dem wohlverdienten Ruhme des Dichters zu nahe getreten zu sein: sondern nur die Wahrheit meinen wir gerettet und die Ehre der Geschichte vertheidigt zu haben, indem wir schließlich den Wunsch und die Hoffnung aussprechen, daß Heine noch recht lange und in Gesundheit leben, der „sterbende Aristophanes" dagegen für immer abgeschafft und begraben sein möge.

Gebauer-Schwetschkesche Buchdruckerei in Halle.

Digitized by Google

Neue Schriften.

Zur deutschen

Literatur- und Kulturgeschichte.

Von

Robert Prutz.

Zweiter Band.

Halle,
G. Schwetschke'scher Verlag.
1854.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des zweiten Bandes.

Deutſchlands Einheit und die deutſche Literatur S. 1 — 62

Deutſche Flüchtlinge . . . . . — 63 — 94

Guſtav Kombſt . . . . . — 95 — 128

Guſtav Julius . . . . . — 129 — 170

Epos und Drama in der deutſchen Literatur der Gegenwart . . . . . — 171 — 220

Dichter und Schauſpieler. . . . . — 221 — 294

Digitized by Google

Deutschlands Einheit

und

die deutsche Literatur.

Digitized by Google

Die deutsche Einheit ist neuerdings sehr in Mißcredit gekommen, und zwar nicht blos bei den Cabinetten und ihren Diplomaten, sondern auch beim Publikum selbst. Nachdem man sich so lange und stets mit vergeblichen Hoffnungen getragen und über dem glänzenden, aber wie es scheint unerreichbaren Ideal das minder glänzende, aber doch vielleicht erreichbare Ziel verfehlt hat, ist man es überhaupt müde geworden sich mit dieser Angelegenheit zu beschäftigen. Ja man hört nicht einmal gern mehr davon sprechen; die Verbote und Drohungen, welche die deutschen Regierungen in alter und neuer Zeit gegen die Zeichen und Symbole deutscher Einheit erließen, sind in diesem Augenblick vollkommen antiquirt und überflüssig geworden, da ohnedies Niemand mehr Verlangen nach ihnen trägt oder ihnen irgend eine Bedeutung beilegt, eine Verehrung widmet, einen Glauben, eine Hoffnung an sie knüpft. Im Hause des Gehängten soll man nicht vom Stricke sprechen; so spreche

man denn auch dem Deutschen nicht mehr von deutscher Einheit. Selbst wo sich praktisch gewisse Anfänge der Einheit entwickeln oder auch fortentwickeln, wie auf dem materiellen Gebiet der Zoll- und Handelsverhältnisse, der Gesetzgebung ꝛc., will der Deutsche von heut die Früchte derselben zwar genießen: aber daran, daß ihm hier in der That, wenn auch in unscheinbarster Form, die Knospen einer beginnenden deutschen Einheit entgegenschwellen, daran mag er bei alledem nicht gern erinnert sein. Die dermalige deutsche Generation fühlt sich erschöpft durch die Experimente, die im Namen der deutschen Einheit mit ihr gemacht worden sind, von Diplomaten und Gelehrten, von Volksvertretern und Volksverführern, in Conferenzen, Parlamenten und Bürgerkämpfen, am grünen Tisch, auf der Rednerbühne und auf dem Schlachtfelde; sie hat zu schwer für diese Experimente büßen und das Material dazu zu sehr aus ihrem eigenen Felle liefern müssen, um nicht ein für allemal damit abgeschlossen zu haben. Am Ende, sieht sie ein, hat der alte Metternich doch nicht so Unrecht gehabt und Deutschland ist wirklich nur ein „geographischer Begriff." Wenn sich innerhalb dieses „geographischen Begriffs" nun hübsch ruhig wohnen und essen und trinken und bequem Handel treiben und vielleicht sogar mit nicht allzugroßer Paßschererei von einem Ende zum andern reisen läßt — wel-

cher vernünftige Deutſche (und die Deutſchen werden ja alle ſo vernünftig geboren) ſollte daran nicht völlig zur Genüge haben und ſollte im Beſitz dieſer poſitiven, handgreiflichen Güter ſich nicht gern aller utopiſchen Hoffnungen und Träume entſchlagen?

Welche Wirkungen dieſe veränderte Stimmung des Publikums auf die übrigen Gebiete des deutſchen Lebens haben wird, bleibe dahin geſtellt. Auf unſere Literatur aber und namentlich auf unſere Poeſie muß die Wirkung nicht unbeträchtlich ſein. Indem der Deutſche dem Traumbild ſeiner Einheit den Rücken wendet, indem er ein für allemal nichts mehr wiſſen will von Kaiſer und Reich und jenem Barbaroſſa, um deſſen Haupt noch immer die Raben fliegen und deſſen Bart ſchon dreimal um den Tiſch gewachſen iſt — reißt er der Mehrzahl unſerer Poeten ein Stück Boden unter den Füßen weg, das zwar, genauer beſehen, gar kein wirklicher, zuverläſſiger Boden war, ſondern nur Wolkendunſt und Morgennebel, auf dem unſre Poeten jedoch ſich ſo feſt angeſiedelt hatten, daß ſie den Verluſt nur ſehr ſchwer ertragen werden. Der Wunderbau des Schwalbenneſtes beſteht, mit dem Augenglas betrachtet, auch nur aus allerhand werthloſem Wegwurf, aus Strohhalmen, Haaren, Federn: aber wenn du der Schwalbe dieſen werthloſen Bau zerſtört haſt, ſo iſt ſie doch heimatlos geworden und ſtößt doch

in verzweifeltem Suchen das Köpfchen gegen die Mauer, bis sie stirbt!

Wird es der deutschen Poesie vielleicht ebenso ergehen? Wird auch sie verstummen oder wird sie doch wenigstens das patriotische Gebiet gänzlich verlassen müssen, seit das Publikum aufgehört hat an ihre Barbarossa's zu glauben und für die versunkene Krone des deutschen Reichs zu schwärmen? Werden unsere Dichter den erhabenen Urwald der vaterländischen Geschichte gänzlich vermeiden, sich lediglich, wie es im Augenblick geschieht, auf die offene grüne Wiese jugendlicher Romantik zu Gänseblümchen und Vergißmeinnicht flüchten müssen, seit es ihnen nicht mehr vergönnt ist, die erhabenen, aber leider zu luftigen Bilder künftiger deutscher Einheit heraufzubeschwören?

Oder giebt es vielleicht im Gegentheil für die Poesie noch andere und sogar noch lebenskräftigere Gestalten, in denen sie die Zukunft Deutschlands wiederspiegeln kann: Gestalten, die dem materialistischen Sinne der Gegenwart näher stehen und verständlicher sind und die darum der poetischen Fülle und Wahrheit doch nicht entbehren?

Ueberschauen wir, um diese Frage, deren Wichtigkeit für die nächste Gestaltung unserer Poesie Niemand in Abrede stellen wird, ein wenig gründlicher beurthei-

Digitized by Google

len zu können, den Weg, den die Idee der deutschen Einheit in unserer Literatur bisher genommen, sowie die Wirkungen, die in wechselseitigem Verkehr die eine auf die andere geäußert hat. Wir werden dabei weder an große poetische Kunstwerke, noch an große politische Thaten kommen, wohl aber werden wir dabei eine Reihe der interessantesten und entscheidendsten Momente in der Entwicklungsgeschichte des deutschen Geistes an uns vorüber gehen lassen. Ja man darf dreist behaupten, daß die deutsche Literatur die wahre Wiege des deutschen Einheitsgedankens gewesen ist und daß die geringen Anfänge von Ausführung und Verwirklichung, welche derselbe bis auf diese Stunde überhaupt erfahren, vorzugsweise durch Vermitelung der Literatur gemacht worden sind. —

Sehen wir ab von einzelnen gelegentlichen Klagen der mittelalterlichen Minne- und Meistersänger, die überdies mehr nur die materiellen Nachtheile augenblicklicher Spaltung und Verwirrung im Reich betreffen, so taucht der erste Gedanke einer deutschen Einheit, die nicht blos auf dem Papier stehen, sondern die Nation innerlich erfüllen und zu weltgeschichtlichen Thaten begeistern soll, im Zeitalter der Reformation auf. Ulrich von Hutten, dieser edelste Vorkämpfer der neuen Zeit und ihrer Ideen, suchte auch der Idee der deutschen Einheit einen ebenso verständlichen als mächtigen Ausdruck zu geben.

Digitized

Aber die Woge der Zeit verschlang sie rasch wieder, wie sie kaum aufgetaucht war; es sollte dem Gedanken eines einigen und mächtigen Deutschlands nicht besser ergehen, wie seinem Verkünder, dem Flüchtling von Ufnau selbst — er wurde geächtet, verfolgt, vernichtet und Jahrhunderte erst waren nöthig, um mit dem Andenken jenes edelsten deutschen Märtyrers auch ihn wieder in dem Bewußtsein der Menschen zu erneuern.

Und auch diese Erneuerung fand Anfangs nur in sehr bescheidener, um nicht zu sagen schüchterner Form statt. Von den Großen der Erde zurückgestoßen, von seinen Freunden verlassen, gescheitert und verunglückt in seinen praktischen Entwürfen, hatte Ulrich von Hutten für seine deutschthümelnde Agitation (wenn dieser zweideutige Ausdruck verstattet ist für eine so ernste und tüchtige Sache, wie Hutten dieselbe vertrat) endlich nur das Mittel der Literatur übrig behalten. Nachdem seine gelehrten Staatsschriften und Deductionen ohne Erfolg, seine rhetorischen Prachtstücke ohne Wiederklang geblieben waren, hatte er sich mit volksthümlichem Wort und Reim an die Masse der Nation gewendet und in fliegenden Blättern und Liedern und populären Scherzspielen seine Propaganda für Deutschland fortgesetzt. Es hat etwas unendlich Rührendes und gehört zu den schönsten und ergreifendsten Momenten unserer Literaturgeschichte über-

Digitized by Google

haupt, wie dieser gelehrte Ritter, so hochberühmt unter den lateinischen Verskünstlern seiner Zeit, nicht achtend des Lorbeers, den der Kaiser selbst ihm auf die Stirn gedrückt hatte, plötzlich klassischen Stil und gelehrte Bildung und diesen ganzen Schatz der Wissenschaft, den er sich so mühevoll errungen, bei Seite wirft und die vom Wohllaut Latiums verwöhnte Lippe zwingt, deutsche Verse und deutsche Reime zu stammeln. Sie sind, auf der Wage der Poesie gewogen, der Mehrzahl nach herzlich hölzern, die Hutten'schen Lieder und Episteln, durch die er die Nation zur Theilnahme für seine Ideen und Pläne aufzustacheln suchte, und erheben sich in ästhetischer Hinsicht nur sehr wenig über die Reimereien der gleichzeitigen bürgerlichen und geistlichen Dichter. Allein wer ihre kulturhistorische Bedeutung ins Auge faßt und sich zugleich das Opfer vergegenwärtigt, welches Hutten selbst damit brachte, nämlich das Opfer einer bevorzugten, anmuthvollen, feinsinnigen Bildung, dem müssen sie unendlich ehrwürdig und wichtig erscheinen. Namentlich für unsere Zeit enthalten sie eine große und verhängnißvolle Lehre, deren Nichtachtung sich bereits auf das Allerempfindlichste an uns gerächt hat. Hätte die deutsche Gelehrsamkeit von Anno Acht und vierzig sich auf die Bedürfnisse des Volks, und nicht blos auf seine Bedürfnisse, auch auf seinen Geschmack, seine Neigungen, selbst seine Vorurtheile so

Digitized by Google

bereitwillig eingelaſſen, wie es Hutten in den letzten Jahren ſeines Lebens that, wären wir eben ſo bereit geweſen, den Flitter der Bildung (denn nur von dieſem iſt die Rede, nicht von ihrem Kern) für einige Zeit bei Seite zu legen und die wohlgerundete, tief durchdachte, der Maſſe jedoch unverſtändliche, zum Theil ſogar anſtößige Beredſamkeit der Schule mit der ſchmuckloſen, mitunter auch etwas ungeſchickten Sprache des Volks zu vertauſchen — wer will die Möglichkeit leugnen, daß unſere jüngſte Bewegung eine ganz andere Richtung genommen, zu ganz andern Reſultaten geführt hätte?!

Inzwiſchen blieb das Samenkorn, das Hutten in unſere Literatur gelegt, nicht ohne Frucht, wenn dieſelbe auch erſt langſam, erſt nach Jahrhunderten aufging. In die Literatur hatte Hutten jene Ideen eines einigen und ſtarken Deutſchlands geflüchtet, für welche die Wirklichkeit ihm keinen Raum und kein Verſtändniß bot — und ſo iſt es denn auch die Literatur, in der dieſe Idee zuerſt wieder nach Jahrhunderte langer Vergeſſenheit lebendig wird.

Allerdings hatte auch gerade auf der Literatur der Druck der Fremdherrſchaft am Allerempfindlichſten gelaſtet; gerade in ihr war die Erſtarrung und Verdumpfung, welche ſich nach den erſten unvollkommnen Anfängen der Reformation des deutſchen Lebens bemeiſtert

Digitized by

hatte, am allersichtbarsten geworden. Auf dem ganzen Entwickelungsgange unserer Literatur giebt es bekanntlich keine ödere und trostlosere Strecke als die anderthalb Jahrhunderte von der Mitte des sechzehnten bis in den Anfang des achtzehnten. Wie von einem heimtückischen Frost befallen, waren alle jene geistigen Keime, welche die Reformation so eben erst ins Leben gerufen hatte, in kürzester Frist wieder verkümmert und abgestorben. Während die Theologie zum zweitenmal zu einem gemüthlosen, unwahren Dogmatismus zusammenschrumpfte, war der Staat einem Absolutismus anheim gefallen, der die frühere naive Gewaltherrschaft an Härte bei Weitem übertraf und auf den Völkern mit um so größerer Schwere lastete, jemehr er selbst sich seiner göttlichen Herkunft bewußt war. Selbst die köstlichen Quellen des Alterhums, diese wahren Brüste, an denen die Reformation emporgewachsen, werden verschüttet und getrübt; der edle, geistesfreie Humanismus der Reformationszeit erstarrt zu einem geist- und herzlosen Pedantismus; aus den „Lehrern Deutschlands" (magistri Germaniae, bekanntlich der ehrende Beiname der ersten deutschen Humanisten, wie eines Rudolf Agricola, eines Conrad Celtes, Johann Reuchlin ꝛc.) werden kurzsichtige, geistesarme Schulmeister, die den Katechismus an die Stelle der Alten, den Stock an die Stelle des leben-

Digitized by Google

digen Beispiels setzen. Die Literatur endlich erlahmt, stirbt ab, zerbröckelt, selbst bis auf das Material der Sprache hin, die besonders seit Mitte des siebzehnten Jahrhunderts durch fremden Mischmasch dermaßen verunstaltet und entwürdigt wird, daß es einige Zeit hindurch scheint, als sollte mit deutschem Geist und deutscher Bildung auch die deutsche Sprache ausgerottet werden.

Allein ein ewiges Gesetz geschichtlicher Entwicklung führt es mit sich, daß jedesmal da, wo das Uebel am größten und gefährlichsten ist, auch das Mittel zur Heilung auftritt. Weder Geschichte noch Natur kennen ein Aufhören und Untergehen, nur immer ein Wiederaufleben zu neuen, höheren Formen; darum ist auch gerade da, wo die Noth am größten, immer die Hilfe am nächsten, gerade „aus dem Riß gesprengter Särge" muß die Freiheit ihre Fahnen am Siegreichsten schwingen. — Gerade weil die deutsche Sprache des siebzehnten Jahrhunderts so verunstaltet und entwürdigt war, mehr ein Kauderwelsch, in welchem alle Zungen der Erde sich kreuzten, als eine Sprache, so bietet sie auch den Punkt dar, an den die ersten nationalen Bestrebungen sich wieder anknüpfen und wo das Gefühl deutscher Volksthümlichkeit und deutscher Zusammengehörigkeit zuerst wieder erwacht. Die Sprachgesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts, ein Palmenorden in Weimar und Cöthen (1617), eine

Deutschgesinnte Genossenschaft (1643), ein Blumenorden zu Nürnberg (1644) ꝛc. mögen in ihren poetischen Leistungen ganz so geschmacklos, in ihren sprachlichen ganz so kleinlich und pedantisch gewesen sein, als die gewöhnliche Meinung es sich vorstellt — den Ruhm wird man ihnen doch immerhin lassen müssen, daß sie ein lebhaftes Gefühl für den Werth und die Würde einer unbefleckten und unverfälschten deutschen Muttersprache besessen haben, und ob ihre Formen auch noch zehnmal kindischer, ihr Geist noch zehnmal höfischer gewesen, als es in der That der Fall. Es war noch lange nicht genug, daß nur erst der Klang des Wortes den Deutschen daran erinnerte, welches Blut ursprünglich in seinen Adern fließe und mit wie fremdartigen, wie feindseligen Elementen er dasselbe vermischt hatte: aber es war doch wenigstens etwas. Sehen wir nicht täglich an unsern Kindern, wie das Bemühen richtig und fehlerlos zu sprechen, sie auch zu richtigem und fehlerfreiem Denken nöthigt? Sehen wir nicht, wie die Sorgfalt, mit der sie über ihrem sprachlichen Ausdruck wachen, sie allmälig auch in andern Stücken sorgfältig und achtsam macht, und eine Reife und Gediegenheit des Wesens befördert, die sie ohnedies vielleicht noch lange nicht erreicht hätten? Auch das deutsche Volk, nachdem es erst einmal in der Sprache wieder angefangen hatte, auf seine natio-

Digitized

nale Eigenthümlichkeit zu horchen, mußte allmälig Bedacht darauf nehmen, dieselbe auch noch in andern Stükken zur Geltung zu bringen; war uns nur erst einmal wieder bewußt geworden, welches Band der Einheit wir in unsrer Sprache besaßen, so mußten Gefühl und Bedürfniß dieser Einheit bald auch noch in andern Regionen lebendig werden.

Und so sehen wir denn in der That, wie das Wort auch hier Fleisch wird und neues, fruchtbares Leben erzeugt. Auf Ludwig von Anhalt, den Protector des Palmenordens, folgt Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der deutsche Tapferkeit und deutsche Staatskunst noch rascher zu allgemeinem Ansehen bringt, als der Palmenorden die deutsche Literatur; Philipp von Zesen will nur die fremden Wörter aus der deutschen Sprache vertreiben, die Schlacht von Fehrbellin aber vertreibt auch die fremden Schwerter von der deutschen Erde und purificirt, so zu sagen, den deutschen Boden; Pegnitzschäfer und Deutsche Genossen zerbrechen sich noch die Köpfe, wie sie Einheit und Reinheit der deutschen Sprache herstellen wollen, und siehe da, kaum funfzig Jahre später macht Leibnitz schon seinen kühnen Entwurf, selbst die Spaltung der Religion zu beseitigen und dadurch eine Einheit Deutschlands vorzubereiten, vollständiger und gründli-

cher als sie noch in diesem Augenblick unsere enragirtesten Deutschthümler zu träumen wagen.

Auch noch ein anderer Name ist hier zu nennen, der freilich beim großen Publikum nicht besonders gut angeschrieben steht: Gottsched. Ein beinahe tragisches Verhängniß hat es mit sich geführt, daß von diesem Manne, dessen Einfluß auf die deutsche Literatur für gewisse Epochen des vorigen Jahrhunderts gar nicht groß genug gedacht werden kann, nur die Schwächen und Schattenseiten im Gedächtniß geblieben sind, während das Gute, das er beabsichtigt, das Löbliche, das er geleistet hat, dem Andenken des Publikums vollständig entschwunden ist und nur höchstens hie und da von einzelnen Fachgelehrten mehr mit Achselzucken zugestanden, als mit gebührendem Nachdruck hervorgehoben wird. Ja selbst seine Verdienste und Tugenden haben in dem Bilde, welches dem Publikum von ihm gemeinhin vorschwebt, sich in ebenso viel Fehler und Schwächen verwandelt; seine Betriebsamkeit heißt Eigennutz, seine Ausdauer Trotz, sein Fleiß Pedanterei.

Nun wollen wir keineswegs behaupten, daß dies Schicksal ganz unverdient; der Instinkt der Masse kommt damit, wie es zuweilen geschieht, bei einem ganz richtigen Ziele an, wenn auch der Weg, auf welchem dasselbe erreicht wird, keineswegs überall zu billigen ist.

Digitized by Google

Gottsched's gelehrter Nachruhm muß die Zeche bezahlen für die sittlichen Fehler, die er verschuldet hat; bis auf den heutigen Tag noch hat man immer nur den Gottsched im Gedächtniß, der allenfalls seinen Zeitgenossen lästig und gefährlich sein konnte, nur den Gottsched, der Klopstock verspottete und Herrn von Schönaich krönte, nicht aber den überlegsamen, weltkundigen Autor, der der deutschen Literatur zuerst, per fas et nefas, die Aufmerksamkeit der Großen zuwandte, nicht den scharfsinnigen Theoretiker, den aufmerksamen Schüler Wolffs, der die öden Steppen der Literatur und Sprache zuerst wieder wissenschaftlich und doch zugleich in populärer Form anbaute, nicht den unermüdlichen Sammler, der seine Thätigkeit fast auf alle Gebiete der damaligen deutschen Literaturgeschichte ausdehnte und sie auf einigen derselben so nützlich und so ergiebig machte, daß wir noch bis auf diese Stunde nichts Besseres darin haben, als was von Gottsched geleistet ist.

Und unter diesen Leistungen ist nun eine von solcher nationalen Bedeutung und auch in politischer Hinsicht von so unzweifelhaftem Werthe, daß wir sie hier nothwendig zur Sprache bringen müssen. Selbst die mißgünstigste Kritik wird Gottsched niemals das Verdienst absprechen können, daß er es gewesen, dem der Begriff einer deutschen Literatur als solcher, nämlich als eines allgemeinen, einheitlichen Organismus, zuerst aufgegangen und der ihn sofort mit gro-

Digitized by

ßer Geschicklichkeit verbreitet und zu Anschauung und Geltung gebracht hat. Bis auf Gottsched hatten wir wohl verschiedene Literaturrichtungen in Deutschland gehabt, aber keine deutsche Literatur selbst. Die allgemeine Entzweiung des nationalen Lebens, in der wir uns befanden, hatte sich auch in der Entwicklung unsrer Poesie sowie in dem Geschmack des Publikums kund gegeben; wir hatten wohl eine schlesische, sächsische, östreichische Poesie, aber noch keine deutsche; von ober- und niederdeutschen Schriftstellern wußten wir, selbst von ober- und niedersächsischen, aber nicht von deutschen. Sowohl in der Literatur wie in der Politik giebt es gewisse Zustände, welche die starke Hand eines Gewaltherrschers unentbehrlich machen. Die Gewaltherrschaft selbst wird dadurch nicht süßer für den, der sie empfindet, das versteht sich, noch auch edler für den, der sie ausübt: aber wie ja edle Früchte zuweilen auch auf ungesundem Boden wachsen, so kann auch die Frucht der politischen und literarischen Zukunft zuweilen nur von dem spröden Holz des Despotismus geerntet werden.

Das paßt nun auch auf Gottsched und seine Zeit, unter welchem letztern Ausdruck wir hier, beiläufig bemerkt, immer nur die ersten zwölf bis funfzehn Jahre seiner Leipziger Thätigkeit verstehen, also nur etwa bis zur Mitte der dreißiger; was darnach folgt, war eben nicht mehr Gottscheds Zeit, das war die Zeit einer neuen,

glücklicheren Generation und daß er sich dieser Einsicht verschloß, das eben bildet seine geschichtliche Schuld.

Für die Zeit dagegen, die wir so eben angegeben, hatte Gottsched in der That einigen Grund, sich als Schöpfer und Meister der deutschen Literatur zu betrachten. Als geborener Preuße nach Sachsen verschlagen, umgeben von Neid und Eifersucht der Landes- und Stadtkinder, hatte er die beste Gelegenheit gehabt, sich von dem engherzigen Provinzialismus, der damals noch die deutsche Literatur und Wissenschaft beherrschte, frei zu machen und seinen Geist auf das Ideal einer allgemeinen deutschen Bildung zu richten und einer allgemeinen deutschen Literatur, in der alle Besonderheiten der einzelnen Stämme und Landschaften vor derselben unerbittlichen Regel verschwinden mußten. Gottscheds Anmaßung nach unten war eben so zeitgemäß und vortheilhaft für die fernere Entwicklung unserer Literatur, als seine Fügsamkeit nach oben; durch diese gewann er die Gunst der Großen, ohne die dazumal in Deutschland nichts Mode werden konnte (und darum handelte es sich in diesem Augenblicke ja eben, den französischen Modegeschmack zu verdrängen und den Geschmack für die vaterländische Literatur dafür einzuführen), durch jene brach er den provinzialen Dünkel der einzelnen Schriftsteller und jagte ihnen einen heilsamen Schrecken vor dem Ansehen der Kritik ein.

Digitized by

Denn wie die deutsche Literatur, so verdankt auch die deutsche Kritik, wenigstens insoweit dieselbe sich mit der schönen Literatur beschäftigt, ihr Dasein dem vielgescholtenen Gottsched. Seine kritisch-moralischen Wochenschriften, so langweilig und geschmacklos sie uns jetzt auch erscheinen, gaben doch in der That den ersten Tummelplatz her, auf dem die deutsche Kritik ihre frühesten Turniere hielt; durch sie wurde eine Theilnahme an literarischen Dingen geschaffen, die sich bald durch alle Klassen der gebildeten Gesellschaft erstreckte, und in Betreff deren man nur darüber zweifelhaft sein kann, ob sie nicht im Laufe der Zeit im Gegentheil zu groß geworden und die übrigen Interessen zu sehr verschlungen hat. — Man weiß, was die Gottsched-Schweizerischen Kämpfe, sowie späterhin die kritischen Schriften und Streitigkeiten eines Lessing, Nicolai, Herder ꝛc. für die Entwicklung des deutschen Geistes geworden sind und wie die vielfach getheilte, schmählich zersplitterte Nation gerade in dem literarischen Interesse, das diese Kämpfe entzündete, zuerst wieder zusammenwuchs. Aber diese Kämpfe selbst wären unmöglich gewesen, noch hätte das Interesse daran jemals diese Ausdehnung gewinnen können, wenn nicht jene frühesten Gottsched'schen Journale den Boden dafür bereitet hätten, oder wenn er überhaupt nicht der Mann dafür gewesen wäre, auf dasjenige, was er nun einmal that und

trieb, auch jedesmal die volle Aufmerksamkeit des Publikums hinzulenken, sollte es auch in neunzig von hundert Fällen nur aus persönlicher Eitelkeit geschehen sein.

Eben so irrthümlich stellt man sich in der Regel auch Gottscheds Verhältniß zum Auslande vor, namentlich zu den Franzosen. Auch hier ist es immer noch eine ganz verbreitete Ansicht, als wäre er ein bloßer handwerksmäßiger Schmeichler und Speichellecker des Auslands gewesen und hätte, halb aus Unwissenheit, halb aus Eigennutz, die Ehre der deutschen Literatur an die Fremden verkauft.

Allein so verbreitet diese Ansicht, so irrthümlich ist sie auch. Nicht von Weitem kommt es uns in den Sinn, jeden einzelnen Schritt zu rechtfertigen, den Gottsched in Beziehung auf die französischen Berühmtheiten seiner Zeit gethan oder unterlassen hat, noch wollen wir in Abrede stellen, daß persönliche Eitelkeit und Mißgunst, daß Anmaßung, Herrschsucht und Intrigue dabei vielfach im Spiele gewesen sind. Wenn er jedoch einige Zeit hindurch die deutsche Literatur in der That in die Schule der Franzosen schickt, wenn er namentlich dem französischen Drama Thür und Thor gar nicht weit genug öffnen zu können meint, und mit fast spaßhaftem Eifer alle Federn in seiner Umgebung in Bewegung setzt, um nur immer

Digitized by Google

neue Zufuhr von der Seine nach Deutschland herüber zu schaffen — so geschah das erstlich in Beziehung auf eine Literatur, welche der damaligen deutschen sowohl an Reichthum und Tiefe der Gedanken wie an Schärfe und Zierlichkeit des Ausdrucks ganz unermeßlich überlegen war, besonders in derjenigen Gattung, für die Gottsched das Muster der Franzosen am lautesten und dringendsten empfahl. Man kann sehr gering und sogar sehr ungerecht denken von den Zierden des damaligen französischen Parnasses, einem Corneille, einem Racine, einem Boileau, einem Quinault ꝛc. Aber so ungerecht, diese französischen Dichter einem Happel, Henrici, Postel, ja selbst einem Drollinger, Triller, König und andern deutschen Poeten jener Epoche gleichzustellen, wird doch ganz gewiß Niemand sein mögen.

Und zweitens sollte diese Nachahmung der Franzosen auch nach Gottsched's eigener Absicht nur eine gewisse Zeit und nur so lange dauern, wie er selbst sie zum Vortheil unsrer Literatur nöthig hielt; sie war ihm niemals Zweck, immer nur Mittel. Er selbst sprach dies sehr nachdrücklich, wenn auch zum Theil in barocker Form aus. So z. B. in der Vorrede zum ersten Theil seiner „Deutschen Schaubühne" (von 1742), wo er Deutschlands „neueste Dichter" mit ausdrücklichen Worten wegen ihres Fleißes belobt, wie über ein gut vollbrach-

Digitized

tes Pensum, und von der französischen Dienstbarkeit gleichsam frei spricht; seitdem die deutschen Poeten so gute Muster vor Augen hätten (nämlich wie ihnen durch Gottsched geboten worden), da könnte ihr Geschmack sich schon so bilden, daß sie keiner fremden Hülfe weiter bedürften, und sei es daher jetzt nicht mehr nöthig, unsere Schaubühne mit Uebersetzungen zu überhäufen.

Nun kann man gegen diese Schlußfolge allerdings einige wohlbegründete Zweifel erheben, besonders wenn man die Muster der Gottsched'schen Schaubühne selber kennt und weiß, wie mangelhaft dieselben zum Theil noch waren. Man kann es auch sehr thöricht finden und sehr spaßhaft, wenn er in einer andern ungefähr gleichzeitigen Stelle („Kritische Dichtkunst" vom Jahre 1741) nicht nur den Theuerdank und Froschmäusler, sondern auch „Hohenberg's Habsburgischen Ottobert und geraubte Proserpina und Postel's sächsischen Wittekind" mit „Marino, Ariost, Chapelain, St. Amand und Milton" vergleicht und sie wenigstens „nicht schlechter" findet als diese. Aber dem Zusatz, den er sofort an diesen Vergleich anknüpft, nämlich daß „man sich nur über die sklavische Hochachtung des Ausländischen erheben müsse, die uns Deutschen bisher mehr geschadet als genützt", sowie überhaupt dem patriotischen Selbstgefühl, das sich in diesen und ähnlichen Aeußerungen kund giebt, wird kein

Digitized by Google

Billigdenkender seine aufrichtige Hochachtung versagen. Ja wo die Ehre der deutschen Literatur ihm verletzt schien, konnte der sonst gegen das Ausland so devote und zuvorkommende Mann nach Umständen auch sehr grob werden; ein französischer Schriftsteller jener Zeit, der die Fähigkeit der Deutschen, in der schönen Literatur etwas Eigenes und Selbständiges hervorzubringen, in Zweifel gezogen hatte, mußte sich frischweg einen „frechen Ausländer" schimpfen lassen und auch sonst ließ er keine Gelegenheit vorüber, die „Galluli", die für Geld schreibenden, hungrigen Franzosen zu striegeln.

Das Alles beweist denn wohl hinlänglich, wie verkehrt die gewöhnliche Ansicht, welche Gottsched zu einem blinden Anhänger und Verehrer der Franzosen, zu einem unbedingten Sendboten und Propheten des französischen Geschmacks macht, nicht weil dieser französische Geschmack für uns Deutsche damals wirklich ein Fortschritt, sondern nur weil es der französische war. Gottsched steht in dieser Hinsicht ähnlich wie Thomasius, der berühmte Schöpfer der hallischen Universität, mit dem man überhaupt einige Lust spüren könnte, ihn zu vergleichen, wenn nicht zwischen den sittlichen Eigenschaften beider Männer eine zu große, für Gottsched zu nachtheilige Kluft wäre.

Und dies mag denn hier über diesen merkwürdigen Mann genug sein, wenn es nicht vielleicht sogar schon

Digitized by Google

zu viel ist, wenigstens im Verhältniß zu dem übrigen Umfang unserer Betrachtung. Aber wenn der Geschichte nur allzuhäufig die dornenvolle Aufgabe zu Theil wird, erborgten Ruhm zu zerstören und vielbewunderte Größen in ihrer ursprünglichen Nichtigkeit bloßzustellen, so darf der Historiker ja wohl auch auf Nachsicht rechnen, wenn er mit Vorliebe da verweilt, wo ihm die eben so seltene wie wohlthuende Gelegenheit wird, vergessenes Verdienst wieder herzustellen und die Lichtseiten einer Erscheinung hervorzukehren, die man sich gewöhnt hat, immer nur im finstersten Schwarz zu erblicken.

Auch ist die Entwicklung, welche unsre Literatur demnächst nimmt, so bekannt und steht so fest in der öffentlichen Meinung, daß wir uns dabei auf das Allgemeinste beschränken können. Es genügt, Namen zu nennen, wie Klopstock, Kleist, Lessing, Herder und unzählige Andere, um sofort in jedem Leser ein deutliches Bild des Aufschwungs hervorzurufen, den unsere Literatur unmittelbar nach Gottsched nimmt und durch den sie nun zwei volle Menschenalter hindurch der eigentliche Mittelpunkt unsers nationalen Lebens wird. Gottsched stirbt in Geringschätzung und Vergessenheit, das Ziel aber, das ihm vorgeschwebt, ist erreicht: eine deutsche Literatur, ebenbürtig den übrigen Literaturen der gebildeten Völker Europas, ist herangewachsen, sie

Digitized by

lebt nicht mehr blos in Büchern und Journalen, nein, sie lebt auch im Herzen des Volkes selbst und ersetzt ihm jenes politische Selbstgefühl und jene nationale Einheit, für die in den damaligen Verhältnissen Deutschlands leider kein Raum ist. Selbst die Kluft der religiösen Spaltung wird von der Literatur überwuchert; Katholiken und Protestanten, Lutherische und Reformirte, Juden und Christen (man denke an Mendelssohn!) finden sich in der Literatur als in dem wahren Brennpunkt des damaligen Einheitsbewußtseins zusammen. Wir haben noch keine Nationalhelden oder sind wenigstens noch nicht einig über sie — dafür aber haben wir Nationaldichter und verehren und lieben sie mit derselben Begeisterung; wir haben noch keine Nationalgeschichte — dafür aber haben wir eine Nationalliteratur und freuen uns ihrer Schätze und rufen mit gerechtem Stolz die Nationen Europas heraus, wer von ihnen mit uns sich vergleichen könne!

Besonders lebhaft ist dieser patriotische Stolz und dies Einheitsbewußtsein bekanntlich in Klopstock und seiner Schule; nicht nur verdanken wir demselben einzelne Klopstock'sche Oden, die für alle Zeit als Kleinodien unserer Poesie werden anerkannt bleiben, sondern auch die ganze Klopstock'sche Odendichtung selbst verdankt dieser Richtung ihren edelsten Schwung und ihre frischesten, leuchtendsten Farben.

Digitized by Google

Doch sollte eben dieses gesteigerte Nationalgefühl Klopstock und seine Anhänger andererseits auch auf einen Abweg führen, der zunächst zwar nur dem guten Geschmack gefährlich wurde, in der Folge aber sich auch als ein verderblicher Abweg für unser Nationalgefühl selbst zu erkennen gab.

Wir meinen die Klopstock'sche Bardenpoesie. Getrieben von dem an und für sich höchst lobenswerthen Drange, die deutsche Poesie in jeder Hinsicht auf eigne Füße zu stellen und sie mit dem Mark der vaterländischen Geschichte zu nähren, verfiel Klopstock in einen doppelten Irrthum. Erstens nämlich suchte er diese nationale Selbständigkeit in allerhand kleinlichen und geschmacklosen Aeußerlichkeiten, namentlich in einer vermeintlichen deutschen Mythologie, die jedoch in dieser Form niemals existirt hatte und somit, als ein durchaus willkürliches, in sich selbst unklares und unvernünftiges Product antiquarischer Laune, Herzen und Köpfe der Leser so gut wie der Dichter nur mit schattenhaften Gebilden, mit hohlem Bombast und Prunk erfüllte.

Zum Zweiten aber und noch beträchtlicher irrte Kloppstock darin, daß er die historischen Quellen der Poesie nicht da aufsuchte, wo dieselben in Wahrheit sprudelten, das heißt also in der lebendigen Gegenwart, namentlich und ganz besonders in den Thaten und Käm-

Digitized by Google

pfen, mit denen Friedrich der Große damals den Erdkreis erfüllte und durch die das verachtete, vergessene Deutschland mit Einem Male an Einem Flecke wenigstens zu kriegerischem Ruhm und politischer Geltung gelangte. Statt dessen flüchteten Klopstock und sein Anhang sich vielmehr in eine fabelhafte Vergangenheit, in eine Urgeschichte der deutschen Nation, die nicht viel besser war, wenigstens nicht viel klarer und zuverlässiger, als jene poetische deutsche Mythologie, die er uns wohl oder übel octroyirt hatte. Auch Hutten hatte wohl gelegentlich an den alten Arminius erinnert; doch war es von ihm eben nur gelegentlich geschehen, nur als ein Beispiel unter mehren, die er mit demselben und zum Theil mit noch größerm Nachdruck hervorhob. Für Klopstock dagegen schien von der ganzen deutschen Geschichte nichts mehr übrig geblieben zu sein als Herrmann mit seiner blonden Thusnelda — und allenfalls nach Heinrich der Vogler, der Sachse, den er aus provinzieller Eitelkeit ebenso auf Kosten Karls des Großen erhob, wie unter seinen Zeitgenossen Joseph den Zweiten auf Kosten Friedrichs des Einzigen. Alles Uebrige verschwand ihm oder trat doch in Schatten gegen diese ersten, ungewissen Anfänge unsrer vaterländischen Geschichte; auf sie, die doch im Grunde so unfruchtbar sind und gerade der für den Künstler so unentbehrlichen Plastik so sehr ermangeln, wurde der ganze Eifer der Poeten, der

ganze Enthuſiasmus der Jugend, der ganze Stolz des Patrioten hingelenkt.

Dieſe unklaren, fabelhaften Regionen erwählte denn nun auch das deutſche Einheitsbewußtſein ſich zum Lieblingsſitz; was Friedrich der Große, was Roßbach, was Leuthen! Wir hatten Hermann und das Feld von Idiſtaviſus, das waren uns Moſes und die Propheten und nun brauchten wir weiter nichts, als dieſen mythiſchen Beſitz, um davon in alle Ewigkeit zu zehren und uns allzeit als große und einige Nation dabei zu fühlen.

Brauchen wir erſt noch zu ſagen, wohin dieſe Richtung nothwendig führen mußte, und welche Verirrungen der ſpätern Zeit darin deutlich vorgebildet liegen? Wie Klopſtock perſönlich, in ſeiner excluſiven, dictatoriſch kunſtrichterlichen Haltung, in ſeiner Vorliebe für Weiberumgebung und kleine bewundernde Zirkel, als ein Vorläufer betrachtet werden muß zu der geſellig-poetiſchen Stellung, welche ſodann die Romantik des neunzehnten Jahrhunderts bei uns einnimmt: ſo erblicken wir auch in ſeinen poetiſch-politiſchen Genoſſen die unzweideutigen Anfänge der ſpäteren politiſchen Romantik, insbeſondere ſo weit dieſelbe ſich mit dem Gedanken der deutſchen Einheit, mit der einſeitigen Verehrung des deutſchen Mittelalters und Aehnlichem beſchäftigt.

Namentlich der ſogenannte Göttinger Dichterbund, als die eigentliche Phalanx des Klopſtock'ſchen Ruhmes,

stellt sich uns als ein eben so interessantes wie deutliches Vorbild der späteren Burschenschaft, dieser edelsten Blüthe unsrer politischen Romantik, dar. Es ist genau derselbe patriotische Enthusiasmus, dasselbe Entzücken bei Allem, was die Vergangenheit der deutschen Geschichte groß, ehrwürdig und ruhmvoll macht, dieselbe Begeisterung für Freiheit und Vaterland, derselbe „Männerstolz vor Fürstenthronen." Selbst der sittliche Rigorismus unsrer spätern Burschenschaft fehlt nicht; was unsern Burschenschaftern von Anno Neunzehn der frivole, unsittliche, unpatriotische Kotzebue ist, das ist den jungen Göttinger Brauseköpfen Wieland, der saunische Widerpart der seraphischen Dichtung Klopstock's, der Schmeichler der Vornehmen, der Bewunderer und Nachahmer der Fremden. Freilich ließen die Göttinger Dichter es dabei bewenden, Wieland nur im Bildniß zu verbrennen und seine Schriften nur zu Fidibus zu verbrauchen. Allein auch der Mordstahl, zu dem Karl Sand greift, war ja, wie gegenwärtig zur Genüge herausgestellt ist, nur das Product eines vereinzelten krankhaften Gehirns und darf keineswegs der Burschenschaft als solcher zugeschrieben werden.

Doch dürfen wir auch die Kehrseite der Münze nicht verheimlichen. Es ist derselbe Enthusiasmus und dieselbe edle Begeisterung, hier wie dort, allerdings: aber auch dieselbe Unklarheit, dasselbe müßige Schwelgen in

nur halb verstandenen Anspielungen und Bildern, dieselbe Unkenntniß der Welt, verbunden mit derselben Ueberschätzung der eigenen Kraft; endlich dieselbe Maßlosigkeit des Ausdrucks und dieselbe himmelstürmerische, dabei doch innerlich hohle Beredsamkeit. Man hat sie auch von ästhetischer Seite hart verdammt, die Lieder und Reden unserer Burschenschafter, die sich so ingrimmig geberden und mit den Köpfen, namentlich den gekrönten, so unsanft umgehen, während die Verfasser der Mehrzahl nach hinterdrein die solidesten und ruhigsten Bürger wurden. Allein das prophetische Gesicht, das z. B. Friedrich Stolberg, bekanntlich ebenfalls ein Genosse des Göttinger Bundes, in seinem „Freiheitsgesang aus dem zwanzigsten Jahrhundert" von dem Rhein entwirft, wie der „Tyrannen Flucht" die Wellen des Stromes hemmt, die sich färben von

„Der Tyrannen Blut,
Der Tyrannen Knechte Blut,
Der Tyrannen Blut!
Der Tyrannen Blut!
Der Tyrannen Blut!"

— das, dächte ich, wäre auch nicht bitter. Und von dergleichen grausigem Schwulst findet sich noch mehr und noch Stärkeres, und nicht blos bei den Göttinger Dichtern, sondern auch bei den übrigen Dichtern der Zeit, zum Theil sehr zahmen, wie Claudius, Pfeffel, Gleim u. A.

Digitized by Google

Ja damit gar keine Aehnlichkeit zwiſchen dieſer und der Klopſtock'ſchen und der ſpäteren Romantik fehle, ſo begegnen wir auch hier ſchon jenen Apoſtaten, deren die Romantik des neunzehnten Jahrhunderts dann eine ſo klägliche Menge erzeugt. Dieſelben Stolberge, die während ihrer Göttinger Epoche und als Klopſtock's Schüler den Mund, wie wir ſo eben gehört haben, nicht voll genug nehmen und Freiheit und Vaterland nicht ſtürmiſch genug preiſen können, fallen dann hinterher ſvon den Principien· ihrer Jugend oder was ſie ſelbſt in jugendlicher Naivetät dafür gehalten hatten, auf die eclatanteſte Weiſe ab und eröffnen damit jene lange Reihe von Ueberläufern und Abtrünnigen, an denen das Lager der deutſchen Freiheit und Einheit ſo reich iſt, und deren Zahl beſonders in der jüngſten Zeit ſo zugenommen hat, daß ſie dreiſt verkehrte Welt ſpielen und ſich ſelbſt als die ehrlichen Leute, die ehrlichen Leute aber als Spitzbuben ausgeben dürfen. —

Während aber ſo der Gedanke der deutſchen Einheit, dieſes Produkt der deutſchen Literatur und Wiſſenſchaft, in den Köpfen unſerer Dichter und Schriftſteller rumorte, hatten die politiſchen Begebenheiten außerhalb Deutſchland eine Wendung genommen, die auch auf Deutſchland ſelbſt nicht ohne die lebhafteſte Einwirkung

bleiben konnte. Nordamerika hatte ſich losgeriſſen; Frankreich, ſo lange der Muſterſtaat Europa's in geſelliger und literariſcher Hinſicht, lag in den erſten Wehen der Revolution. Die Wirkung davon auf Deutſchland war, wie geſagt, lebhaft, aber bei Weitem anders, als man zunächſt hätte erwarten ſollen, inſofern nämlich der Gedanke der deutſchen Einheit durch den Anblick dieſer Staatsumwälzungen und die dadurch hervorgerufene Vergrößerung des politiſchen Intereſſes keineswegs geſtärkt und befördert ward, ſondern im Gegentheil, die erſte Wirkung war ſogar eine abſchwächende und hemmende.

Unſre Teutonen um jeden Preis freilich, wo deren noch übrig ſind, werden nicht in Verlegenheit ſein, dieſes Phänomen zu erklären; da ſieht man, werden ſie ſagen, die entſittlichenden Einflüſſe der Revolution und das böſe Beiſpiel dieſer Franzoſen, von denen noch nie etwas Gutes gekommen iſt und die auch die deutſche Staatsentwicklung ſtets nur gehemmt und beeinträchtigt haben.

Wir laſſen dieſe Vorwürfe an ihrem Orte und bemerken dagegen nur, daß, wenn die erſte Regung des wiedererwachenden politiſchen Bewußtſeins ſich bei uns nicht für, ſondern gegen die deutſche Einheit wandte, daran keineswegs die Franzoſen Schuld waren und auch nicht einmal die Revolution als ſolche, ſondern lediglich der elende und ohnmächtige Zuſtand, in welchem die

deutsche Einheit sich bis dahin der Welt präsentirt hatte. Das deutsche Reich des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, das deutsche Reich mit seinem Kaiser, dessen Einnahme von Seiten des Reichs sich auf dreißigtausend und etliche Gulden belief; mit seinem Regensburger Reichstag, der noch nie in der Welt das Geringste ausgerichtet, wohl aber die nöthigsten und dringendsten Angelegenheiten jederzeit verschleppt und vertrödelt hatte; mit seinem Kammergericht zu Wetzlar, wo die Akten Häuserhoch lagen und Prozesse, die durch vier Menschenalter reichten, die Regel bildeten; mit seiner Reichsarmee, deren Namen man seit dem Tage von Roßbach nicht mehr nennen konnte, ohne Gelächter zu erregen — dieses ganze wurmstichige, ohnmächtige, lebensunfähige deutsche Reich, der Spott nicht blos derer, die ihm angehörten, sondern selbst auch derer, die es regierten — nun in der That, sollte das etwa eine große volksthümliche Begeisterung erzeugen? Das alte mächtige England mußte ein Stück seines Besitzes herausgeben, dreimal so groß wie ganz Deutschland, die alte Monarchie Ludwigs XIV. sank in Trümmer — und den Deutschen hätte man zumuthen wollen, sich für diese Rumpelkammer des alten Reichs zu interessiren und bei ihr einen Halt- und Stützpunkt gegen die Stürme der Zeit zu suchen?

Im Gegentheil, wer die deutsche Einheit liebte, ja wer selbst nur ihr Schattenbild im Herzen trug, der mußte gerade um der Einheit willen diejenige Form der Einheit bekämpfen, welche Deutschland zur Stunde hatte und die in Wahrheit nur das Gegentheil aller Einheit, nur die systematisirte Verwirrung und Auflösung war. Hält man dies fest, wie es fest gehalten werden muß, so wird man auch geneigt sein, über die Bestrebungen unserer politischen Literatur, die in den siebziger und achtziger Jahren laut werden, und die sämmtlich die Auflösung des alten Reichsverbandes in Vorschlag bringen, als das einzige Mittel, dem deutschen Volk zu politischer Wohlfahrt und Größe zu verhelfen — man wird, sage ich, geneigt sein, auch über diese Bestrebungen etwas kaltblütiger zu urtheilen und selbst jener unglücklichste Märtyrer unsrer allgemeinen politischen Unreife, der aus Vaterlandsliebe zum Vaterlandsverräther ward, selbst Georg Forster wird alsdann auf ein milderes Urtheil rechnen dürfen.

Jenes völlige Preisgeben freilich, welches dem deutschen Reich alsdann zu Anfang des Jahrhunderts von seinem eigenen Oberhaupt widerfährt, hatte Niemand von diesen Schriftstellern beantragt noch gerathen. Vielmehr hatten auch die weitgehendsten und zu ihrer Zeit anstößigsten Vorschläge, wie z. B. die von Wekhrlin (in seinem „Grauen

Ungeheuer" und sonst) sich immer nur darauf beschränkt, zwar die Abschaffung der Kaiserwürde, als eines nichtigen und bedeutungslosen Prunkes, zu empfehlen, dafür aber andere, den Bedürfnissen der Zeit besser entsprechende Formen der Vereinigung in Vorschlag zu bringen.

Das hatte man nun versäumt, so lange vielleicht noch die Möglichkeit dazu gewesen wäre, gerade wie unzähliger Mahnungen ungeachtet auch der Bundestag vor dem Jahre Achtundvierzig versäumt hatte, sich auf zweckmäßige Weise zu reconstruiren, bis denn die Schrecken der Revolution über den Bundestag und über ganz Deutschland hereinbrachen.

Aber welch ein Zephyr war diese Revolution bei alledem noch, verglichen mit dem Orkan, der Deutschland seit den neunziger Jahren von Westen her erfaßte und es mehr denn zwanzig Jahre hindurch, erdbebenähnlich, zusammenrüttelte! Man hat hoffentlich noch nicht vergessen, wie es damals in Deutschland aussah: seine schönsten und fruchtbarsten Landschaften, seine edelsten und kräftigsten Stämme waren der Fremdherrschaft verfallen; französische Marschälle regierten als deutsche Fürsten, während von den deutschen Fürsten selbst auch nicht Einer an seinem eigenen Hofe sicher war vor fremder Spionerie oder Gewaltthätigkeit. Es war die Wiederholung dessen, was wir im siebzehnten Jahrhun-

dert in der Literatur erlebt hatten: wie damals die Sprache, so kam jetzt der Bestand des Volkes selbst in Frage; dieselben Franzosen, die damals unsere Literatur beherrschten, beherrschten jetzt auch unser öffentliches Leben; dieselbe Feilheit und Nichtswürdigkeit, die damals nach fremden Lorbern geizte, kroch auch jetzt schweifwedelnd vor dem Thron des Eroberers und küßte den Staub von seinen Schuhen.

Allein auch hier wieder bewährt sich jenes große historische Gesetz, dessen wir schon oben gedachten: gerade aus dieser tiefsten Nacht der Schande und Selbsterniedrigung geht der Gedanke der deutschen Einheit am hellsten und glänzendsten hervor.

Und zwar ist es wiederum die Literatur, in der er zuerst lebendig wird und von wo aus er sich durch das übrige Leben der Nation verbreitet. Daß wir keine Bewunderer und Freunde sind jener mittelalterlichen Sympathien, welche die Romantik so angelegentlich verbreitete, haben wir vorhin schon ausgesprochen. Doch soll und darf uns dies nicht verhindern, die Bedeutung anzuerkennen, welche das Wiederaufleben unserer mittelalterlichen Literatur für jene Zeit hat, selbst auch in politischer Hinsicht. Wie der flüchtige Hutten, allverlassen, allvertrieben, schiffbrüchig treibend auf den Trümmern seiner edelsten Entwürfe, sich an

den Busen des Volkes flüchtet und in der Sprache des Volks Trost und Kräftigung und neue Waffen findet: so flüchtet auch der Genius unseres Volkes selbst aus Irrthum und Schuld und Schicksalsschlägen sich in seine eigene Vergangenheit zurück, er gräbt die Wurzeln seiner Geschichte auf und entdeckt unter ihnen Quellen neuer Kraft und neuen Lebens. Die Romantik hat viel gesündigt am deutschen Volk, aber sie hat auch viel gut gemacht; und hätte sie uns nichts weiter hinterlassen, als nur die deutsche Sprachforschung und Alterthumswissenschaft (denn bekanntlich hat sie auch zu dieser, wie überhaupt zur Erweiterung und Belebung unserer literargeschichtlichen Studien, den wesentlichsten Anstoß gegeben), so wäre dies allein schon genügend, ihren Schuldbrief zu zerreißen.

Wenigstens soweit derselbe die Literatur betrifft. Nur dem überwundenen Feinde darf man verzeihen; so werden auch die politischen Irrthümer der Romantik erst dann auf Nachsicht rechnen dürfen, wenn sie selbst aufgehört haben werden, uns den Stachel in die Seiten zu setzen und unser bestes Blut gleich Vampyren auszusaugen. —

Und ein Vampyr war nun auch jene mittelalterliche Begeisterung und jener Enthusiasmus für die Herrlichkeit des alten deutschen Reichs, welchen die Romantik in den Herzen unserer Jugend entzündete und der nament-

Digitized

lich in der Gründung der deutschen Burschenschaft Gestalt und Ausdruck gewann. Behüte uns der Himmel, daß wir irgend einem Volke Frivolität oder Gleichgültigkeit predigen wollen gegen seine Vergangenheit, selbst wenn dieselbe weniger ruhmvoll wäre und weniger erhabene Gestalten aufzuzeigen hätte als z. B. die Epoche der Hohenstaufen bei uns. Von jedem wohlgesitteten Menschen verlangen wir, daß er das Andenken seiner Aeltern und Vorältern werth hält, ihre Verdienste preist, ihre Schwächen verschleiert; ja wir setzen diese Pietät ohne Weiteres voraus in tausend kleinen Gewöhnungen und Rücksichten des geselligen Lebens — was sollten wir denn halten von einem Volke, das die erste und natürlichste aller Pflichten vernachlässigen und gleich dem häßlichen Vogel, dem Wiedehopf, sein eigenes Nest verunzieren wollte?

Aber so weit allerdings darf der Enthusiasmus für die Vergangenheit bei keinem Volke gehen, daß es darüber die Pflichten und Bedürfnisse der Gegenwart vergißt; so tief dürfen wir uns niemals einspinnen in den Zauber ehemaliger Größe und Herrlichkeit, daß wir darüber den Blick verlieren für die offenen Schäden an diesem unserm gegenwärtigen, lebendigen Leibe; so darf der Glanz großer historischer Epochen, so die Bewunderung einzelner alter, bedeutender und ruhmreicher Institutionen unseren Verstand niemals gefangen nehmen, daß wir

Digitized by Google

diese Epochen und Institutionen ohne Weiteres in die gegenwärtige Zeit übertragen und unter ganz veränderten Umständen wiederholen wollen, blos und allein weil sie alt sind!

Dies aber allen Ernstes gewollt zu haben, ist ein Vorwurf, der sich von unserer burschenschaftlichen Romantik auf keine Weise wegräumen läßt, und den die ehemaligen Mitglieder derselben, so weit sie sich überhaupt noch am geistigen Leben erhalten haben, schwerlich in Abrede stellen werden. Sage man nicht, es sei das eine bloße und unschädliche Spielerei gewesen. Strafbar freilich in dem Sinne, wie die Herren von Kamptz und Tzschoppe sie fanden, war sie nicht; was diese verfolgten, war nur das Schreckbild ihres eigenen bösen Gewissens und die stille Anerkennung, die sie selbst der unbefriedigten Sehnsucht des Volkes in der Tiefe ihres Herzens nicht versagen konnten. Aber schuldlos können wir auch eine Spielerei nicht finden, die Tausende von edlen, begeisterungslustigen Jünglingen Jahrelang in nichtige Illusionen einwiegt, ihre Thatkraft durch hohle Träumereien abschwächt, sie an der unbefangenen Kenntniß der Gegenwart hindert, Einzelne von ihnen zu thörichter Anmaßung und Selbstüberschätzung verleitet, bei der Mehrzahl aber nach kurzem Aufflackern nichts zurückläßt, als jenes armselige Phlegma, das uns heut aus allen Ecken entgegenqualmt und das in dieser

Zeit allgemeiner Entnüchterung und Abspannung wohl gar noch den Anspruch erhebt, die wahre Panacee des Jahrhunderts zu sein!

Auch haben wir diesen Irrthum schwer genug büßen müssen. Die Tausende jugendlicher Herzen, die in Gefängniß und Flucht und Zurücksetzung theils gebrochen, theils gealtert, sind furchtbar genug; furchtbar genug jene unzähligen ausgebrannten Geister, die mit dem romantischen Jugendrausch sich ein für allemal abgefunden zu haben wähnen mit Freiheit und Vaterland und jeder edleren, idealistischen Empfindung überhaupt. Aber was sind sie gegen das Elend, welches das Gesammtvaterland in Folge dieser Irrthümer überkommen hat? Was will der Untergang dieser Einzelnen sagen gegen die Verluste, die vielleicht unwiederherstellbaren, die ganz Deutschland darüber erlitten?

Man klagt gewöhnlich nur die Diplomaten an, daß die erhabene Begeisterung der Freiheitskriege so kläglich zu Ende gegangen und daß diese Zeit großartigsten Aufschwungs für das Volk selbst und namentlich für die politische Einigung desselben nur ein so winziges Resultat gewährt hat. Was hat es, fragt man, den Deutschen genützt, daß sie so einmüthig — einmüthig zum Theil sogar gegen den Willen ihrer Führer und Fürsten — in den Tod gingen und die neugewonnene Einheit, die Einheit der

Digitized by Google

Gefahren und des Schlachtfeldes, mit ihrem Blute besiegelten, da der Friede sie doch wieder auseinander riß? Was hat sie genützt, diese Gluth der Begeisterung, die so einträchtiglich, so himmelhoch aus Aller Herzen emporschlug, da sie doch nicht im Stande gewesen ist, den Ring der deutschen Einheit fester zu schmelzen?

Wir wollen die Diplomaten nicht entschuldigen; ihre Federn sind zahlreicher und gewandter als die unseren und außerdem ist ein richtiger Diplomat auch ein viel zu hartgesottenes Geschöpf, als daß solche Anklagen ihn nicht ziemlich kühl lassen oder ihm wohl gar noch zum Plaisir gereichen sollten. Aber ganz verhehlt darf doch der Antheil nicht werden, den auch die Stimmung des Volkes selbst an dem damaligen Scheitern einer festern deutschen Einheit gehabt hat. Die eine Hälfte der Nation war zur Zeit des Wiener Congresses gegen den Gedanken der Einheit überhaupt noch gleichgültig; die andere, verlockt von romantischen Erinnerungen, vermochte diese Einheit nicht anders als in der Wiederherstellung eines deutschen Kaiserthums zu sehen. Nun und daß diese Form in Deutschland unmöglich ist, wenigstens so lange uns Gott nicht einen Mann erweckt, der Alexander, Friedrich und Napoleon zugleich wäre, das hat die Erfahrung der jüngsten Jahre denn wohl zur Genüge bewiesen.

Digitized

Aber auch daß die Diplomaten nicht wenigstens etwas Besseres zu Stande gebracht als den Staatenbund in seiner gegenwärtigen losen und unorganischen Form, dürfen wir ihnen nicht allzuschwer anrechnen. Wir wollen uns gar nicht auf die Erfahrungen der neuesten Zeit berufen, wo das Volk ja einige Zeit das Heft in Händen gehabt hat, und zwar so vollständig, wie sich nur immer denken und wünschen ließ, und wo wir nach einem unendlichen Aufwand von Zeit und Kraft und edelstem Willen doch wieder nur beim Staatenbund, genau in derselben lockern und ohnmächtigen Form wie ehemals, angelangt sind. Wohl aber wollen wir darauf hinweisen, und Alle, die jene Zeit entweder selbst noch mit Bewußtsein durchlebt oder sich nachträglich aus den seitdem veröffentlichten Memoiren und Briefwechseln genauer darüber unterrichtet haben, werden es uns bestätigen — nämlich daß die öffentliche Meinung über die demnächstige Gestaltung Deutschlands dazumal ebenso unklar gewesen und ebenso voll innerer Widersprüche wie später und daß mithin, für welches Project man sich auch in Wien entschieden und welchen Weg man auch eingeschlagen hätte, doch schließlich keiner davon die Nation würde befriedigt haben. Noch jetzt, wenn wir die verschiedenartigen Entwürfe durchlesen, die damals gestellt wurden, theils von officieller Seite, theils von Seiten der Literatur — die Hand aufs Herz, ist wohl

Digitized by Google

nur Einer darunter, selbst die Wilhelm von Humboldt'schen Reichskreise nicht ausgenommen, dem wir unsere Zustimmung ertheilen oder von dem wir behaupten möchten, daß wir besser dabei gefahren wären als bei Staatenbund und Bundestag? Andere aber deshalb mit Vorwürfen zu überhäufen, daß sie nicht schon vor vierzig Jahren gewußt haben, was wir selbst heutigen Tags auch noch nicht wissen, scheint uns weder billig noch verständig. —

Nach dem Wiener Congreß wiederholt der Kreisgang sich nun aufs Neue; wieder flüchtet der Gedanke der deutschen Einheit, dem die Wirklichkeit keine Existenz gegönnt hat, sich in die Literatur und macht von hier aus, in unablässiger Wiederkehr und unter den verschiedenartigsten Formen, die ausgedehntesten Eroberungen im Publikum. Die deutsche Einheit wird ein Axiom, ein Lehrsatz der deutschen Bildung, den namentlich kein Poet und kein Künstler mehr in Zweifel zu ziehen wagt; es ist die selbstverständliche Voraussetzung für Jeden, der von Deutschlands Zukunft reden oder die politischen Bedürfnisse des Volkes erörtern will. Selbst durch den Spott, den einzelne mehr vorwitzige als tiefe Geister über diesen Gedanken ausschütten, leuchtet noch etwas wie Schmerz oder Sehnsucht hervor; es ist mehr Witz der Verzweiflung als Witz des Uebermuthes.

Digitized by Google

Allein was man sich so eigentlich bei diesem Gedanken denken sollte, oder welche Gestalt er annehmen, in welche Bahn er gebracht werden müßte, um sich zu verwirklichen, das wußte man noch immer nicht; es war eben nur eine Einheit in abstracto, die Einheit als solche, unbekümmert um Raum und Zeit. Selbst jene mittelalterliche Form, in welcher man sich dieselbe bis dahin vorzugsweise gedacht hatte, fing an zu verblassen und in den Hintergrund zu treten; man sprach und schrieb noch immer viel von deutscher Einheit, aber nur noch sehr wenig von einem deutschen Kaiser. Sehr natürlich: da auch jene romantische Literatur, unter deren Einfluß sich diese Vorstellung hauptsächlich verbreitet hatte, damals bereits theils in Abnahme war, theils wenigstens die Form dermaßen gewandelt hatte, daß nur der kleinere Theil sie noch erkannte.

Und wie hätte die Literatur der Romantiker nicht sollen in Abnahme gerathen, da es ja der Literatur im Ganzen damals nicht besser ging? Es ist eine alte und bis zum Ueberdruß vernommene Klage, daß die klassische Epoche unserer Literatur nur von so kurzer Dauer gewesen und daß mit der Fähigkeit unserer Dichter auch die Theilnahme unseres Publikums so jählings abgenommen hat. Diese Klagen mögen sehr wohl gemeint sein und aus recht ästhetischen und patriotischen Herzen

kommen; die Einsicht jedoch in das Wesen geschichtlicher Entwicklung, welche sich darin ausspricht, ist nur gering. Auch die Blüthe einer Literatur ist nichts Zufälliges, noch kann sie nach Willkür erhalten oder erneuert werden; der angestrengteste Eifer der Poeten, die theilnehmendste Hingabe des Publikums sind ohnmächtig, wenn die Geschichte einmal ihren Spruch gefällt hat.

Dieser Spruch der Geschichte aber lautet dahin, daß die sogenannte Blüthezeit einer Literatur nur immer da eintritt und nur da möglich ist, wo eine bestimmte Weltanschauung ihren Gipfel erreicht, ein bestimmtes Volk unter bestimmten localen Bedingungen aufs Aeußerste und Vollständigste durchdrungen hat. Da, auf ihrer letzten, reifsten Stufe, im äußersten Moment ihres Abschlusses, geht diese Weltanschauung dann auch in die Poesie über und erreicht hier, eben weil sie so ganz reif, so ganz vollendet und in sich abgeschlossen ist, auch jenen vollendeten Ausdruck, den wir als den klassischen zu bezeichnen pflegen und dessen Eigenthümlichkeit eben darin besteht, daß Wesen und Erscheinung, Form und Inhalt sich hier vollständig decken und völlig ineinander aufgehen. Es ist die äußerste, höchste Verklärung einer weltgeschichtlichen Idee, diese Verklärung in der Schönheit; wie die Raupe sich zum Schmetterling entpuppt, so ist auch dies farbenreiche Ge-

Digitized by Google

wand der Kunst die höchste und letzte Gestalt, in welcher die weltgeschichtlichen Ideen auftreten.

Aber der Schmetterling ist auch sprichwörtlich durch die Kürze seines Daseins. Die Weltgeschichte steht nie still; jede Höhe, die sie errungen, ist ihr nur eine Stufe zum weitern Fortschritt. Darum kann auch die sogenannte klassische Epoche einer Literatur niemals von Dauer sein; es wäre dasselbe, als wenn man eine nie welkende Blüthe, einen ewigen Frühling, das heißt einen Stillstand der Natur verlangen wollte.

Vielmehr wo ein solcher Gipfel erreicht ist, da sehen wir die Geschichte auch sofort wieder zu neuen Entwickelungen den Anlauf nehmen. Dieselben treten ihrer Natur nach zuerst in unfertiger, unreifer Gestalt auf; erst wie sie allmählig wachsen und sich ausdehnen, gehen sie auch in die Kunst über. Aber auch ihre künstlerische Erscheinung ist anfänglich nur unvollkommen und unreif; der Mund der Kunst kann das richtige Wort für den Inhalt der neuen Zeit noch nicht finden, sie stammelt gleichsam noch, lallt, stottert und müht sich ab in unzulänglichen Versuchen. Kurzsichtige reden dann von einem Verfall der Literatur; bei lebensfähigen Nationen dagegen ist es vielmehr der Ansatz zu einer neuen Literatur, die sich erst neue Formen, neue Anschauungen, neue Organe schaffen muß, die aber, wenn anders die Lebenskraft des Volkes

Digitized by Google

selbst ausreicht, die Idee zur Reife zu bringen, auch unzweifelhaft einer neuen klassischen Epoche entgegengeht. —

So hatte auch bei uns Deutschen die Idee der schönen Persönlichkeit, die unser achtzehntes Jahrhundert erfüllt, mit Ende dieses Jahrhunders sich vollendet und ausgelebt; Goethe und Schiller, namentlich der erstere, sind die klassischen Repräsentanten dieser Entwickelung, die eben mit diesem klassischen Ausdruck ein für allemal beendet und abgeschlossen ist. Der Mensch des neunzehnten Jahrhunderts soll die bloße Persönlichkeit überwinden; er soll aus sich heraustreten, soll sich selbst erst wiederfinden, zu seinem eigentlichen Bewußtsein, seinem eigentlichen Dasein gelangen in der Totalität des Staats und der Geschichte. Das praktische Interesse verdrängt das ästhetische; nicht mehr die Literatur, sondern der Staat und die bürgerliche Gesellschaft, mit ihren unentbehrlichen praktischen Voraussetzungen, mit Handel, Gewerbe ꝛc. bilden die wahre historische Aufgabe unserer Zeit. — Auch diese Epoche, wir zweifeln nicht, wird dereinst ebenfalls ihre poetische Verklärung finden und eine neue klassische Poesie erzeugen, eine Poesie der Wirklichkeit, des Kampfes, der Arbeit, wie jene klassische Poesie der neunziger Jahre eine Poesie des Idealismus, des Selbstgenusses und der schönen Beschaulichkeit war. Ja die Anfänge dazu sind zum Theil schon ge-

Digitized by Google

macht und nur ein blödes Auge kann den Kern verkennen wegen der unansehnlichen Schale, in welcher derselbe zur Zeit noch auftritt; in unsern politischen Dramen, unsern socialen Novellen und Gedichten liegen die Anfänge dazu bereits vorhanden, und es wird nur darauf ankommen, daß Deutschland frei und mächtig, der deutsche Handel reich und blühend, das deutsche Gewerbleben fruchtbar und glücklich wird, um auch diese Poesie der Wirklichkeit einer neuen und klassischen Epoche entgegen zu führen.

Das muß denn nun der Zukunft überlassen bleiben. Worauf es uns hier ankam, war nur den Nachweis zu liefern, daß es thöricht ist, eine bestimmte Zeit des Rückschritts anzuklagen und gering zu denken von einer bestimmten Nation, aus keinem andern Grunde, als weil die Poesie bei ihr aufgehört hat der Hauptträger des nationalen Lebens zu sein und weil andere prosaischere, aber auch praktischere Mächte an ihre Stelle getreten sind. Es kann dies sogar umgekehrt unter Umständen ein ganz entschiedener Fortschritt der nationalen Entwickelung sein — und von unsern gegenwärtigen deutschen Zuständen möchten wir das allen Ernstes behaupten.

Und so wird ja auch hoffentlich der Gedanke der deutschen Einheit selbst nichts dadurch an seinem Werthe verloren haben, daß er im Lauf der zwanziger Jahre

Digitized by Google

allmählig aus dem poetischen und literarischen Gebiet, dessen Grenzen sich, wie gesagt, überhaupt von jetzt an enger zusammenziehen, übergeht in das Gebiet der praktischen, oder wie Andere lieber sagen, der materiellen Interessen. Freilich sind Zollregister und Mauthabschlüsse minder interessant zu lesen als Romanzen vom Kaiser Rothbart oder poetische Klagen um die gesunkene Herrlichkeit des alten deutschen Reichs; ein Geschlecht, das die deutsche Einheit bisher immer nur im Theaterschmuck gesehen, im langwallenden Kaisermantel, Lautenschlagende Jünglinge zur Seite, mußte sich freilich ein wenig überrascht fühlen, als sie dieselbe plötzlich im Waarenlager des Kaufmanns, zwischen Kafesäcken und Tabacksballen, oder in der niedrigen Stube des deutschen Handwerkers wieder erkennen sollte. Und doch ist der preußisch deutsche Zollverein, den wir hier im Sinne haben, ein besserer Grundstein künftiger deutscher Einheit und ein zuverlässigerer Schritt zu ihrer Erlangung, als alle Wartburgsfeiern und alle Hambacher Feste mit einander. Der Zollverein ist neuerdings hart angegriffen worden, von politischer sowohl als von nationalökonomischer Seite, und hat seine Existenz nur mühsam und, wie es scheint, nicht ohne Einbuße des öffentlichen Vertrauens gegen die beiderseitigen Angriffe behauptet. Auf die politischen Angriffe vermögen wir gar keinen

Digitized by Google

Werth zu legen, weil sie notorisch von einer Seite gekommen sind, wo man ein für allemal von deutscher Einheit nichts wissen will noch darf. Aber auch das nationalökonomische Princip des Vereins, ob es schutzzöllnerisch oder freihändlerisch, falsch oder richtig ist, kümmert uns an dieser Stelle nicht, da wir es hier lediglich mit der Thatsache zu thun haben, daß der Zollverein auf einem unleugbar wichtigen Gebiet, dem Gebiet der kaufmännischen und gewerblichen Interessen, eine Menge von Schranken und Spaltungen niedergeworfen und eine Einheit herbeigeführt hat, von der wir in Deutschland früher nicht einmal eine annähernde Vorstellung besaßen. Auch die Allgemeine deutsche Wechselordnung, die Post- und Telegraphen-Conventionen, sowie die ganze Masse unserer wissenschaftlichen und gewerblichen Vereine und Versammlungen, als da sind die Versammlungen der Forst- und Landwirthe, der Aerzte, der Geschichts- und Sprachforscher, der Lehrer, der Gärtner ꝛc., ingleichen die großen Industrie-Ausstellungen, die seit einiger Zeit auch bei uns in Deutschland stattfinden, endlich und vor Allem die deutschen Eisenbahnen, gehören hierher. Gern würden wir auch die Militairconventionen dazu rechnen, welche in jüngster Zeit zwischen Preußen und einigen kleinen deutschen Staaten abgeschlossen wurden, sowie die seit 1843 eingeführten

Digitized by Google

Bundesinspektionen und Manöver, wenn nicht die einen in Folge politischer Eifersucht größtentheils wieder aufgehoben und vereitelt wären, die andern aber sich in ein Dunkel hüllten, das kein genaueres Urtheil über ihren Werth und ihre nationale Bedeutung zuläßt.

Diese Einheit ist denn nun freilich, wie gesagt, sehr unpoetisch; auch gehen ihre Früchte etwas langsamer auf, als etwa ein Lied gedichtet, gedruckt und verbreitet wird. Dafür sind sie aber auch nicht bloße schöne Illusionen, sondern an seinem steigenden Wohlstand merkt sie der Kaufmann, der Gewerbtreibende an seinem gesteigerten Absatz, der Gelehrte an der Erweiterung der Ideen, die ihm aus dem erweiterten persönlichen Umgang zuströmt, der Reisende an der Leichtigkeit seiner Beförderung — und so auf allen übrigen Gebieten unseres praktischen Lebens. Der Gedanke der Einheit (mit Einem Wort) ist aus der poetischen Abstraction herausgetreten ins Leben; er wird Geld, wird Absatz, wird Wissenschaft; er tritt an Kreise heran, denen er bis dahin vollkommen fremd geblieben war und verbreitet die Ueberzeugung von seiner Nothwendigkeit und Nützlichkeit durch Mittel, die Jedermann verständlich, und nicht blos verständlich, sondern auch angenehm und ersprießlich sind.

Digitized by Google

Wundere sich Niemand, daß wir dabei die große Katastrophe des Jahres Achtundvierzig mit ihren so anspruchsvollen und doch so fruchtlosen Experimenten ganz übergangen haben. Es ist nicht der Zweck dieses Buches, alte Wunden aufzureißen und Klagen oder gar Vorwürfe zu erneuern, die zum Vortheil Aller besser der Vergessenheit übergeben werden; im Gegentheil, das Buch will aufklären, will verständigen und versöhnen. Auch ist die Stellung, welche das gedachte Jahr in der Entwickelung der deutschen Einheit einnimmt, nach dem bisher Mitgetheilten sehr einfach und leicht zu übersehen. Die Idee der deutschen Einheit war im Lauf der dreißig Jahre seit den Befreiungskriegen in das allgemeine Bewußtsein übergegangen; sehr natürlich daher, daß auch sofort bei Ausbruch der Bewegung sie es war, die sich an die Spitze stellte, und in der alle übrigen Fragen gleichsam zusammenliefen.

Soweit war die Entwickelung also ganz berechtigt und nothwendig; ja man braucht noch lange kein Prophet zu sein und kann sich von dem Wahn politischer Allwissenheit sehr frei halten, um doch mit Bestimmtheit voraus zu sagen, daß jede neue Bewegung, selbst auch die allerfriedlichste, die Deutschland in Zukunft wieder ergreifen sollte, nothwendig denselben Ausgangspunkt nehmen und auf dasselbe Ziel hinarbeiten wird.

Digitized by Google

Aber nicht blos an die Spitze der Bewegung trat die Idee der deutſchen Einheit, ſondern ſie that es auch genau in derſelben romantiſch-mittelalterlichen Form, welche ſie während der Fremdherrſchaft angenommen und die ſich dann vorzugsweiſe in unſerer Burſchenſchaft ausgebildet hatte. Und das war denn die unberechtigte Seite der Bewegung, die geſchichtliche Schuld, durch welche ſie mit Recht dem Untergange verfallen iſt.

Auch hatte das Publikum darüber einen ſehr richtigen Inſtinkt. Jetzt, wo die Herzen wieder ſo kühl, die Köpfe ſo nüchtern, ach nur zu nüchtern geworden ſind, jetzt geſteht man ſich wohl ſelbſt, welche Befremdung der erſte Entwurf der ſogenannten Vertrauensmänner, gleich im April Achtundvierzig, erregte, wo die Idee des deutſchen Kaiſerthums ſich ſchon deutlich an die Spitze geſtellt fand — ſelbſt denjenigen erregte, deren Stammeseitelkeit ſich hätte davon geſchmeichelt fühlen ſollen oder die doch wenigſtens keine Gefahr liefen, durch das neue Kaiſerthum an Macht oder Anſehen einzubüßen. Es dauerte, wie man ſich entſinnen wird, einige Zeit, bevor das Publikum (um vom Volke gar nicht zu ſprechen) ſich mit dem Gedanken befreundete, und auch dann war es noch, wie der Erfolg bewieſen hat, nur eine ſehr kühle Freundſchaft, mehr eine Tochter der Noth, ein Pis-Aller, als ein wirk-

licher Zug des Herzens, den der Verstand und die praktische Einsicht gebilligt hätten.

Auch hier wiederum sind wir sehr weit entfernt, Anklagen oder Vorwürfe zu erheben gegen die Männer, von denen jener Entwurf ausgegangen, und die denn auch später das Meiste gethan haben, ihn zu halten und zu fördern. Die Uneigennützigkeit und patriotische Absicht dieser Männer ist über jeden Argwohn erhaben; wären alle Fragen der damaligen Zeit mit dieser Gewissenhaftigkeit, dieser Hingebung und dieser zähen Ausdauer behandelt worden, wahrlich, der Schiffbruch, den wir erlitten, hätte wenigstens ein nicht so allgemeiner, nicht so rettungsloser werden können.

Aber die Wolke wird darum doch nicht zur Juno, wenn man sie auch mit noch so viel Inbrunst und Treue umarmt; wer in den Wind säet, dem nützt weder die Güte der Aussaat, noch die Geschicklichkeit der Hand, mit der er säet. Das mittelalterliche Kaiserthum, das man wiederherzustellen gedachte, nicht nur gegen oder doch gewiß ohne die Sympathien und Neigungen der Nation, sondern auch im offenbarsten Widerspruch mit der thatsächlichen Lage Deutschlands sowohl wie des ganzen übrigen Europa — dieses Kaiserthum, so sehr es unseren romantischen Reminiscenzen schmeichelte, war doch nur ein Wolkenbild, eine Truggestalt, die niemals zum Dasein

Digitized by

gelangen konnte, noch jemals gelangen wird. Es war das letzte poetiſche Aufleuchten einer Idee, welche die Jugend jener Männer verklärt hatte und die ſie nun ſtolz waren, mit ergrauenden Haaren und gebeugtem Nacken dennoch ins Leben zu führen. Das Schickſal hat dieſer Idee das Schönſte und Höchſte vergönnt, was ihr nur immer zu Theil werden konnte — einen tragiſchen Untergang; ſtatt an ihrer eigenen Schwäche klanglos zu verkümmern, iſt ſie wenigſtens einen wackeren Soldatentod auf freiem Felde, unter den Händen ihrer Feinde geſtorben und hat den Ruf ehrlichen Wollens und redlicher Abſicht nachgelaſſen. Das mag diejenigen tröſten, welche an ihre Verwirklichung die Arbeit und Hoffnung ihres Lebens geſetzt hatten. Auch für ein Dunſtgebild mit Aufopferung und Tapferkeit zu ſtreiten, iſt mit dem Begriff der Ehre ſehr wohl verträglich; ſo haben ſie denn wenigſtens ihre Ehre gerettet — das iſt unendlich mehr, als manche Andere aus jener Zeit ſich rühmen können.

Aber weil nun dieſes Dunſtgebild zerronnen, ſollen wir darum auch an der Sache ſelbſt verzweifeln? Weil die Schale zerbrach, ſollen wir darum auch den Kern auf die Gaſſe werfen? Weil das deutſche Kaiſerthum nicht zu Stande kam, noch nach menſchlicher Einſicht jemals zu Stande kommen wird, ſollen wir darum auch

an der deutschen Einheit selbst verzagen und verzweifeln? Sollen namentlich die Dichter, diese eigentlichen Stimmen und Zungen des Volks, aufhören der Nation das Ziel ihrer Zukunft vorzuhalten und ihr Muth und Begeisterung einzuflößen für den schweren Kampf, der, wie vor jedes edlere Ziel, so auch vor dieses gelegt ist?

Ach, die Meisten haben es schon gethan; sie thun sogar noch mehr, sie schämen sich ihrer ehemaligen Leidenschaft als einer Thorheit, vielleicht gar eines Verbrechens, und suchen vor der Welt und vor sich selbst zu verheimlichen, daß sie jemals so schwach gewesen. Wir haben die deutsche Einheit zu Anfang dieser Blätter die eigentliche Jugendliebe der deutschen Nation genannt. Gut denn, so theilt sie auch das Schicksal, das den Jugendliebschaften in der Regel zu Theil wird: das Schicksal, verspottet, verleugnet, vergessen zu werden. Die Liebe ist in Grimm, die Wehmuth in Hohn, die Sehnsucht in Schadenfreude, der Schmerz in Selbstverspottung umgeschlagen. Redet dem heutigen deutschen Publikum von der Türkei, redet ihm von China, redet ihm von allen Dingen der Welt: es wird zuhören, sich wenigstens so anstellen, als ob es zuhörte — aber redet ihm von deutscher Einheit und es hält sich die Ohren zu und läuft weg, rückwärts blinzelnd, ob auch kein Gensdarm oder Schutzmann hinter ihm!

Digitized by Google

Und doch ist das kein ritterlicher Geist und kein Ehrenmann, der der Liebe seiner Jugend, und ob sich Berge und Meere zwischen sie und ihn gethürmt haben und ob er sie selbst hätte als einen Irrthum erkennen müssen, nicht stets ein ehrerbietiges und dankbares Andenken bewahrt. Dies Gekeife und Gezische, das sich jetzt von allen Seiten erhebt, wo nur der Name der deutschen Einheit genannt wird, stellt den sittlichen Eigenschaften derjenigen, von denen es ausgeht, ein sehr schlechtes Zeugniß aus und sollte am Wenigsten von oben herab als Loyalität und Patriotismus befördert werden; denn es kann nur die Frucht eines kleinen und niedrigen Herzens sein. Nicht blos „die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist geweiht für alle Zeiten": sondern noch viel mehr ist es jeder Gedanke, der irgend einmal Tausende von Herzen in edler, reiner Freude entzündet und ihnen Muth und Begeisterung gespendet hat, selbst auch wenn er veraltet, ja wenn er auf einem Trugschluß beruhen sollte.

Was aber die deutsche Einheit betrifft, so erstreckt der Trugschluß, wie wir gesehen haben, sich nur auf die bestimmte Form, in welcher man dieselbe, befangen in poetischen Reminiscenzen, zu verfolgen und darstellen zu müssen glaubte; der Gedanke selbst ist ein urewiger, schlechthin berechtigter, unvertilgbarer; alle

Richtungen des deutschen Lebens laufen in ihm als ihrer nothwendigen Spitze zusammen; er ist der richtige göttliche Idealismus, der über all unserem Thun und Denken schwebt und ohne den wir sofort, politisch wie geistig, zu Heloten herabsinken würden. Denn was ist die Einheit einer Nation anders als das Selbstgefühl ihrer Individualität? und was wäre demnach eine Nation, die auf ihre Einheit verzichtete? Der einzelne Mensch, der sich selbst aufgiebt, wird ein Nichtswürdiger; eine Nation, die dasselbe thun wollte, würde auch dasselbe werden.

Allein was nützt, fragt man uns, der bloße Idealismus, wie schön er sei, wenn er das Leben niemals durchdringen und erfüllen soll? Was nützt es, uns das Festhalten an der Idee der deutschen Einheit zur Pflicht zu machen, wenn man uns doch selber keine Mittel und Wege anzugeben, keine Form zu bezeichnen weiß, wie dieselbe sich jemals verwirklichen soll?

Die Mittel und Wege sind angegeben, noch mehr sogar, sie sind schon betreten; es sind eben jene materiellen Vereinigungen, deren wir oben gedachten, und deren Zahl und Bedeutung von Jahr zu Jahr zunehmen wird, weil sie auf dem praktischen Bedürfniß der Nation beruhen und weil auch ihr Nutzen von dem praktischen Verstande der Masse eingesehen wird. Laßt diese Mittel

Digitized by

und Wege denn nur weiter wirken, gewöhnt Euch nur, in ihnen noch mehr als blos die nächſte praktiſche Befriedigung eines materiellen Bedürfniſſes zu ſehen, lernt ſie begreifen als die vielleicht etwas ſchwerfälligen, aber darum auch um ſo feſteren Grundſteine unſerer nationalen Einheit — und wenn die Zeit gekommen, wird aus den erfüllten Bedingungen des Weſens ſich die Form von ſelbſt in organiſcher Nothwendigkeit ergeben. Selbſt die lange Perſpective, die uns damit geſteckt wird, könnte nur Thoren oder Selbſtſüchtige ſchrecken. Kaum hundert Jahre ſind es in dieſem Augenblick, daß der Gedanke der deutſchen Einheit zuerſt wieder emportauchte, wir haben geſehen, in welchen vereinzelten, ſchüchternen, gleichſam vor ſich ſelbſt verſteckten Anfängen — und wie iſt er in dieſen hundert Jahren, Jahren des Widerſtands, der Unruhe, der Zerrüttung, wie iſt er bei alledem gewachſen! welche Eroberungen hat er gemacht, welche praktiſchen Fortſchritte ſind ihm gelungen! Der flüchtigſte Blick auf die Karte oder auch ein Blick auf jenes Eiſennetz, das Deutſchland in dieſem Augenblick von Königsberg bis an den Bodenſee, von Hamburg bis Trieſt verbindet, iſt hinreichend, die Wahrheit dieſes Ausrufs zu beſtätigen. Und nun erſt die ſtille, die Revolution der Geiſter! Wer wußte vor hundert Jahren von deutſcher Einheit? und wer wüßte jetzt nicht davon? Es iſt

damit, wie es im Wort der Bibel heißt: Selbst aus dem Munde der Spötter hat sie sich ihr Lob bereitet.

Damit ist denn auch die Frage gelöst, von welcher unsere Betrachtung ausging und die zugleich das eigentliche Ziel derselben bildete: nämlich wie die deutsche Poesie sich ins Künftige zu dem Gedanken der deutschen Einheit wird zu verhalten haben. Wir wollen nicht mehr viel von deutscher Einheit sprechen, ganz gut — aber wir wollen desto mehr dafür thun; wir wollen das Auge nicht mehr sehnsüchtig in die Ferne gerichtet halten, aber wir wollen dafür die Steine, die uns im Wege liegen, desto aufmerksamer prüfen und desto sorgfältiger hinwegräumen. Auch die deutsche Poesie muß sich, wie wir vorhin schon andeuteten, entschließen, ein wenig positiver, um nicht zu sagen, materialistischer zu werden; wie die politische Lyrik unserer politischen Sturm- und Drangjahre sich zu Roman und Drama fortzuentwickeln sucht, so muß sich unsere Poesie überhaupt bekannter machen mit der Wirklichkeit unserer öffentlichen und häuslichen Zustände, sie muß das Leben der verschiedenen Kreise schildern, wie es ist, sie muß ihrer eigenen Weisheit ein wenig entsagen und muß dafür desto hingebender werden an dasjenige, was sie im Volke vorfindet. Statt der mittelalterlichen Herrlichkeit, die Ihr doch nie wieder aus dem Grabe erweckt, oder statt ver-

Digitized by Google

wegener Luftschlösser der Zukunft, die Ihr doch nie in die Wirklichkeit überzuführen vermögt — schildert uns denn, Ihr Poeten, das Land und das Volk wie es ist! Führt uns an kundiger Hand durch die verschiedenen Landschaften unseres Vaterlandes, zeigt uns die Fremdartigkeit der Sitten, die Spaltung der Meinungen, den Widerstand der Interessen, und wie doch durch dies Alles hindurch ein unwiderstehlicher und unverwüstlicher Drang nach Einheit und Versöhnung durch alle edleren Herzen geht! Enthüllt die Wunden, welche unsere Zwietracht und unser Mangel an Thatkraft uns geschlagen, durch eigene nicht minder als durch fremde Hand: aber zeigt auch, welche Heilmittel schon jetzt in der angeborenen Natur des Volkes und in dem Zwang jener praktischen Verhältnisse liegen, um die Ihr Euch bisher so wenig bekümmern zu dürfen glaubtet — warum? je nun, weil Ihr Poeten wart! Die Zeit dieser abstracten, inhaltlosen Poesie, der schönen Redensarten und Luftbilder sei nun auch in Deutschland vorüber; auch die Poesie höre auf nur immer zu jubeln oder zu drohen, zu jauchzen oder zu klagen und lege mit Hand an zu dem allgemeinen Neubau unseres Vaterlandes, dessen erste Bedingung ist, daß wir uns selbst kennen und verstehen lernen.

Digitized by Google

Gelingt das oder wird wenigſtens der redliche Anfang dazu gemacht, ſo wird unſere Poeſie von ihrem politiſchen Einfluß und ihrer patriotiſchen Haltung nicht nur nichts einbüßen, ſondern ſie wird ſelbſt an äſthetiſchem Werth dadurch gewinnen. Denn ſie wird auf dieſe Weiſe aus einer Poeſie des Nebelns und Schwebelns eine Poeſie der Wirklichkeit, aus einer Poeſie der Jünglinge und Weiber eine Poeſie der Männer werden.

Digitized by Google

Deutsche Flüchtlinge.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der heimathloſe Mann war den alten Deutſchen ein „elender“ Mann. Die geliebte Heimath mit dem Rücken anſehen, als Flüchtling das bittere Brod der Fremde eſſen und endlich ſein müdes Gebein in einem fremden Boden verbergen müſſen, ſchien ihnen ſo ſehr der Inbegriff alles menſchlichen Leidens, daß ſie das Wort Elend, das urſprünglich nur die Fremde und das Leben in der Fremde bedeutet hatte, auf jede äußerſte Noth und jenen Zuſtand allgemeiner Verlaſſenheit und Hülfloſigkeit übertrugen, wo den Unglücklichen ſelbſt die Hoffnung verläßt; die deutſche Sprache hat noch bis zur Stunde kein herberes, kräftigeres Wort, den äußerſten Gipfel des Unglücks, ſei daſſelbe ein perſönliches, ſei es ein allgemeines, zu bezeichnen, als im „Elend“ — das heißt alſo urſprünglich, in der Verbannung leben.

Was unſere Altvordern, mit dieſer heißen Liebe zum Vaterland, mit dieſem tiefen, ſchmerzlichen Abſcheu vor dem Leben in der Fremde, das in ihren Augen gar kein Leben mehr war — was ſie wohl dazu ſagen

möchten, wenn sie die Tausende und aber Tausende von Flüchtlingen erblicken könnten, welche Deutschland heutzutage Jahr ein Jahr aus über alle Theile der Erde ausstreut und von denen sogar die Wenigsten nur den Wunsch oder die Absicht hegen, jemals wieder ins Vaterland zurückzukehren?!

Denn nothwendig müssen wir dem deutschen Flüchtlinge der Gegenwart nicht blos diejenigen beizählen, die durch politische oder andere von ihnen unabhängige Motive zur Flucht aus dem Vaterlande genöthigt werden, sondern auch diejenigen gehören dazu, die dasselbe freiwillig verlassen — nämlich wenn es freiwillig heißt, die Schrecken der Verarmung hinter sich und die Möglichkeit einer neuen, glücklichern Existenz jenseit des Oceans vor sich zu haben. Der größere Theil unserer Auswanderer ist sogar noch viel mehr auf der Flucht und verläßt das Vaterland noch weit gezwungener als diejenigen, die durch eine rasche Flucht blos dem Kerker oder vielleicht gar dem Schaffot entgehen wollen; es ist leichter, ohne Zweifel, sein Haupt dem Ueberwinder darbieten, der unserm Schmerz und unserer Schmach vielleicht mit Einem Streich ein Ende macht, als alltäglich, allnächtlich das Gespenst des Hungers hinter sich haben und in Arbeitslosigkeit und Mangel langsam zu Tode frösteln.

Digitized by

Immerhin aber, mag er nun die Heimath aus dem einen oder dem andern Motive verlassen haben, so gehört der deutsche Flüchtling in diesem Augenblick unstreitig bereits in allen Theilen der Welt zu den gekanntesten und verbreitetsten Erscheinungen. Von den öden Steppen und Eisfeldern des nördlichen Amerika, in denen nur der Jäger ein kläglich gefahrvolles Dasein zu fristen vermag, bis zur glühenden Sonne Australiens, von dem unfruchtbaren Sand der afrikanischen Wüste bis zu den goldhaltigen Felsen von Californien oder dem üppigen Boden von Ostindien, giebt es bald keine Scholle Erde mehr, die nicht der Schweiß eines deutschen Flüchtlings getränkt und urbar gemacht hätte. Selbst wenn wir uns nur auf die eigentlichen politischen Flüchtlinge beschränken, so ist auch ihre Zahl zu einer Höhe angewachsen und hat eine Ausdehnung erreicht, von der wir früher, wenigstens in Deutschland keine Ahnung hatten. Der deutsche Flüchtling mit seiner harten, rauhen Sprache, seinem verwilderten Aeußern, seiner ehrenhaften Bereitwilligkeit zu jeder Arbeit, aber leider auch mit seiner lauten Verachtung des Vaterlands, seiner Geringschätzung heimischer Sitte und seiner Uneinigkeit unter einander, ist so gut bekannt in der alten und neuen Welt und gehört ebenso zu den stehenden Figuren der Gegenwart, wie der französische Emigrant

zu Ende des vorigen Jahrhunderts, oder der polnische Flüchtling zu Anfang der dreißiger Jahre. Selbst in die Literatur fängt er bereits an überzugehen, wie es zu gewissen Zeiten mit jenen der Fall war; die flüchtigen französischen Marquis, die in den Romanen aus dem ersten Viertel des laufenden Jahrhunderts eine so große Rolle spielen, mußten ihren Platz zuerst den verbannten Polen räumen, die durch ihre Schönheit, ihre Ritterlichkeit, ihr Unglück allein schon hinreichend waren, eine Geschichte interessant, ein Stück unterhaltend zu machen — und auf sie nun folgen in Dramen und Romanen die deutschen Flüchtlinge; die die Polizei verjagt hat, läßt die Poesie wieder ein.

Und doch würde es trotz dieser poetischen Verklärung ein verwegenes Unternehmen sein, wenn Jemand behaupten wollte, daß diese große Zahl von Flüchtlingen ein Glück für Deutschland oder ein Zeichen seines geistigen und leiblichen Wohlstands sei. Im Gegentheil wird es stets nur als ein Symptom tief innerlicher Zerrüttung gelten dürfen, wenn ein Staat und ein Volk nicht mehr im Stande ist, die verschiedenen Elemente, die sich in ihm selbst auf geschichtlichem Wege entwickelt haben, friedlich bei einander zu beherbergen und in gegenseitiger Einwirkung mit einander auszugleichen; es wird immer ein trübes Zeichen für die Zukunft eines solchen Volkes sein, wenn (wie es jetzt bei uns der Fall ist) gerade den Vertretern die-

Digitized by Google

ſer Zukunft, ſeinen jüngſten, feurigſten Köpfen, nur die Wahl bleibt zwiſchen Kerker oder Flucht in die Fremde.

Allerdings giebt es Staatsweiſe, welche in der wachſenden Anzahl unſerer Flüchtlinge allen Ernſtes einen Gewinn für den Staat erblicken und ſich jedesmal ſchadenfroh die Hände reiben, wenn wieder Einer, überdrüſſig des heimiſchen Elends, in das Elend der Verbannung gegangen iſt. An jedem Flüchtling, meinen dieſe Vortrefflichen, wird doch wenigſtens der Strick geſpart; gleich einem wohlthätigen Aderlaß, meinen ſie, befreien unſere Flüchtlinge uns von einer Menge unreifer, zum Theil wohl auch unlauterer Elemente, die dem Vaterlande mit der Zeit noch höchſt gefährlich hätten werden können und es zum Theil wohl auch ſchon geworden ſind. Ueberhaupt, folgern ſie weiter, wer der Heimath den Rücken wendet, oder wer einmal ſo weit gekommen, daß er ihn derſelben wenden muß, an dem geht auch der Heimath ſelbſt nichts mehr verloren. Nur die Feigen fliehen; was ein rechter Mann iſt, und mag es immerhin ein Revolutionär ſein, der hält es mit Danton, der auch das Vaterland nicht an den Schuhen wegtragen konnte und darum ebenfalls lieber das Leben opferte als die Heimath. Weit entfernt alſo, durch die zunehmende Flucht unſerer Jugend etwas einzubüßen, hat Deutſchland nach der Anſicht dieſer Leute nur einen Gewinn davon, indem die

Zurückbleibenden dadurch um so gediegener, um so tüchtiger werden; nur der leichte Schaum explodirt und geht in die Luft, während der reife, milde Wein im Gefäß zurückbleibt.

Gleichwohl ist diese Ansicht so verkehrt und wird auch durch die Selbstgefälligkeit, mit welcher man sie vorträgt, nur so wenig gebessert, daß gewiß Niemand von unsern Lesern hier eine ernstliche Widerlegung derselben erwartet. Auch ist es überhaupt nicht der Zweck dieses Aufsatzes, sich über die Lage unserer gegenwärtigen Flüchtlinge zu verbreiten, die verschiedenartigen Motive zu prüfen, welche sie aus der Heimath getrieben, die Anhänglichkeit zu vergleichen, die sie derselben auch noch aus der Fremde her bewahren, und darnach die Hoffnungen abzumessen, welche Deutschland auch noch auf diese seine ärmsten, seine wahrhaft „elenden" Söhne setzen darf. So interessant eine solche Uebersicht auch sein würde, so ist doch theils der Zeitpunkt dafür noch nicht gekommen, theils würde sie nicht zu dem übrigen Charakter dieses Buches passen, das sich seinem Plane gemäß auf das Gebiet der Literatur- und Kunstgeschichte zu beschränken hat und auch von politischen Zuständen und Ereignissen nur in soweit Kenntniß nimmt, als dieselben sich in jenen wiederspiegeln.

Digitized by Google

Und so geht denn die Absicht dieser Blätter nur dahin, den Einfluß zu beleuchten, welchen das Flüchtlingsleben in alter und neuer Zeit auf unsere Literatur ausgeübt hat. Denn auch unsere Literatur hat ihre Flüchtlinge; mag die Anzahl der „Elenden" sich auch neuerdings in Folge unserer politischen Kämpfe allerdings außerordentlich vermehrt haben, so sind diese politischen Kämpfe selbst doch keineswegs der Anfang unseres Flüchtlingswesens, noch sind sie die alleinige Veranlassung, welche zu den verschiedensten Zeiten die Blüthe der deutschen Jugend ins Exil getrieben. Jede Zeit hat, wie ihre Helden, so auch ihre Märtyrer; jede neue Bahn der Entwickelung, die sich im Leben eines Volkes öffnet, führt zunächst über Leichen, und sollten es auch nur gebrochene Herzen, nur ermattete und zu Tode gehetzte Geister sein. Wie jetzt unsere politischen Flüchtlinge, so haben wir in früheren Abschnitten unserer Entwickelung, wo Wissenschaft und Poesie den Inhalt des deutschen Lebens bildeten, auch unsere wissenschaftlichen und poetischen Flüchtlinge gehabt. Die lange Reihe derselben mit ihren wechselnden Schicksalen, ihren Leiden und Kämpfen. würde allein genügend sein ein Buch damit zu füllen; hier wollen wir nur einige der glänzendsten Namen herausgreifen und nur die allgemeinsten Epochen abgrenzen, die sich auch hier wieder, innerlich wie äußerlich, unterscheiden lassen.

Digitized by Google

Es ſind beſonders drei Elemente, welche das moderne Leben unſeres Volkes erfüllen und ſeine Entwickelung beſtimmen: die Theologie, die Poeſie und die Politik, entſprechend den drei großen Factoren alles nationalen Lebens überhaupt, der Religion, der Kunſt und dem Staate. Jedes dieſer Elemente hat bei uns eine Zeitlang ausſchließlich geherrſcht und die geſammte Kraft der Nation, ihr Denken und Trachten, ihr Thun und Handeln an ſich gezogen; wir unterſcheiden in der Geſchichte des deutſchen Geiſtes deutlich ein theologiſches, ein äſthetiſches und ein politiſches Zeitalter. Natürlich iſt das nicht ſo zu verſtehen, als ob ein Element das andere jedesmal vollſtändig ausgeſchloſſen hätte und als ob z. B. während unſerer theologiſchen Epoche Poeſie und Politik bei uns gar nicht vorhanden geweſen wären: ſondern nur davon iſt die Rede, daß jedesmal eines dieſer Elemente als herrſchendes Geſtirn am Himmel ſteht, während die beiden andern theils im Auf-, theils im Niedergang begriffen ſind.

Und zwar erſtreckt unſere vorzugsweiſe theologiſche Epoche ſich von der Reformation bis gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts;. das achtzehnte Jahrhundert iſt das vorzugsweiſe äſthetiſche Jahrhundert, während wir mit dem neunzehnten vielmehr in das Geſtirn der Politik und der ſtaatlichen Bewegung eingetreten ſind. Jede dieſer drei Epochen hat ihre Kämpfe, ihre Niederlagen und ihre Siege;

auf allen drei Gebieten treten Alter und Jugend, praktischer Besitz und idealistisches Verlangen sich schroff und feindselig gegenüber; auf allen dreien ist auch Blut vergossen und sind auch Menschen ins „Elend" getrieben worden.

An der Spitze dieser Flüchtlinge steht derselbe Mann, der uns schon zu Anfang unseres vorhergehenden Aufsatzes beschäftigte und dem man überhaupt überall in den Anfängen unserer modernen Geschichte begegnet, wie dem Achill in dem Kampf um Ilion — er selbst die wahre Achillesgestalt in dem großen Epos unserer Reformationsgeschichte, jung, schön, tapfer wie Achilles, und ebenso trotzig und ebenso dem Untergange geweiht.

Es ist natürlich Niemand anders als Ulrich von Hutten, von dem wir reden; Gelehrter, Dichter, Staatsmann, vereinigt er gleichsam in seiner Einen Person die dreifachen Elemente unserer modernen Geschichte überhaupt und stellt sich damit als der eigentliche Vorläufer, die eigentliche jugendliche Heldengestalt derselben dar. — Auch die Reihe unserer berühmten Flüchtlinge wird durch ihn eröffnet, und zwar sind es alle drei Gebiete gleichzeitig, Theologie, Poesie, Politik, die ihn von sich ausstoßen und endlich als Flüchtling über die Grenze jagen. Seine gelehrten lateinischen Reden, seine Dialogen und Spottschriften hatten ihn den theologischen Obscuranten seiner Zeit ebenso furchtbar gemacht und ebenso

Digitized by Google

verhaßt, wie die poetischen fliegenden Blätter, die Lieder und Gesprächspiele, die er für Franz von Sickingen und die politische Reform des deutschen Reichs ausgehen ließ, ihm die Verfolgung der politischen Machthaber zuzogen. In seiner Jugend hatte Hutten, wie es eben die Art der Jugend ist, aus freier Wahl ein unstet abenteuerliches Leben geführt; zu wiederholten Malen war er über die Alpen gestiegen, hatte die Feder mit dem Schwert vertauscht und umgekehrt, und hatte, gleich Odysseus, „vieler Menschen Städte gesehn und Sitten gelernet". In der Mitte des Lebens angelangt, mußte er diese Irrfahrten der Jugend nun noch ein Mal wiederholen: aber jetzt nicht aus freiem Antrieb, sondern genöthigt und hinausgestoßen durch die rohe Gewalt der Faust. In der Fremde, hauptsächlich in Italien, hatte er sich jene Gewalt der Sprache und jene Meisterschaft der Form angeeignet, durch die er später als Schriftsteller so gewaltig und wirksam wurde; hier hatte er auch jenen Haß gegen die „Curtisanen" und die Pfaffen eingesogen, der ihn dann zu einem so wirksamen Mitstreiter der Reformation machte; hier endlich, im Studium der Alten und mit empörtem Geist die politischen Mängel des deutschen Lebens überdenkend, hatte er jene Erhabenheit der Gesinnung gewonnen und den Grund zu jenen politischen Plänen gelegt, womit er hinterdrein vor die überraschte Nation trat.

Digitized by

Aber Hutten kam zu früh damit, und so mußten dieselben Eigenschaften, die ihn zu einer andern Zeit und in einem andern, thatkräftigern und einheitlichern Volke zum Befreier und Wiederhersteller seiner Nation gemacht haben würden, ihm jetzt nur den Weg in das „Elend" öffnen; der als lustiger Abenteurer begonnen, endet als geächteter Flüchtling. Man kennt die rührende Geschichte seiner Irrfahrten, wie er nach Sickingens Untergange (1522) sich nach der Schweiz flüchtet, derselben Schweiz, die dann noch Jahrhunderte später unzähligen seiner Schicksalsgenossen als erwünschenste Zuflucht dienen sollte; wie er aber auch hier, angeblich durch Erasmus' zweideutiges und hinterlistiges Verfahren, die kaum gewonnene Freistätte wieder verliert und nun hülflos, wie ein gejagtes Wild, von Stadt zu Stadt, von Flecken zu Flecken irrt, bis er endlich auf der kleinen Insel Uffenau im Zürcher See das Einzige findet, was der vielgequälte und gebrochene Mann noch sucht und braucht — ein Grab. — Hutten ist nicht nur das wahre Musterbild eines deutschen Revolutionärs, in seinen Tugenden sowohl wie in seinen Fehlern: großherzig, tapfer, ohne eine Spur von Eigennutz oder Selbstsucht, voll der edelsten und reinsten Zwecke, aber auch unpraktisch, leichtgläubig und niemals dem Zweck die Mittel anpassend — sondern er ist auch ganz vor-

Digitized by Google

nehmlich das rechte Vorbild der deutschen Flüchtlinge, die ihn deshalb, von da an wo sein Gedächtniß überhaupt wieder aus dem Strom der Zeiten emportaucht, auch stets mit besonderer Liebe gefeiert und gleichsam zu ihrem Schutzpatron erhoben haben; als Flüchtling in der Schweiz faßte Ernst Münch den Plan zu seiner Gesammtausgabe der Huttenschen Werke, und als Flüchtling in der Schweiz schrieb auch Georg Herwegh sein berühmtes Gedicht zu Huttens Ehre. —

Mit Hutten und den Bauernkriegen scheidet das politische Element dann überhaupt aus der Reformation aus, wenigstens insoweit dasselbe ein volksthümliches war und die Freiheit des Volks zum Ziele hatte; was von Politik in der Reformation von da ab noch übrig blieb oder was sie an politischen Vortheilen noch zur Folge hatte, das beuteten lediglich die deutschen Fürsten aus, deren Souveränetät bekanntermaßen wesentlich von der Reformation herstammt. Für die Masse des Volks und selbst auch für die Literatur war die Reformation nur noch ein theologisches Ereigniß, und so treten denn consequenter Weise die Theologen jetzt auch an die Spitze der deutschen Wissenschaft und Kunst.

Mit dem Zeitalter der Theologen aber kommt auch sofort das Zeitalter der theologischen Flüchtlinge. In ihrer Fortentwickelung gehemmt und aufs neue zu einem bloßen Buchstabenwerk erniedrigt, hatte die Reformation sich be-

Digitized by

kanntlich ganz ebenſo, wie die Anfänge der chriſtlichen Kirche ſelbſt, in eine Menge von Secten und Coterien zerſpalten; Formeln hatte man erfunden und Lehrſätze aufgeſtellt, auf deren ſclaviſche Befolgung mit der größten Strenge gehalten, deren Uebertretung oder Nichtbeachtung mit der äußerſten Härte verfolgt und beſtraft ward. Statt durch den großen Gegenſatz der katholiſchen Kirche, die gerade in der nächſten Zeit nach der Reformation den gewaltigſten Aufſchwung nimmt und die größten Triumphe feiert, ſich ſelbſt zu compactem Zuſammenhalten und unverbrüchlicher Einheit anſpornen zu laſſen, zerſplittert die neue Kirche vielmehr in eine Menge kleiner einzelner Kirchen, die ſich gegenſeitig aufs bitterſte anfeinden und verfolgen; einem richtigen Lutheraner des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts war der Katholik, ja der Türke nicht halb ſo verhaßt als der Reformirte, und umgekehrt. Man redet heutzutage unter uns nur immer von der Inquiſition und den Glaubensgerichten der katholiſchen Kirche: allein man vergißt dabei, daß auch die evangeliſche Kirche ihre ſehr zahlreichen, ſehr eifrigen Glaubenstribunale gehabt hat, und zwar genau ebenſo viele wie es evangeliſche Kanzeln, evangeliſche Geiſtliche und evangeliſche Kirchenvorſtände gab. Die Executionen dieſer Glaubenstribunale ſind nicht ſo großartig und treten nicht mit dieſem blutigen Pomp auf, wie die

Autodafe's der katholischen Kirche, obwohl auch bei ihnen bekanntlich der Henker nicht selten blutige Arbeit hatte und Scheiterhaufen und Blutgerüste auch in der Geschichte der Evangelischen nicht fehlen. Aber was ihnen an Großartigkeit abgeht, das ersetzen sie durch die Masse; die ganze innere Geschichte der evangelischen Kirche in Deutschland von der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts bis weit in die Mitte des achtzehnten hinein ist angefüllt durch gegenseitige Anklagen und Verketzerungen, durch Verfolgungen der Prediger sowohl unter einander wie von Seiten der Gemeinden, durch Amtsentsetzungen, Verbannungen und Aechtungen. Dieser evangelische Priesterstand, den wir uns so gern als den eigentlichen Friedensstand denken, war dazumal ein sehr unruhiger und sehr gefahrvoller Stand; auf allen Straßen, zu allen Thoren hinaus sah man die flüchtigen Diener des Evangeliums ziehen, bald durch die Kriegshorden der Katholiken, bald durch innere Unruhen der Gemeinden, bald durch einen Machtspruch ihrer weltlichen Gebieter, bald auch durch ihren eigenen Starrsinn und Widerspruchsgeist verjagt. Einzelne berühmte Fälle dieser Art aufzustellen, müssen wir der Kirchengeschichte überlassen, indem wir hier nur an Einen Mann erinnern, der zugleich als evangelischer Liederdichter eine der ersten Stellen einnimmt und den wir ebenfalls noch in hohen Jahren am Stecken des Flüchtlings erblicken,

Digitized by

zu einer Zeit, die sich schon für verhältnißmäßig aufgeklärt und duldsam hielt, und unter einem Regenten, der übrigens mit Recht als ein Muster politischer Einsicht und Klugheit gepriesen ward: Paul Gerhard, in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, unter dem Scepter Friedrich Wilhelm des Großen.

Doch müssen wir hier, um Mißverständnisse zu verhüten, sogleich noch eine Bemerkung einschalten. Wir sprachen vorhin davon, wie außerordentlich die Zahl deutscher Flüchtlinge zugenommen und daß bald kein Fleck der Erde mehr sein wird, wohin sie nicht den Segen ihrer Arbeit zugleich mit der Last ihres Elends tragen. Aber nur in Einem Lande sind sie jetzt nicht mehr zu finden, wo sie ehedem sehr häufig waren, ja wo sie Jahrhunderte hindurch beinahe ausschließlich gefunden wurden: und das ist in Deutschland selbst. Der Mangel an einheitlicher Verwaltung, an welchem das deutsche Reich litt, sowie die Vielherrschaft, unter welcher der deutsche Boden zerstückelt war, führte für unsere Flüchtlinge wenigstens den Vortheil mit sich, daß sie ihren Wanderstab in der Regel nicht allzuweit zu setzen brauchten. Es gab der Herren gar viele in Deutschland, und so viel Herren so viel Grenzen; man brauchte häufig nur zu den Thoren der Stadt hinauszugehen, um auch dem Arm seiner Verfolger entrückt zu sein. Die deutschen Flücht-

linge der älteren Zeit verlassen daher in den meisten Fällen Deutschland gar nicht, sie flüchten sich nur aus einer deutschen Landschaft, oft nur aus einer Stadt in die andere — hatten wir überhaupt keine deutsche Einheit damals, so hatten wir dafür auch keine Polizeieinheit; auch waren jene Transporte und Auslieferungen, die heutzutage ein so bedeutendes Kapitel des internationalen Staatsrechts bilden, damals zum größten Theile noch gar nicht erfunden. Im Gegentheil, Fürsten und Obrigkeiten liebten es damals noch, sich in gegenseitigem Schach zu erhalten, indem sie Einer die Flüchtlinge des Andern bei sich aufnahmen, ihnen Obdach, Unterhalt und Anstellung gewährten und ihnen die Fortsetzung ihrer Wirksamkeit erleichterten; in einer Zeit, wo der Staat überhaupt nur als ein Product der Gewalt aufgefaßt ward und daher auch die Staatskunst nur eine Lehre war, sich gegenseitig möglichst viel Abbruch und Schabernack zu thun, waren eben alle Mittel willkommen, die möglicherweise zu diesem Zwecke dienen konnten — also auch der Haß und das Elend der Flüchtlinge. Die äußere Lage derselben war dadurch allerdings für sie vortheilhafter als heutigen Tages; aber daß sie darum das Elend der Verbannung minder lebhaft empfunden hätten, darf man doch nicht glauben. Der Gesichtskreis der damaligen Welt war überhaupt noch enger, beschränkter;

Digitized by Google

was den durch Eisenbahn und Dampfwagen verwöhnten Kindern der Gegenwart kaum mehr das Vaterland, ja kaum mehr der Welttheil ist, das war den einfachern Menschen von damals die Vaterstadt; es war ihnen ebenso schmerzhaft und vielleicht noch schmerzhafter, jenseits des Stroms zu wohnen und vom andern Ufer herüber die Thürme der Vaterstadt winken zu sehen, die ihr Fuß nicht mehr betreten sollte, als es den Flüchtlingen von heute ist, jenseits des Oceans zu wohnen und den Wolken nachzustarren, die über die Steppe jagen, ostwärts nach Europa zu. Nur auf diese Weise erklärt sich die häufige Anwendung der Verbannungsstrafe, die uns im ältern Recht, besonders im ältern Städterecht begegnet und die dem Betroffenen gewiß nicht minder hart erschien und seine Existenz nicht weniger bedrohte, weil das Weichbild der Stadt vielleicht nur wenige Stunden, vielleicht nur wenige Minuten im Umkreis hatte.

Ebenso zerstückelt aber, wie das politische Gebiet, war auch das kirchliche und sogar noch mehr, da häufig die verschiedensten Bekenntnisse unter Einem Scepter lebten. Auch die Flucht der Geistlichen brauchte somit in den meisten Fällen nicht weit zu gehen; bei der großen Anzahl der damaligen Sekten, sowie bei dem theologischen Eifer, der damals selbst die Masse des Volks durchdrang, trafen sie gewöhnlich sehr bald auf Gegenden

Digitized by Google

und Kreise, die sie als Märtyrer erkannten und es sich zur Ehre schätzten, ihnen einen neuen Herd und eine neue Wirkungsstätte zu bereiten. Immer aber bleibt es ein charakteristischer Zug jener Zeit, dessen sittliche Bedeutung man wohl noch nicht genügend erkannt und gewürdigt hat, daß die damaligen Diener der Kirche jederzeit wie ein Soldat in der Schlachtreihe standen, jeden Augenblick gewärtig, von ihrem Schicksal ereilt und von Allem, was ihnen werth war, von Haus und Hof, von Kanzel und Gemeinde hinweggerissen zu werden. Irren wir nicht, so erklärt sich damit ein großer Theil jenes außerordentlichen moralischen Ansehens, in welchem die evangelische Geistlichkeit damals bei ihren Gemeinden stand. Ja sogar auf den Eifer und den Fanatismus der Geistlichen selbst wird dadurch zum Theil ein milderes Licht geworfen: diese standen doch wenigstens noch mit ihrer Person für ihren Glauben, selbst für ihre Grillen ein und hatten doch also etwas, worauf sie allenfalls stolz sein durften.

Auch Paul Gerhard ist nun, wie die neuere Kritik nachgewiesen hat, nicht ganz der lammfromme Dulder gewesen, als den man sich ihn früher vorzustellen liebte. Auch die anmuthige Erzählung von Ursprung und Veranlassung des berühmten „Befiehl du deine Wege", sowie von dem unmit-

Digitized by

telbaren Erfolg, den dasselbe für den Dichter gehabt haben soll, hat sich bekanntlich vor der Kritik nicht behaupten können und darf nur noch als ein angenehmer Mythus betrachtet werden. Doch hört das Lied darum nicht auf ein Kleinod der deutschen Poesie zu sein und auch Paul Gerhard im Ganzen verliert dadurch nichts an seinem wohlverdienten Ruf als ein fester, männlicher Charakter und unerschrockener Verfechter seiner Ueberzeugung; der Flüchtlingsstab der deutschen Prediger erhält gleichsam seine Weihe, indem er kurz vor Ausgang unserer vorzugsweise theologischen Epoche noch einmal von einer so keuschen, so männlichen Hand ergriffen wird. —

Wir haben bisher nur von der Theologie gesprochen, ohne auf die übrigen wissenschaftlichen Disciplinen Rücksicht zu nehmen. Und allerdings führte die Theologie damals das unbestrittene Principat der deutschen Wissenschaft; nur soweit die Theologie es für gut befand, durfte damals die Wissenschaft überhaupt ihre Fahnen tragen, der eifrigste Forscher, der kühnste Denker mußte den Flug seines Geistes hemmen, sobald die Theologie ihm die Weisung dazu ertheilte.

Das war nicht blos in Deutschland so, sondern in ganz Europa, in der katholischen so gut wie in der evangelischen Kirche. Ja die erstere übte, wie es denn

Digitized by Google

freilich in ihrem Begriffe liegt, ihre Oberherrſchaft auch hier wieder mit noch größerer Strenge und einer noch augenfälligeren Grauſamkeit; der Scheiterhaufen eines Giordano Bruno, der Kerker eines Vanini, der Widerruf eines Galilei bieten dafür ebenſo belehrende wie furchtbare Exempel. Die evangeliſche Kirche war nicht weniger verfolgungsſüchtig, aber minder gewaltthätig; ſie begnügte ſich auch hier wieder in den meiſten Fällen, dem ungläubigen Gelehrten, der ihre Ruthe nicht mit dem Gehorſam küſſen und ſich ihrer Richtſchnur nicht mit dem Reſpect fügen wollte, den ſie verlangte, den Stecken des Flüchtlings in die Hand zu drücken und die weltliche Wiſſenſchaft in daſſelbe Exil zu treiben, das ſie ſelbſt ſchon ſo vielfach erprobt.

Der berühmteſte und glücklichſte dieſer wiſſenſchaftlichen Flüchtlinge iſt Chriſtian Thomaſius. Seine Flucht von Leipzig nach Berlin und Halle im Mai 1689 iſt die eigentliche Hedſchra der modernen deutſchen Wiſſenſchaft; mit ihm geht das Principat der deutſchen Bildung von Kurſachſen auf Kurbrandenburg über, der Exprofeſſor von Leipzig, den der Haß der dortigen Theologen zur heimlichen Flucht gezwungen, wird der Stifter der Univerſität Halle, die Wiſſenſchaft ſchüttelt mit kräftigem Ruck das Joch der Orthodoxie von ſich und fängt an ſich auf eigeneſ üße zu ſtellen.

Digitized by Google

Damit haben wir uns dem Beginne des achtzehnten Jahrhunderts genähert, wo nun die Kunst und namentlich die Poesie zur Lebensaufgabe der deutschen Poesie wird, in demselben Umfang und fast auch mit derselben Ausschließlichkeit, wie es vorher die Theologie gewesen. Auch der Reigen unserer modernen Dichter eröffnet sich wiederum mit einem Flüchtling: Johann Christian Günther (1695 bis 1723) ist der erste Vorläufer unserer modernen Poesie. Unter dem zerrissenen Rock dieses verlumpten, verlorenen Studenten lebt zum ersten Mal wieder das Herz eines Dichters; die Poesie ist ihm nicht blos, wie seinen gelehrten Collegen, eine Sache des Verstandes und der äußeren Bildung, sondern mit unaufhaltsamer Gewalt strömt sie bei ihm aus den Grunde eines empfindungsreichen, leidenschaftlichen Herzens. Günther ist der erste Poet unserer modernen Literatur, dessen Gedichte zugleich sein Leben sind; die Schönheit, die er mit stammelnder Zunge zu verkünden strebt, hat zugleich sein Blut entzündet, er dichtet nicht blos Trink- und Liebeslieder, er liebt und trinkt auch — und auch der Jammer seiner Bußgedichte und die Verzweiflung seiner Sterbelieder strömt aus der dunkelsten Tiefe eines zerknirschten, zerbrochenen Herzens.

Für einen solchen Poeten hatte die damalige Welt, die Welt der Convenienz, der abstracten hohlen Form,

wohlweise Magistrat der einen freien Reichsstadt sie zum Thore hinaus, so setzten sie sich ihm in der nächstgelegenen so dicht auf die Nase, daß der Spectakel nur um so größer wurde. Wäre nicht in Schubart's Leben das furchtbare Nachspiel der Hohenasperger Gefangenschaft und würde bei Wekhrlin der Gemeinheit und Rohheit nicht endlich doch zuviel, so könnte man sie die komisch idyllischen Vorläufer unserer späteren politischen Flüchtlinge nennen, die freilich zumeist um bedeutendere Sachen stritten, dafür aber auch ihren Flug weit über die Grenzen des Vaterlandes, nicht blos der Vaterstadt, hinweg richten mußten.

Bevor wir jedoch die verschiedenen Phasen auch auf diesem letzten Gebiete flüchtig charakterisiren, sei es uns gestattet, hier noch den Namen desjenigen Mannes einzuschalten, durch den das poetische Flüchtlingsthum, wie es sich mit Johann Christian Günther entwickelt hatte, seine letzte und großartigste Verklärung fand. Und das ist kein geringerer Name als Friedrich Schiller. Wer noch heut ohne Weiteres den Stab bricht über unsere deutschen Flüchtlinge und den so höchst moralisch tönenden, dennoch kaum halbwahren Satz ausspricht, daß ein Mensch nichts taugt, der nicht lieber in der Heimath Knechtschaft und Noth aller Art erträgt, als daß er in der Fremde groß und glücklich wird — der

Digitized by Google

wolle sich erinnern, daß auch Friedrich Schiller, dieser reinste und edelste von allen Dichtern, einmal das Brod des Flüchtlings gegessen und den Stab der Verbannung getragen hat. Friedrich Schiller, wie er auf der Flucht von Stuttgart im Sachsenhäuser Walde kurz vor Frankfurt an der Landstraße zusammenbricht, erschöpft, ohne Geld, ohne Aussichten, niemand als seinen treuen Andreas Streicher zur Seite — oder wie er dann beim Eintritt in die reiche lärmende Handelsstadt hinabstarrt über das Geländer der Brücke in den trüben gelben Main und, nach den Worten seiner späteren Lady Milford, bei sich abmißt, was wohl tiefer sei, das Wasser da unten oder sein Elend — das sind zwei Bilder, die Niemand vergessen sollte, der sich selbst etwa für einen deutschen Dichter hält und die wir mit ganz besonderer Freude an dem Fußgestell einer Schillersäule sehen würden. Nur wo in einem Dichterherzen zugleich soviel edelster Männerstolz pochte, nur wo die Freiheit seiner Kunst einem dreiundzwanzigjährigen, im Druck des furchtbarsten Militärdespotismus erzogenen jungen Manne so viel galt und so heilig war, daß er ihr ohne Bedenken Vaterland und Familie und Zukunft opferte, nur da konnte so Herrliches gedeihen und so Großes ausgeführt werden, wie es durch Schiller geschehen ist.

Digitized by Google

Auch die lange Schattenreihe unserer politischen Flüchtlinge wird durch eine erhabene, ehrfurchtgebietende Gestalt eröffnet: Georg Forster. Zwar war derselbe im strengsten Wortverstande kein Flüchtling, indem er sich bekanntlich freiwillig nach Paris begab, um den Anschluß von Mainz an Frankreich zu betreiben. Ebenso bekannt aber ist es auch, daß Mainz in der Zwischenzeit von den Deutschen zurückerobert ward und daß Forster sich von da an als ein Geächteter, Preisgegebener vom Vaterlande ausgeschlossen sah. Auch die Gründe seines Todes sind bekannt: gleich Hutten stirbt auch Forster an innerer Zerrissenheit, aber nicht blos um die Geschicke des Vaterlands, sondern noch weit mehr um die Geschicke der Freiheit selbst, deren Fahnen er allzugläubig gefolgt war und die er nun mit Entsetzen aus einer Göttin zu einem Buhlweib werden sah.

Derselbe Zwiespalt zwischen Freiheit und Vaterland, in welchem Forster untergeht, lastet nun auch fernerhin auf den politischen Flüchtlingen des neunzehnten Jahrhunderts als ihr eigenstes dämonisches Verhängniß. Männer, wie Ernst Moritz Arndt, der vor den Schergen Napoleons bis nach Schweden und Rußland flüchtet und mitten aus dieser winterlichen Fremde heraus durch seine Schriften und Lieder das Feuer des Patriotismus in den Herzen

Digitized by Google

seiner Landsleute wieder anzündet, waren von diesem Dämon allerdings frei. Allein diese flohen auch nur vor der Gewalt eines fremden Eroberers, ihr Exil war ebenso einzig wie die Umstände, unter denen es erfolgte, und dürfen wir dieselben daher derjenigen Gattung von Flüchtlingen, die uns hier beschäftigen, nicht wohl beizählen.

Der Zug dieser politischen Flüchtlinge beginnt vielmehr erst mit dem Wartburgfest, der Auflösung der Burschenschaft und den Demagogenriechereien, die nun von Berlin und Mainz aus in Gang gesetzt werden und in kürzester Zeit ein eisernes Netz über ganz Deutschland, selbst über die Nachbarländer ausspannen. Frankreich war damals, unter der Herrschaft der Restauration, theils ganz verschlossen, theils nicht sicher genug, England den Meisten zu entlegen und zu kostspielig. So ging die Hauptströmung denn vorzugsweise nach der Schweiz, angelockt durch die romantischen Traditionen derselben von Wilhelm Tell und der alten schweizer Freiheit, sowie von der Unschuld der schweizer Sitten: Traditionen, die auch auf die poetischen Versuche der Flüchtlinge (wie z. B. auf die Gedichte von August Follen) und also mittelbar auch auf die deutsche Poesie selbst lebhaft einwirkten. Und allerdings paßten dieselben auch vortrefflich zu den Kaiserbildern und den sonstigen romantischen Illusionen,

Digitized by Google

mit denen die deutsche Jugend sich damals trug, besonders die poetische.

Nach der Julirevolution wird Frankreich das vornehmste Ziel unserer Flüchtlinge und auch davon machen sich sofort gewisse literarische Folgen und Einflüsse fühlbar. Die schweizer Einfalt wird sammt der mittelalterlichen Romantik verdrängt durch französische Weltkenntniß, französischen Witz und leider auch durch französische Frivolität. Ludwig Börne und Heinrich Heine sind die Hauptrepräsentanten dieser Richtung; der alte Kampf zwischen Freiheit und Vaterland berührt sie nur noch wenig, sie kommen schon mit der Ueberzeugung nach Frankreich hin, daß am Vaterlande im Ganzen nur wenig gelegen, ja daß das Vaterland selbst nur eine Schranke und daß der wahrhaft gebildete Mensch überall da zu Hause ist, wo er nur Bildung und Freiheit findet. Der deutschen Literatur werden aus dem Lager der Flüchtlinge, also namentlich aus Frankreich, eine Menge neuer und bedeutender Ideen zugeführt, die in der Literatur sowohl wie im Publikum eine außerordentliche Gährung verbreiten. Doch sind die Wege, auf denen dieselben überliefert werden, selten ganz rein und daher ist auch die Wirkung im Ganzen mehr verwirrend und betäubend gewesen, als aufklärend und reinigend.

Digitized by Google

Seit der jüngſten Revolution endlich iſt auch das Aſyl in Frankreich für die Meiſten wieder verloren gegangen und die Schaar der deutſchen Flüchtlinge, zu Legionen angeſchwellt, iſt, wie wir im Eingang ſagten, ausgeſtrömt über die ganze Welt. Alle Stände, alle Beſchäftigungen, ſelbſt alle Kunſtgattungen ſind darunter vertreten; neben dem Philoſophen Ruge ſteht der Dichter Kinkel, neben dem Baumeiſter Semper der Muſiker Wagner, der Componiſt des Tannhäuſer und des Lohengrin; kein Gebiet des deutſchen Lebens oder der deutſchen Kunſt iſt verſchont worden von dem gewaltigen Sturm und faſt überall ſind es die hoffnungsvollſten Knoſpen und die edelſten Blüthen geweſen, welche er abgeſchüttelt. Was wird dem deutſchen Vaterlande, was wird namentlich der deutſchen Kunſt und Wiſſenſchaft aus ihrer Mitte erwachſen? Mit welchen Gaſtgeſchenken werden ſie ſich bei der einſtigen Rückkehr löſen für die lange Entfremdung und die Schuld, die auch ihnen anhaftet? Ja wann und unter welchen Umſtänden wird dieſe Rückkehr überhaupt nur erfolgen und erfolgen können?

Das ſind Fragen, auf die es in dieſem Augenblick noch keine Antwort giebt. Aber wie ſie ſich auch entſcheide — mögen auch die deutſchen Flüchtlinge der Gegenwart niemals vergeſſen, daß Namen, wie Hutten, Thomaſius, Schiller,

Digitized

auf ihrer Liste prangen! mögen sie unter fremdem Himmel fest an deutscher Gesinnung und deutschem Geiste halten! mögen sie für das Ausland ebenso viele Apostel deutscher Bildung und deutscher Sitte werden und mögen sie uns dafür dereinst aus der Fremde mitbringen, was uns noch mangelt — nämlich Kraft und Muth, durch Erfahrung erprobt, durch Besonnenheit geläutert, und einen Freiheitssinn, der das Gesetz als das Höchste über sich erkennt!

Digitized by Google

Gustav Kombst.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Name, den wir an die Spitze dieser Blätter gestellt haben, wird Vielen unserer Leser vollkommen unbekannt sein, besonders dem jüngern Theil derselben. Einige werden sich zwar erinnern, ihn früher einmal gehört zu haben: allein die Fluth der Ereignisse, die seitdem so wild geschäumt hat, ist darüber hingegangen und sie können sich nicht mehr entsinnen, wem er eigentlich angehört und welche Begebenheiten mit ihm verknüpft sind. Noch Andere endlich werden eine deutliche und klare Erinnerung davon haben: aber sie werden sie fliehen wie etwas Peinliches, mit dem sie vor sich selbst nicht zurecht kommen können.

Vor zwanzig Jahren war das anders; Gustav Kombst gehörte damals zu den bekanntesten Namen der deutschen Politik — nämlich soweit zu jener Zeit von einer deutschen Politik überhaupt die Rede sein konnte. Und nicht blos zu den bekanntesten Namen gehörte er, sondern auch zu den gefürchtetsten. Während das Publikum halb neugierig, halb schadenfroh auf Alles hinhorchte, was mit diesem Namen in Verbindung stand, war er das Schreckbild der Regierungen; die mächtigsten Throne Deutschlands

Digitized by Google

meinten zu schwanken, so lange Gustav Kombst in Freiheit war; Steckbriefe wurden hinter dem Flüchtigen erlassen, eigene Unterhändler wurden ausgesandt, ihn einzuholen und zur Umkehr zu überreden; die gesammte Diplomatie, hohe und niedere, wurde in Bewegung gesetzt, seine Schritte zu belauern und wo es ihm irgend gelang sich eine Freistätte zu verschaffen, da waren auch sofort die deutschen Regierungen mit Ausweisungsgesuchen und Drohungen bei der Hand, ihn weiter und weiter zu hetzen.

Woher dieser Haß? Kombst gehörte, wie unsere Leser aus dem Obigen bereits gemerkt haben werden, zu den zahlreichen Flüchtlingen, welche Deutschland zu Anfang der dreißiger Jahre aus politischen Gründen verließen und deren wir im vorigen Aufsatz flüchtig erwähnten; was hatte er begangen, welche fürchterlichen und strafwürdigen Erinnerungen knüpften sich an seinen Namen, daß selbst das Exil, in dem er lebte, weder die Furcht seiner Gegner zu verringern, noch ihren Haß zu befriedigen vermochte? Hatte er vielleicht an einem jener bewaffneten Aufstände Theil genommen, welche damals wie Wetterleuchten hinter dem Gewitter im Gefolge der Julirevolution durch Deutschland gezogen waren? Stand er an der Spitze einer jener Verschwörungen, mit deren Schattenbildern die Furcht der Regierungen so lange ge-

Digitized by Google

spielt hatte, bis die Gespenster endlich in Fleisch und Blut überzugehen drohten? War er mit einem Wort einer jener verbrannten Köpfe, einer jener Revolutionäre vom Handwerk, welche sich damals einbildeten, mit einer Handvoll Studenten oder einer Rudel fanatischer Bauern die Geschicke Deutschlands entscheiden und ein neues Zeitalter der Freiheit und Gerechtigkeit heraufführen zu können?

Nichts von dem Allen! Kombsts Verbrechen waren weit unscheinbarerer Art: er war nur ein mißliebiger Schriftsteller und wurde als solcher verfolgt. Auch das war zu jener Zeit kein ungewöhnliches Schicksal mehr in Deutschland; schon hatten Börne und Heine dem Vaterlande den Rücken gewendet, aus keiner andern Ursache, als weil sie nicht Lust hatten die freie Laune des Schriftstellers mit den Qualen des Kerkers zu büßen; Wirth und Siebenpfeiffer waren blos durch die Feder zu gefürchteten Revolutionärs geworden und bei dem außerordentlichen Argwohn, mit welchem die Presse damals belauert wurde, konnte es selbst dem Gemäßigtesten unschwer begegnen, ins schwarze Buch der Aufrührer und Volksverführer eingetragen zu werden.

Allein mit Kombst's Schriftstellerei hatte es noch ein ganz eigenes Bewenden; das Schriftchen, durch das er auf einmal zum offenbaren Hochverräther geworden sein sollte, war gar nicht einmal von ihm selbst geschrieben: es waren

Digitized

Aktenstücke, offizielle Aktenstücke, hervorgegangen aus der Feder derselben Staatsmänner, welche ihn jetzt mit Steckbriefen verfolgen ließen. Nicht also der Autor wurde verfolgt — der saß vor wie nach in Würden und Ehren und lenkte das Ruder des Staats mit allmächtiger oder doch für allmächtig gehaltener Hand; auch nicht der Inhalt — es waren die Beschlüsse der Regierungen selbst, es waren ihre eigenen Gedanken und Rathschläge über den Weg, welchen die deutsche Politik einschlagen müsse, und die konnten doch unmöglich straffällig sein, wenigstens nicht vor ihrem eignen Forum — sondern lediglich die Herausgabe war es, durch welche Kombst sich schuldig gemacht und den Zorn der Regierungen auf sich gezogen hatte. Die Aechtheit der Aktenstücke zu bezweifeln, fiel Niemand ein; hätte es aber Jemand thun wollen, so würde gerade der Eifer, mit welchem man Kombst verfolgte, ihn widerlegt haben. Eben so wenig wagte man die Grundsätze abzuleugnen, welche in den Aktenstücken ausgesprochen wurden; wie hätte man es auch können, da ja Alles, was die deutschen Regierungen gethan hatten und noch thaten, in genauester Uebereinstimmung damit stand und von tausend bereitwilligen Federn als die wahre, ächte Staatsweisheit gepriesen ward? Aber die Herausgabe war nichts destoweniger ein Verbrechen und der Verwegene, der sich unterfangen hatte, den Schleier

dieses Geheimnisses zu lüften, mußte nichtsdestoweniger von Land zu Land gejagt werden.

Es gab noch andere Stimmen, Stimmen sehr achtbarer Männer, deren Freisinnigkeit und Patriotismus keinem Zweifel unterlag; sie freuten sich der Veröffentlichung, aber den Weg, auf welchem dieselbe erreicht worden war, vermochten sie doch nicht zu billigen; sie erkannten den hohen Werth der Aktenstücke an, aber dem, durch den sie ans Licht gelangt waren, vermochten sie doch kein Wort der Anerkennung zu gönnen. Um es kurz zu sagen: nicht die Herausgabe der Aktenstücke war Kombst's eigentliches Verbrechen, sondern die Art und Weise, wie er dazu gekommen — nämlich durch Diebstahl.

Diebstahl — ein furchtbares Wort! Und doch versicherten Alle, die Kombst jemals gekannt, daß er ein durchaus edler und ehrenhafter Mensch! Und doch trug jedes Wort, das er äußerte, sowie jede seiner Handlungen, bis auf jene eine unerklärliche, den unverkennbaren Stempel des Ehrenhaften und Tüchtigen! Ein Ehrenmann und doch ein Dieb — welch ein Widerspruch!

Betrachten wir, um denselben zu lösen und das Andenken eines ebenso edlen wie unglücklichen Mannes in der ihm gebührenden Weise wiederherzustellen, das Leben dieses Flüchtlings ein wenig genauer. Wir haben dabei den Vortheil, uns einer sehr reichlich fließenden Quelle

Digitized by Google

bedienen zu können: nämlich Kombst's eigener Aufzeichnungen. Dieselben wurden kurze Zeit nach seinem Tode, zu Anfang des Jahres Acht und vierzig, unter dem Titel „Erinnerungen aus meinem Leben" veröffentlicht und sind leider lange nicht so bekannt geworden, wie sie wohl verdient hätten. Zum Theil lag dies an der Zeit ihres Erscheinens, zum Theil aber auch an ihrem Inhalt selbst. Der geringe Theil des Publikums, der damals überhaupt noch von Kombst wußte, hatte sich ein Bild von ihm gemacht, dem das Buch nun auf keine Weise entsprach. Man kannte nur Kombst den Flüchtling, den Geächteten, den Feind der Kabinette; zu einer Zeit, wo der Respekt vor der officiellen Staatsweisheit im Publikum noch ziemlich groß war, hatte er es als einer der Ersten gewagt, ihr die Maske zu lüften, und die Hohlheit, die sich darunter verbarg, an den Tag zu bringen. Hatte er das schon bei Lebzeiten gethan und hatte er dafür sein ganzes zeitliches Wohlsein auf das Spiel gesetzt, was ließ sich nun nicht erst von dem Nachlaß des Verstorbenen erwarten! Welche pikanten Geheimnisse, welche scandalösen Enthüllungen mußten darin enthalten sein! Die Stimme, die schon bei Lebzeiten unseren Diplomaten so furchtbar ins Ohr geklungen, mit welcher Donnergewalt mußte sie sich nicht erst jetzt, gleichsam von jenseits des Grabes her erheben!

Digitized by Google

Aber von alledem enthalten diese „Erinnerungen“ nichts; es ist ein ernstes, stilles Buch, das sich weder an die Neugier, noch an die Schadenfreude, sondern einzig an das Mitgefühl des Lesers wendet. Unsere jungen Dichter rühmen sich nicht selten, ihre Erstlingsverse, jene Verse, in denen sie ihre Gymnasiastenliebschaft feiern und die sie selbst wenig Jahre später gern wieder verleugnen möchten, „mit ihrem Herzblut“ geschrieben zu haben. Darf diese schwer mißbrauchte Redensart überhaupt noch auf ein schriftstellerisches Produkt angewendet werden, so ist sie bei den Kombst'schen „Erinnerungen“ allerdings am richtigen Ort. Er begann sie, nach seinem eignen Eingeständniß (und bei einem Manne von Kombst's ernstem, fast herben Charakter haben solche Geständnisse ihren Werth), „in Zeiten tiefster persönlicher Bedrängniß, zu einer Zeit, da er sich so überschwenglich elend und unglücklich fühlte, wie er niemals geglaubt hatte werden zu können.“ In solchen Momenten, sagt er, habe die Erforschung seines Innern und ein Rückblick auf sein Leben und seinen Bildungsgang ihm einigen Trost gegeben. Indem er sich Vergangenheit und Gegenwart klar vor die Seele gerufen, habe er die nöthige Kraft gewonnen, in eine traurige, dunkle Zukunft zu sehen. Es seien Gespräche gewesen, die er mit sich selbst geführt und bei denen es ihm geschienen, als spräche er mit einem Freunde,

der ihm fehlte. Nachdem er diese Aufzeichnungen einige Zeit fortgeführt, habe er sie wieder durchgelesen und in ihrer Unterhaltung neuen Trost gefunden. Seine Gesundheit, die einige Zeit gelitten hatte, hob sich wieder, sein Geist ward frischer, lebendiger, zuversichtsvoller als je zuvor. „Ich hatte nun gesehen", sagt er wörtlich, „wieviel der Mensch zu tragen vermöge und ich war sicher geworden, nie zu verzweifeln."

Ein solches Buch, so ohne alle Rücksichten auf das Publikum geschrieben, lediglich aus innerm Drang, zum Trost der eignen tiefbekümmerten Seele — ein Buch, bei dem der Verfasser weder auf das Bravoklatschen der künftigen Lesewelt noch auf das Kritzeln der Recensentenfedern, sondern allein auf die Schwingungen des eignen Herzens gelauscht hat — ein solches Buch verdient gewiß, daß wir ihm vollen und ungetheilten Glauben schenken. Es giebt Menschen, allerdings, die sich selbst belügen, theils absichtlich, theils ohne es zu wissen, und diese Lüge mit sich führen in die Einsamkeit, ja selbst bis an die Schwelle des Grabes; daß aber Kombst zu diesen unglücklichen Doppelnaturen nicht gehört, das wird die nachfolgende Skizze seines Lebens, zu der wir uns nun wenden, auch dem Schwergläubigsten beweisen.

Gustav Kombst wurde in der Nähe von Berlin im Jahre 1806, einige Wochen nach der Schlacht bei

Digitized by Google

Jena geboren. Die Verhältniſſe der Familie waren nichts weniger als glänzend. Der Vater war Soldat, „eine edle, kecke Reiternatur.“ Beim Rückzug von Jena mit dem Blücherſchen Corps war er ſchwer verwundet worden. Auch an den Kriegen von 13—15 nahm er lebhaften Antheil; er kämpfte bei Leipzig, zog mit in Paris ein und überſtand den heißen Tag von Waterloo. Kurz darauf verließ er den Kriegsdienſt, um eine Anſtellung als Subalternbeamter anzunehmen, Anfangs in der Provinz Sachſen, dann in Stettin, wo Kombſt auch ſeine Gymnaſialſtudien abſolvirte. Doch hatte der Ton im älterlichen Hauſe bei alledem noch immer etwas Militairiſches behalten; die Erinnerungen an die Freiheitskriege bildeten in Worten und Werken die eigentliche Grundlage dieſes Familienlebens. Von der Beute, welche bei Waterloo in Napoleons Reiſewagen gefunden worden, hatte der alte Huſar allerhand Andenken mitgebracht, Ketten, Ringe, geſchnittene Steine; eine Anzahl von Kupferſtichen, welche das Kombſt'ſche Wohnzimmer ſchmückten, hatte ehemals die Wände in Malmaiſon verziert; ebendaher, vom Bette der Kaiſerin, ſtammte ein Stück ſchöner grüner Seidenfranzen, welche anfangs als Familienmerkwürdigkeit ſorgfältig aufbewahrt, ſpäter aber von Kombſt's jüngſten Schweſtern an ihren Mänteln getragen wurden.

Dieser Umgebung entsprachen auch die übrigen Eindrücke, unter denen der Knabe emporwuchs; der Vater war nicht blos tapferer Soldat, sondern auch glühender Patriot, wenn auch freilich nur in jenem specifisch preußischen Sinne, der damals noch allein als Patriotismus galt; die wiederhergestellte Größe Preußens, die Tapferkeit seiner Krieger, der Ruhm, den sie auf so vielen Schlachtfeldern erstritten, bildeten den nie erschöpften Gegenstand seiner häuslichen Unterhaltungen.

Solche Unterhaltungen aber, so angemessen dem jugendlichen Sinne, der ein natürliches Behagen an Krieg und kriegerischen Gefahren findet, pflegen keine Revolutionäre groß zu ziehen. Im Gegentheil, so tief waren diese Jugendeindrücke und mit solcher Innigkeit wurden sie von dem Knaben aufgenommen, daß selbst der Mann, trotz aller trüben Erfahrungen und trotz der bittern Feindschaft, in die er zur preußischen Regierung gerathen war, sich doch von einem gewissen edlen und gerechtfertigten Preußenstolz niemals frei machen konnte noch wollte; weit entfernt in eine Geringschätzung einzustimmen, die einige Zeit hindurch fast Mode geworden war, trug er die Ereignisse von Anno dreizehn jederzeit, wie er selbst sagt, „mit Flammenzügen in der Seele eingeschrieben“ und zählte sie dem Größten und Höchsten bei, von dem die Weltgeschichte Kunde hat. Ja mitten

im Elend seines Flüchtlingslebens, gehetzt und verfolgt von preußischen Steckbriefen, hörte er niemals auf, an Preußens hohe Bestimmung für Deutschland zu glauben und in ihm den Hort der deutschen Zukunft zu sehen, vorausgesetzt, daß Deutschland überhaupt noch auf eine Zukunft hoffen durfte.

Auch übrigens hatte die Natur ihn nicht zum Revolutionär angelegt. Er selbst bezeichnete noch in späteren Jahren seine physische Naturanlage als „unzweifelhaft aristokratisch“: ein starker gesunder Körper, mit starken Trieben, die Befriedigung heischen; ein gemischtes Temperament, in welchem das sanguinisch-cholerische vorherrsche; alle Sinne scharf, mit Ausnahme des Gesichts; im Ganzen aufs Herrschen und Genießen angewiesen. Dagegen sein Verstand klar, seine Gedanken geordnet, fast immer Herr seiner Gefühle, stets seiner Reizungen Meister (mit Ausnahme der Liebe), die Triebe unschädlich machend so viel wie möglich. Dem Wechsel abgeneigt in Personen, Zuständen, Wohnung, Kleidern, sei er regelmäßig peinlich in der Hausordnung, in allen Geschäften, Besprechungen ꝛc. Er rühmt sich ferner seines starken Bausinnes und daß er Einrichtungen begründen möchte und Gebäude errichten helfen, die gleich den ägyptischen Bauwerken tausendjährige Dauer hätten. Selbst die revolutionären Tendenzen seines späteren Le-

bens suchte er aus diesen ursprünglich aristokratischen Neigungen abzuleiten. „Ich glaube", sagt er einmal, „ich bin nur ein Revolutionär meines Triebes für Ordnung wegen, in Folge meines Baustinns, meines Rechtssinns, der Alles gleich und billig haben will." Auf seine ehrliche Abkunft und seine gesunden Glieder war er so stolz wie nur immer ein Edelmann auf seinen Stammbaum sein kann; er pries es als ein Glück, daß er „von einem edlen kräftigen Schlage abstamme und daß die Ursprünge seiner Familie nach beiden Seiten hin sich in Stämme des deutschen Volkes verlieren, welche Freiheit und Unabhängigkeit stets für die größten Güter gehalten haben."

Doch war sein Aristokratismus nicht immer (daß wir so sagen) so aufgeklärter, so demokratischer Färbung; derselbe konnte im Gegentheil zu gewissen Zeiten auch eine recht beschränkte, fast kindische Form annehmen. Schon als Kind trug er sich mit einem Familiengeheimniß, ähnlich demjenigen, welches Goethe in seinen Knabenjahren soviel zu schaffen machte: nämlich von dem hohen Stand und dem Reichthum seiner Vorfahren, daß der Name, welchen sein Vater führe, nicht der wahre Familienname, von großen Gütern, die der Familie rechtlich zukämen und dergleichen mehr. Kombst, indem er diese Jugendthorheit berichtet, gesteht selbst ein, daß darin

„für den strebsamen Knaben ein Sporn gelegen, dereinst die ihm von Rechtswegen zukommende höhere Stellung wenn möglich zu erreichen." In Veranlassung ihrer habe er sich zeitig gewöhnt, „sich als den Gleichen von höher Gestellten zu betrachten": und dieses Sichgleichfühlen mit den Ersten sei bei ihm im Laufe der Zeit die Grundlage seiner demokratischen Bestrebungen geworden, die durch den Verstand aus dieser Gefühlsrichtung sich herausbildeten; er verdanke dem Mythus von seiner vornehmen Abkunft ein gutes Theil Selbstgefühl und Würde im Benehmen mit den Höchsten zu einer Zeit, da sein Verstand und seine demokratischen Ideen noch weniger entwickelt gewesen. — Auch begleitete diese Jugendthorheit ihn noch weit über die Knabenjahre. Sogar nachdem er ihre Grundlosigkeit bereits eingesehen, fiel es ihm schwer sich ganz davon frei zu machen; selbst noch während seines Aufenthalts am Frankfurter Bundestage ließ er sich dadurch zu gewissen Schritten verleiten, welche, wie wir sogleich sehen werden, nicht ganz ohne Antheil an der schließlichen Katastrophe blieben.

Auf der Universität, welche er zu Ostern 1825 bezog, mußte dieser patriotische Hintergrund des Vaterhauses denn allerdings einigermaßen verblassen. Kombst studirte Jurisprudenz und zwar der Reihe nach in Berlin, München und Jena. An den beiden erstern Orten

Digitized by Google

waren seine Verbindungen mehr literarisch-ästhetischer Natur. Namentlich gründete er in Berlin mit einigen Landsleuten, zu denen auch Franz Kugler und Droysen gehörten, einen literarischen Zirkel, in welchem „fremde und eigene Producte vorgelesen und besprochen, Pläne für literarische Arbeiten und fernere Studien entworfen" und ähnliche harmlose Unterhaltungen gepflogen wurden. In München, das damals in der ersten Blüthe seines Ruhmes stand, wurde er besonders von der bildenden Kunst angezogen. Doch konnte das ästhetische Element ihn niemals recht befriedigen; es fehlte ihm dazu theils an Productivität, theils war auch sein ganzer Charakter dazu zu ernst, um nicht zu sagen zu schwerfällig angelegt.

In die Politik wurde er erst in Jena eingeweiht. Zwar war die Glanzzeit der deutschen Burschenschaft damals (1827) bereits vorüber. Doch hatte sich in Jena noch ein gesunder Stamm hoffnungsvoller, strebsamer Jünglinge erhalten, die über den nächsten wissenschaftlichen Beruf hinaus sich auch für die öffentlichen Angelegenheiten des Vaterlandes auszubilden suchten. Kombst schloß sich ihnen mit Begeisterung an, ohne jedoch auch dabei jene Nüchternheit aufzugeben und jenen praktischen Mäßigkeitssinn, der ihm nun einmal im Blute lag. Bei allen Verhandlungen, die in der Burschenschaft stattfanden, stellte Kombst sich regelmäßig zur gemäßigten

Digitized by Google

Partei; Alles, was an das Extrem anstreifte, in politischer sowohl wie in sittlicher Hinsicht, widerstand ihm und wurde von ihm in Scherz und Ernst bekämpft. Es wäre ein großer Irrthum, wollte man etwa glauben, Kombst habe in der Jenaer Burschenschaft den Grund gelegt zu seinem späteren politischen Auftreten; die Anregungen, die er daselbst empfangen, sind gewiß nicht über das Allgemeinste hinausgegangen. Ueberhaupt dachte er über die Wichtigkeit studentischer Verbindungen stets nur sehr gemäßigt; er mochte „keinen Staat im Staate" dulden, und so tief er übrigens die Poesie der Studentenjahre empfand, so erblickte er doch in dem, „was man jetzt Studentenfreiheit nennt, nur eine wilde Zügellosigkeit in kindischen und verächtlichen Excessen, die keinem Theile zur Ehre gereicht."

Bedürfte es hienach noch eines Beweises, daß Kombst nicht als politischer Brausekopf, geschweige denn als Verschwörer und Hochverräther von der Universität gekommen, so hat die Geschichte seiner nächstfolgenden Jahre denselben aufs Vollständigste geliefert. Nach Stettin zurückgekehrt, widmete er sich seiner juristischen Ausbildung mit Anstrengung und Ausdauer. Daneben studirte er eifrigst Geschichte sowie neuere Sprachen; besonders in den letzteren erwarb er sich eine ungemeine Fertigkeit. Zu welchem Zwecke, sollte kurz darauf klar werden.

Digitized by Google

Es war nämlich im Jahre 1831 und die Julirevolution hatte soeben erst wieder die Politik in den Vordergrund des allgemeinen Interesse geschoben, als Kombst's Freunde plötzlich durch die Nachricht überrascht wurden, daß derselbe im Begriff sei, die Jurisprudenz zu verlassen und zur Diplomatie überzugehen. Mit Empfehlungen an den damaligen Minister des Auswärtigen Grafen Bernstorff versehen, sowie an dessen wahrscheinlichen Nachfolger, den bekannten Ancillon, der das Ministerium auch in der That gleich darauf übernahm, war er von beiden mit Wohlwollen empfangen worden. Einer Probearbeit „über das Lebensprincip der germanischen Staaten", in der er „nach Hegel'schen Ansichten den Constitutionalismus aus den ursprünglichen Rechtsbegriffen der germanischen Nation entwickelt hatte", war reichlicher Beifall zu Theil geworden. Einen noch günstigern Eindruck hatte seine Eingabe selbst gemacht; dieselbe war nämlich in nicht weniger als sieben Sprachen abgefaßt, was für einen angehenden Diplomaten allerdings eine glänzende Empfehlung war. Kombst selbst zwar bezeichnet diese Sprachfertigkeit in seinen „Erinnerungen" nur als einen „preußischen Pfiff;" doch hat er späterhin während seines Aufenthalts in Frankreich und England zur Genüge bewiesen, daß er in der That ein seltenes Sprachtalent hatte. Genug, Ancillon verfügte seine An-

Digitized by Google

stellung; eine Aussicht zur Gesandtschaft nach Constantinopel zukommen zerschlug sich und wurde er statt dessen als Secretair zur Bundestagsgesandtschaft nach Frankfurt am Main geschickt.

Verschwiegen darf dabei nicht werden, daß Kombst's persönliche Freunde diesen überraschenden Schritt damals lediglich als eine Frucht seines Ehrgeizes, vielleicht gar seiner Eitelkeit auslegten. Und in der That ist es nicht unmöglich, daß hier der Keim einer ersten Schuld gelegt ward. Kombst war von gewinnendem Aeußerem; auch seine Manieren empfahlen ihn; seiner ungewöhnlichen Sprachkenntniß haben wir bereits gedacht. Daß ein solcher Mann, in der ersten frischen Jugendkraft, hochstrebend wie wir ihn kennen, einen Drang empfindet, die gewöhnliche Beamtenlaufbahn mit ihrer kleinlichen Prosa hinter sich zu lassen und sich in höher gelegenen und glänzenderen Regionen zu versuchen, ist sehr natürlich; schon das Wagestück, sich als Bürgerlicher in eine Laufbahn einzudrängen, die für gewöhnlich nur den Günstlingen der Geburt und des Glücks offen steht, mußte den natürlichen Uebermuth des Jünglings entzünden. Auch ist es möglich und nach dem Nachfolgenden sogar wahrscheinlich, daß noch ein anderes Motiv mitgewirkt hat: nämlich jener Mythus von der vornehmen Herkunft seiner Familie und von den Reichthümern, die ihr rechtmäßiger Weise

gebührten. Die entzündete Phantasie des jungen Mannes betrachtete es vielleicht nur als eine billige Ausgleichung für die Beeinträchtigungen, welche das Schicksal ihm auferlegt, auch jetzt noch in dieselbe Laufbahn einzutreten, die, wenn Alles nach Recht und Ordnung zugegangen wäre, ohne Zweifel als die nächste und natürlichste vor ihm gelegen hätte; ja vielleicht dachte er sich auf diesem Wege durch Fleiß und Anstrengung wieder zu erringen, um was das Schicksal ihn ungerechter Weise gebracht. Man kann über diese Motive verschiedener Meinung sein: aber etwas Unehrenhaftes und Unredliches wird niemand darin nachzuweisen vermögen.

Kombst selbst führt in seinen „Erinnerungen" noch einen andern Grund an und die Gerechtigkeit verlangt, daß wir ihn ebenfalls hören, wiewohl es kaum wahrscheinlich ist, daß derselbe dem jungen Manne schon damals vollständig klar gewesen; vielmehr scheint er uns in einem sehr natürlichen Irrthum eine spätere Einsicht in jene frühere Epoche zurückdatirt zu haben. Er versichert nämlich „von Jugend auf die größte Neigung, ja wenn man will eine innere Bestimmung zu einer öffentlichen Laufbahn gefühlt zu haben. In monarchischen Staaten ohne Volksvertretung könne dieselbe nur in der Diplomatie angestrebt werden": und so sei dies denn der Grund gewesen, weshalb er sich zu diesem Fach hinzugedrängt.

Digitized by

Wie sich dies nun auch verhalte — der Erfolg war jedenfalls anders als Kombst erwartet hatte. Die Vertretung der preußischen Regierung beim deutschen Bundestage war zu jener Zeit in den Händen des Herrn von Nagler. Das Publikum, das damals überhaupt noch im Zustand politischer Unschuld lebte, kannte Herrn von Nagler nur als den Reformator des preußischen Postwesens; die Verbesserungen, welche er hier hervorgebracht oder die doch wenigstens unter seinem Namen vor sich gegangen, waren so groß und so glänzend, daß er sich einer gewissen Popularität beim Publikum erfreute, besonders bei den Gewerbtreibenden, die von der Beschleunigung des Verkehrs den nächsten und handgreiflichsten Vortheil zogen. Aus den Memoiren des Ritter von Lang hat man Herrn von Nagler seitdem von anderer und minder günstiger Seite kennen gelernt. Vieles in den Lang'schen Berichten mag übertrieben sein; daß Herr von Nagler aber ein gehässiger und peinlicher Vorgesetzter war, ein Bureaukrat vom Kopf bis zur Zehe, der sein größtes Behagen daran fand, seine Untergebenen zu knechten und zu peinigen, das ist auch aus andern unverdächtigen Quellen wohl bekannt; ja der Minister Ancillon selbst hielt es für nöthig Kombst versteckter Weise vor ihm zu warnen.

Allein dieser Warnung unerachtet stellte das Verhältniß sich von vorn herein höchst ungünstig. Kombst, der

Digitized by Google

auf eine interessante, den Geist erhebende und erweiternde Beschäftigung gerechnet hatte, sah sich voll Unwillen mit allerhand kleinlichen Plackereien überladen. Auch war er seinem Vorgesetzten an eigentlicher wissenschaftlicher Bildung gewiß weit überlegen; er sah ihm frühzeitig in die Karten und wurde da Manches gewahr, wovor sein gesunder Sinn sich entsetzte. Eine besondere Veranlassung zum Unfrieden gab aber jener mehrfach erwähnte Familienmythus. Kombst hatte sich zwar, wie er selbst sagt, bereits überzeugt, daß Manches davon ungegründet oder doch falsch aufgefaßt sei; nichtsdestoweniger konnte er der Versuchung nicht widerstehen, seine neuen Frankfurter Verhältnisse dazu zu benutzen, genauere Erkundigungen über seine Abkunft aus dem Reichsheroldamt, sowie aus den Reichsarchiven zu Wien einzuziehen. Herr von Nagler, „der alte Geschlechter nicht liebte," gab sich zwar anfangs den Anschein, als sei er geneigt die Bemühungen seines Secretairs zu unterstützen; in der That jedoch hintertrieb er sie und legte alle möglichen Hindernisse in den Weg, so daß sie ohne Resultat blieben.

Dergleichen Zerwürfnisse gab es noch mehre und noch schlimmere; schon hatte Kombst zu wiederholten Malen in Berlin um seine Abberufung gebeten, als plötzlich ein neuer heftiger Auftritt, zu dem jedoch nicht Kombst selbst, sondern eine Beleidigung die Veranlassung gab, „welche

einem achtungsvollen Manne von Seiten des Günstlings des Gesandten widerfahren", die Sache zum vollständigen Bruche trieb. Einige Wochen später, nachdem er seinen Abschied von der preußischen Regierung erhalten, nöthigte Besorgniß um seine persönliche Sicherheit ihn zur Flucht. Unter dem Vorwand einer Jagdpartie verließ er Frankfurt; bald war die Schweizer Grenze, die allgemeine Zuflucht der damaligen deutschen Flüchtlinge, erreicht.

Bis dahin war der Hergang der Sache noch sehr einfach; Kombst mochte das Scheitern seiner Pläne beklagen: aber noch lag kein Makel auf seinem Namen und auch die Rückkehr ins Vaterland war ihm noch keineswegs abgeschnitten.

Ein einziger Umstand veränderte die Sachlage mit einem Schlage. Kombst war nicht allein gegangen; während der Zeit seiner Anstellung bei der preußischen Gesandtschaft und vermöge ihrer hatte er Gelegenheit gefunden von gewissen geheimen, der Regierung überaus wichtigen diplomatischen Papieren Abschrift zu nehmen. Wozu und in welcher Absicht er es gethan, wird von Kombst selbst nirgend gesagt; in den „Erinnerungen" heißt es nur: „Kombst hatte Abschrift von gewissen Actenstücken genommen, wozu er alles Recht hatte." Worin dieses Recht bestanden, und ob es noch ein anderes gewesen als das (wirkliche oder vermeintliche) Recht der Nothwehr, das Recht

des getäuschten und unterdrückten Volks gegen seine Zwingherren, das überall, in jeder Form und durch jeden Einzelnen zur Geltung gebracht werden darf, wird nicht gesagt. Genug, jene Abschriften hatten ihn begleitet einige Zeit darauf, von Straßburg aus, und nachdem die preußische Regierung ihn steckbrieflich „wegen Entwendung von Documenten" verfolgt hatte, erfolgte ihre Veröffentlichung es sind dies die berühmten „Authentischen Actenstücke", die seitdem öfters wiederholt, zuerst auf authentische und unwiderlegbare Weise das unselige Gewebe aufdeckten, in welches Deutschland damals durch fremde List wie durch eigene Schwäche eingeschnürt war.

Die politische Wichtigkeit dieser Veröffentlichung verkennen wir keinen Augenblick. Auch hatte Kombst vollkommen Recht, wenn er noch späterhin behauptete, „daß in Frankreich und England keine Regierung vor diesen Documenten hätte bestehen können." Nur mit dem Zusatz: „Aber freilich, die Deutschen sind weder Engländer noch Franzosen und Bruder Michel ist in Allem langsam, selbst im Verständniß und der Anwendung des Einfachsten" hat er nicht ganz Recht: denn jene „Actenstücke" haben wirklich in höchst durchgreifender Weise gewirkt und eine Umwandelung des öffentlichen Bewußtseins hervorgerufen, ohne die Vieles von den späteren Ereignissen — Ereignissen, die ja auch nicht für ewig

verloren ſein werden — nicht zu Stande gekommen wäre.

Aber bei alledem können wir doch das Geſtändniß nicht zurückhalten, daß Kombſt nach unſerer Ueberzeugung mit der Entwendung jener Actenſtücke allerdings ein Unrecht begangen: ein Unrecht, das vielleicht im höheren Intereſſe nöthig war, das aber doch immerhin für den, der es perſönlich begeht, ein Unrecht bleibt. Es iſt dies die eigentliche tragiſche Schuld in Kombſt's Leben; auch hat er ſelbſt ſie als ſolche empfunden. Der Ehrenhaftigkeit, die er ſich bei alledem bewahrte, entſpricht es, daß er in ſeinen „Erinnerungen" keinen Verſuch macht ſeine That zu beſchönigen. Er nennt ſie „eine That, die er mit vollem Bewußtſein gethan und die ihn niemals gereuen werde, obwohl er vielleicht zur Zeit der That ſelbſt ihren Eindruck und ihre Wirkung überſchätzt habe." An einer andern Stelle bezeichnet er ſie ſchlechthin als eine „Entwendung" und ſetzt nur hinzu, „daß ſie weit mehr ein politiſches als ein gemeines Vergehen." Das mag ſein: nur eine Erleichterung der Schuld vermögen wir auch darin nicht zu erblicken, weil wir uns ein für allemal nicht zu überzeugen vermögen, daß Freiheit und Patriotismus einen Freibrief ausſtellen können zu Handlungen, welche durch das allgemeine ſittliche Gefühl, das Gefühl des Rechts und der Ehre verboten ſind. Dieſe Anſicht, wir wiſſen es

Digitized by Google

wohl, wird von Vielen als altfränkisch und thöricht verlacht werden; jene Unverbesserlichen, die trotz unzähliger Erfahrungen noch immer nicht gelernt haben, daß durch Dolchstöße und Pistolenschüsse die Freiheit der Nationen nicht begründet wird, und daß die Guillotine zwar ein leidlich bequemes, aber doch nur sehr unzulängliches Mittel ist politische Reformen durchzusetzen, können natürlich auch in einer Entwendung, wenn sie nur politisch vortheilhaft ist, nichts Verbotenes sehen. Allein mit dieser Partei ist auch ein für allemal keine Verständigung möglich; nur davon mag sie sich überzeugt halten, daß Kombst niemals zu ihr gehört hat, selbst nicht in dem Augenblick, wo er ihr am nächsten zu stehen schien.

Auch giebt es noch eine andere Seite, von der Kombst's Unternehmen allerdings ein etwas milderes Urtheil in Anspruch nehmen darf. Wie wir über die deutschen Flüchtlinge und ihre Stellung zur Geschichte denken, darüber haben wir uns im vorgehenden Aufsatz ausführlich ausgesprochen; hoffentlich wird es uns danach gestattet sein, auch auf eine Schattenseite des Flüchtlingslebens aufmerksam zu machen. Daß wir damit gegen die Flüchtlinge selbst keinen Vorwurf erheben wollen, brauchen wir gewiß nicht erst zu sagen; wer in diesem Augenblick im Stande wäre ein verdammendes Urtheil über die deutschen Flüchtlinge auszusprechen, der würde auch den

Digitized by Google

Stab brechen über deutsche Ehre und deutsche Mannhaftigkeit, von denen ein guter Theil, ja vielleicht der bessere mit ihnen in die Ferne gezogen ist.

Aber Thatsache bleibt es immer und richtig ist die Bemerkung doch, daß dies langjährige Flüchtlingsleben, dieser Mangel alles dessen was das Leben angenehm, behaglich und lieblich macht, dieses Gelbstsein von allen zarteren Banden der Familie, der Sitte und der heimathlichen Gewöhnung in der Mehrzahl dieser edelen Märtyrer, selbst in den von Haus aus tüchtigsten und feinstorganisirten, einen gewissen — wie sollen wir sagen? welchen Ausdruck gebrauchen? da der Ehrfurcht, welche wir dem Unglück unserer Verbannten widmen, jeder Ausdruck zu hart erscheint, selbst auch der vorsichtigste — nun denn: ein gewisser Cynismus entwickelt sich in ihnen, nicht blos ein äußerlicher, sondern auch ein ästhetischer, ein sittlicher, der selbst die edelsten Gemüther wie mit einem leichten Rost anhaucht und die feine Grenze des Schönen, des Schicklichen, des Wohlanständigen (um von dem Erlaubten nicht zu reden) — ich will nicht sagen ihren Augen entrückt, aber doch weniger bemerklich macht; sie überschreiten die Grenze nicht eigentlich, es ist nur daß sie dieselbe nicht überall erblicken. Es ist im Wesentlichen derselbe Ton, der sich überall entwickelt, wo junge Männer und überhaupt Männer allein ohne den veredeln-

Digitized by Google

den Umgang von Frauen und ohne den sichern Boden der Familie mit einander verkehren müssen: eine Art Kasernenton, in diesem Fall aber noch gesteigert und verschärft durch die äußere Noth, in der die Mehrzahl, sowie durch den Gram und Kummer, der in Allen lebt.

Auch Kombst war beides im reichlichsten Maaße zubeschieden; sein ganzes Leben, von der Flucht in die Schweiz bis zu seinem Tode, ist nur eine einzige Kette von Mühsalen und Widerwärtigkeiten. Für wenige ist der Kelch des Flüchtlingslebens so bitter gewesen wie für ihn; hat er eine Schuld begangen, nun ganz gewiß, der strengste Sittenrichter kann sich zufrieden geben, so hat er sie reichlich, überreichlich gebüßt. Es liegt wie ein Fluch auf Allem, was er beginnt; die besten Pläne mißglücken ihm; Alles, was er angreift, führt nur immer in neues und tieferes Elend. Ein edle und seltne Kraft, die durch den Kampf mit unzähligen Widerwärtigkeiten nur noch immer reiner und mächtiger wird, muß sich endlich doch ungenutzt im Sande verlieren; der dunkle Strich, der sein Leben plötzlich zum unerwarteten Abschluß bringt, ist eine Erleichterung für ihn, wie für uns; wir athmen tief auf und danken dem Schicksal, daß es für soviel Elend doch wenigstens ein Ende, für den müde gehetzten Mann doch wenigstens eine Freistatt des Todes giebt.

Digitized by Google

Der Inhalt dieser Tragödie ist mit wenig Worten erzählt. Kombst versuchte sich in der Schweiz zunächst als Journalist zu ernähren; in Bern und Basel wurden ihm einige Zeitungsredactionen übertragen. Allein die Selbständigkeit seines Geistes vertrug sich nicht mit den blinden Parteianforderungen, welche an ihn gerichtet wurden; auch hielt er, wie wir schon wissen, von der bloßen literarischen Thätigkeit nur wenig und konnte keine Befriedigung darin finden. Das bekannte „Portfolio," an dem er lebhaften Antheil nahm, sowie einige Brochüren ähnlichen Inhalts sind für die Zeitgeschichte von höchster Wichtigkeit und werden sein Andenken noch lange überleben. Doch überschätzte Kombst ihre Bedeutung niemals, noch täuschte er sich darüber, daß diese Art der Schriftstellerei doch immer nur zu jenen Diensten gehört, die man sich gefallen läßt, ohne darum den Diener selbst zu achten.

Inzwischen ließ der Haß der Regierungen ihm keine Ruhe. Aus der Schweiz vertrieben, mußte er nach Frankreich flüchten; aber auch hier durfte er nicht rasten, bis ihm endlich die gastfreundliche Küste Englands eine Zuflucht bot. Für kurze Zeit gewann es hier den Anschein, als ob das Schicksal sich mit ihm versöhnen wollte. Er ließ sich in Edinburg als Lehrer der deutschen Sprache nieder; seine Kenntnisse, verbunden mit seinem gesetzten und würdigen Wesen, verschafften ihm einen kleinen Kreis theil-

Digitized by Google

nehmender Freunde; sein Horizont schien sich aufzuhellen.

Allein schon war ein schweres Gewitter im Anzuge, das schwerste, das ihn überhaupt noch treffen konnte. Von einem tiefen Gefühl für häusliches Glück und häusliche Ordnung getrieben, hatte er sich noch während des Aufenthalts in Paris mit einer jungen Dame vermählt, einer Deutschen, welche nach Paris gekommen war, um sich in der Musik auszubilden. Mit unzulänglichen Mitteln versehen und ohne Kenntniß des Pariser Lebens, war sie bald in die tiefste Armuth gerathen; wenige Tage, bevor Kombst sie kennen lernte, hatte Helene (unter diesem Namen wird sie in den „Erinnerungen" aufgeführt) sich ihr schönes Haar abschneiden müssen, um mit den paar Francs, die sie dafür löste, ihr Leben zu fristen. Dennoch wurde die Ehe mit gutem Muthe angetreten; beide hatten die Bitterkeit des Lebens erfahren und verlangten nur noch wenig von der Zukunft.

Aber vergebens, die Dämonen, die Kombst's Haupt umschwebten, ergriffen auch sein Weib. Nach Jahren voll vergeblicher Liebe und verlorenem guten Willen wurde Helene wahnsinnig; keine Kunst des Arztes, keine noch so zärtliche Pflege des Gatten vermochte ihr zerrüttetes Gehirn wieder herzustellen. Die Scenen, welche Kombst aus dieser Epoche eigentlich mehr andeutet als schildert, gehören zu

Digitized by

dem Furchtbarsten, was je eine Feder geschrieben hat; es sind Scenen darunter, so entsetzlich und dabei so groß-artig, wie kein Dichter sie jemals erfunden hat.

Auch dieses Unglück ertrug Kombst mit männlichem Muthe; er mochte wohl fühlen, daß der Fluch auf seinem Haupte nicht ganz unverschuldet war. Daneben hatte die genauere Kenntniß des englischen Lebens auch seine politischen Ansichten wesentlich geläutert und gereinigt. Das rein Idealistische und Subjektive, sagt er von sich selbst, indem er seinen Aufenthalt in Großbritannien und den Einfluß desselben auf seine geistige Entwickelung bespricht, sei er in Großbritannien ganz los geworden. Er habe mehr und mehr gelernt, daß es auch eine „Diagonale geistiger Kräfte", ja von widerstrebenden Umständen gebe und daß es weiser sei, soviel zu nehmen als unter Umständen sich erwerben oder erringen lasse, als das Erreichbare von der Hand zu weisen, weil es nicht das Höchste und Beste und vor Allem nicht das sei, was wir im Sinne hätten. Toleranter, fährt er fort, sei er ebenfalls geworden, und nicht Unmögliches nach abstractem Maßstabe verlangend; kein Zelot mehr, noch gewöhnlicher Enthusiast, noch den Apostel unaufgefordert machend; aber voll Wärme für alles Gute und Edle und unerschrockner Kämpfer und Vertheidiger, „wo es wirklich gilt."

Digitized by Google

Ach, als es auch bei uns endlich dahin gekommen war, daß es „wirklich galt", da war Kombst schon nicht mehr unter den Lebenden. Auf der Ueberfahrt von Schottland nach Norwegen, im Herbst 1846, verschwand er von dem Schiffe, mitten in der Fahrt, ohne daß weder der Kapitain des Fahrzeugs, noch die Matrosen, noch irgend sonst jemand die mindeste Auskunft über sein Verbleiben geben konnten. Er muß über Bord gestürzt und ertrunken sein, ohne Zweifel: doch hat Niemand den unglücklichen Sturz gesehen oder gehört, noch weiß man die Stätte im Ocean, die ihn verbirgt.

Noch kurz zuvor hatte er die folgenden Worte geschrieben; sie bilden den Schlußstein seiner „Erinnerungen" und sind überhaupt die letzten, welche die Freunde in der Heimath von ihm vernommen haben:

„Das Höchste, was ich nun noch wünschen könnte, wäre, daß mir Gelegenheit gegeben würde, meinen Geist auch in Thaten auszuprägen, die für alle Betheiligten förderlich und ersprießlich und meinem eigenen Bewußtsein genugthuend wären. Dieses aber (setzt er sogleich in großartiger Ergebung hinzu) ist vielleicht mehr als ein Mensch wünschen darf, dem schon so Vieles und Unverhofftes gewährt worden und der vollkommen zufrieden ist, sein Leben in bescheidener Dunkelheit zu Ende zu führen, stets im Bewußtsein seiner Mannes- und Menschenwürde."

Digitized by Google

Die Gelegenheit kam: aber nicht mehr für ihn. Es ist eine interessante Frage, deren, so müßig sie ist, die Freunde und Verehrer des Dahingeschiedenen sich dennoch nicht erwehren können: nämlich welche Partei Kombst, falls er den Umschwung des Jahres Achtundvierzig noch erlebt hätte, ergriffen und welche Rolle er in unserer damaligen Bewegung gespielt haben würde. Es hält schwer, bei Beantwortung dieser Frage, in soweit eine Antwort überhaupt darauf möglich ist, bei den wirklich vorhandenen Daten getreulich stehen zu bleiben und nicht unwillkürlich unsre eigene persönliche Ansicht unterzulegen. Daß Kombst, wie so viele damals von den alten Freiheitsmännern, da endlich aus der Wolke, die sie so lange umarmt, die Göttin selbst herniederzusteigen schien, Kehrt gemacht und sich hinter den Rock der Gewalt geflüchtet hätte vor dem unerwarteten, dem riesenhaften Bilde der Freiheit — das glauben wir von Kombst nicht; das konnte wohl deutschen Professoren und Kammerrednern geschehen, aber nicht einem Manne, der gleich ihm geschaukelt war und so zu sagen seefest gemacht von der Fluth des Lebens.

Aber eben sowenig halten wir es für möglich, daß er sich zu jener äußersten Linken gesellt haben würde, die das Revolutioniren als ein Handwerk betrieb oder vielleicht auch als eine Belustigung, ja die das Volk nicht gründlicher glaubte befreien zu können, als indem sie es zugleich von seiner Geschichte, seiner Sitte, seinem Vaterland, mit einem Wort von Allem zu befreien suchte, was das Dasein eines Volkes erst groß und fruchtbar und weltgeschichtlich macht. Kombst, wenn wir sein Wesen irgend richtig verstanden

Digitized by Google

haben, würde weder dieser noch jener, er würde einer dritten künftigen Partei angehört haben, einer Partei, die damals noch zu schwach war, sich zu behaupten, die aber darum nicht minder berechtigt ist, mag sie für den Augenblick auch von beiden Seiten verfolgt und abgeleugnet werden: der Partei, meine ich, jener gesetzlichen Freiheit, freien Gesetzlichkeit, nach deren Spur wir uns jetzt vergeblich umsehen und zu der vielleicht erst nach Jahrzehnten oder noch wahrscheinlicher nach Jahrhunderten von den Resten, die von der deutschen Nation dann etwa noch übrig sind, wenig vereinzelte Trümmer sich zusammenfinden werden!

Und so ist Kombst dem Vaterlande zweimal verloren gegangen: das erste Mal, da bureaukratische Beschränktheit und eigener Jugendübermuth ihn über das Maß hinaustrieben, das er selbst in seinen reiferen Jahren so heilig hielt — und das andere Mal, da der Tod ihn zur unzeitigen Stunde auf geheimnißvolle Weise entführte. Wir haben in Deutschland der Männer nicht viele, in denen der Keim des edelsten und reinsten Bürgerthums so tief wurzelte wie in ihm —

„ . . . . Patroklus liegt begraben
Und Thersites kehrt zurück.“

Digitized by Google

Guſtav Fulius.

Digitized by Google

Es war im Sommer 1851; seit Monaten waren wir gewohnt in den Zeitungscorrespondenzen aus London kaum noch von etwas Anderem zu lesen, als immer nur von den Wundern des Krystallpalastes, von dem Glanz und Reichthum, der sich daselbst zusammendrängte, von der ganzen überschwänglichen Lebensfülle, die gerade in jenem Sommer mächtiger denn je die Hauptstadt der europäischen Welt durchfluthete.

Da konnte die Mehrzahl der Leser denn freilich leicht hinwegsehen über eine Notiz, die eines Morgens mitten zwischen diesen prunkenden Berichten stand und durch welche die Phantasie weit abgeführt ward aus dieser Fülle von Glanz und Pracht und Leben an ein stilles, schmuckloses Grab, das Grab eines Verbannten, der in Zorn und Haß von seinem Vaterlande geschieden war, und der gleichwohl, trotz aller Schuld und alles Irrthums, in welche er verfallen, durch die Beharrlichkeit seines Strebens, sowie durch die liebenswürdigen Eigenschaften seines Privatcharakters wenigstens soviel verdient hat, daß die deutsche

Digitized by Google

Literatur, für die er selbst mit nicht gemeinem Talente bis an das Ende seines Lebens thätig war, selbst da noch, als er für alles Uebrige die Theilnahme längst verloren zu haben schien, ihm ein Blatt der Erinnerung, ein Wort der Versöhnung widmet.

Es war, nach der Schilderung der Zeitungen, ein trüber Regenmorgen, als Gustav Julius von den deutschen Flüchtlingen in London begraben ward; der Geistliche, der seinen Spruch über dem Sarge ablas, wurde durch das Unwetter genöthigt, dabei in eine Art von Schilderhaus zu treten, das sich in der Nähe befand — Symbol des Lebens, das hier zu so frühem, so resultatlosem Schluß gelangen sollte! Trüb und regnerisch, wie der Morgen seiner Bestattung, war auch das Leben unseres flüchtigen Landsmannes gewesen; auch er, der ursprüngliche Theolog, war von den Unbilden des Schicksals in eine ihm fremde kriegerische Position gedrängt worden, in welcher sein Zuruf fast ungehört, unbeachtet verhallte. — Man hätte erwarten sollen, daß aus der Mitte derjenigen, welche sich selbst, so lange er lebte, als Julius' nächste Freunde und Genossen zu verkündigen liebten, eine Stimme zu seinem Andenken, ja mehr noch, zu seiner Rechtfertigung, wenigstens zu seiner Entschuldigung, sich erheben würde. Allein auch diese Stimme blieb aus; selbst der kriegerische Gruß,

Digitized by Google

den die Kameraden sonst über das Grab des geschiedenen Freundes zu entsenden pflegen, selbst dies arme Wölkchen Rauch, das sonst, Symbol der Vergänglichkeit, der entflohenen Seele nachzuflattern scheint, blieb ihm versagt — ein charakteristisches Anzeichen, wie es mit der Partei selbst, welcher Julius angehörte, bestellt ist und was von ihrem Eifer und ihrer gegenseitigen Anhänglichkeit zu halten. Aber freilich, wem sogar die Lebendigen nichts sind, als bloße Steine im Rechenbrett, was soll der sich viel um die Todten bekümmern?! Der äußerste Absolutismus und der äußerste Radicalismus sehen sich, wie in vielen andern Stücken, auch darin gleich, daß sie das Individuum für nichts achten und jeden Augenblick bereit sind ganze Reihen von Existenz aufzuopfern, einerlei, wenn nur ihr System dadurch zum Siege kommt oder beim Siege erhalten wird.

Und doch bedarf Julius einer solchen rechtfertigenden und versöhnenden Nachrede recht sehr, selbst auch bei seinen eigenen Parteigenossen. So rein sein Andenken in persönlicher Hinsicht ist und so unzweifelhaft die Zuverlässigkeit und Treue seines Charakters allen denjenigen sein muß, die ihm irgend im Privatverkehr einmal näher getreten, so war doch sein öffentliches Leben so wundersam gemischt, es fielen aus dem düstern, sturmbewölkten Horizont, der sich über ihm und uns Allen

wölbte, so viel trübe, zweideutige Schatten darauf, daß selbst seine Parteigenossen oftmals geneigt waren den Stab über ihn zu brechen. Ja dem größern Publikum war er beinahe nur durch diese raschen, überraschen Wandlungen seines öffentlichen Charakters bekannt gewesen; es vergaß ihn, seitdem dergleichen aufgehört hatte, etwas Seltenes oder Auffälliges bei uns zu sein. —

Wenn wir nun hier an die leergebliebene Stelle treten, nicht um das Andenken des Dahingeschiedenen zu feiern, nicht einmal um es zu rechtfertigen, nein, nur um seine Erscheinung zu erklären, so fühlen wir uns dazu gedrängt theils durch die Erinnerung an die persönliche Liebenswürdigkeit und Tüchtigkeit, welche Julius inne wohnte und die wohl um so mehr Anspruch hat auf ein öffentliches Anerkenntniß, gerade jetzt nach seinem Tode, je häufiger sie an dem Lebenden verkannt ward, theils und hauptsächlich aber drängt uns dazu die Pflicht der Gerechtigkeit — der Gerechtigkeit, die es nicht zugeben mag, daß eine Persönlichkeit blos deshalb verdammt und verworfen wird, weil der allgemeine Irrthum der Zeit, die allgemeine schmerzliche Krankheit, an der wir Alle leiden, ja die wir Alle einander mittheilen, an ihm etwa sichtbarer geworden ist als an den Uebrigen. Lehrt uns doch eine eindringendere Geschichtsbetrachtung auch unsere sogenannten großen Männer nur als die Pro-

Digitized by Google

ducte ihrer Zeit, ihre Talente, ihre Tugenden, ihre großen geschichtlichen Thaten nur als die Talente, die Tugenden, die Thaten ihrer ganzen Epoche begreifen, die in ihnen gleichsam culminirt, durch sie, an ihnen zur Offenbarung kommt. Es scheint uns nicht mehr als billig, daß derselbe Maßstab auch an die Verirrungen und Fehlgriffe der Einzelnen gelegt werde, namentlich soweit dieselben das öffentliche Leben betreffen. Möge dem Glücklichen, in dem die Vorzüge eines Zeitalters sich offenbaren, dieses sein Glück als Ruhm gerechnet werden! Aber den Stein werfen auf den Unglücklichen, in dessen Verkrüppelungen und offnen Wunden die geheimen Schäden des ganzen Geschlechts zu Tage kommen, zwar in dem großen Manne den Heroen bewundern, nicht aber das Opfer bemitleiden in dem kleinen, verunglückten, verkümmerten — nein, das scheint uns weder verständig, noch gerecht, noch mit der höheren geschichtlichen Wahrheit vereinbar. In der Hitze des Kampfes, wo der Irrthum der Zeit, unser eigener Irrthum, uns in Fleisch und Bein verkörpert gegenübersteht, da mag es erlaubt sein, sich dieser höheren Wahrheit zu entschlagen; — im Kampfe hat man eben keine Zeit zur Unparteilichkeit, noch ist das Schlachtfeld der Ort sie zu üben. Um so dringender dagegen wird diese Pflicht da, wo aller Kampf aufgehört hat und aller Widerstand —

Digitized by Google

an der Schwelle des Grabes, in das wir auch den Gegner nicht ohne Zoll der Rührung versenken sollen. —

Auch darf Julius' Leben, so unscheinbar und ereignißlos es ist, doch in vieler Hinsicht als typisch gelten für einen großen Theil des heutigen Geschlechts, und zwar gerade den strebsamsten, den talentvollsten Theil; so ärmlich dieser Rahmen, so fleckig dies Glas — das Bild, das uns daraus ansieht, spiegelt in seinen herben, verkümmerten Zügen uns nur ein Siechthum wieder, an welchem der gesammte Leib unserer Zeit krankt und das gewissermaßen zu den Entwickelungskrankheiten derselben gehört, jenen Krankheiten, die sehr lästig, zum Theil sehr gefährlich sind und die doch Niemand erlassen werden, sogar nicht einmal erlassen werden dürfen ohne Gefahr für die spätere Gesundheit und Kräftigkeit des Organismus. Die nachfolgende einfache Erzählung seines Lebens wird diesen Satz, wie wir hoffen, erläutern und bestätigen.

Gustav Julius wurde ums Jahr funfzehn in Berlin aus einer ursprünglich jüdischen Familie geboren, die jedoch, wenn wir recht unterrichtet sind, bald nach seiner Geburt oder wenigstens noch während seiner Knabenjahre zum Christenthum übertrat.

Digitized by

Welche Umstände den heranwachsenden Jüngling veranlaßt, sich dem Studium der Theologie zu widmen, ist uns nicht bekannt. Aber jedenfalls war mit dieser Wahl der Würfel über Julius' künftiges Schicksal geworfen. Es ist natürlich hier nicht der Ort, des Näheren auf den Einfluß einzugehen, welchen die moderne Theologie, wie sie sich in den letzten zwanzig, dreißig Jahren bei uns gestaltet, auf unser nationales Leben überhaupt, namentlich aber auf die studirende Jugend ausgeübt hat. Nur im Allgemeinen mag hier das Bekenntniß stehen, daß wir unsererseits an eine (auch nur wissenschaftliche) Erneuerung der Theologie nicht zu glauben vermögen, so lange nicht das kirchliche Gemeindeleben selbst auf andere, naturgemäßere, und darum dauerhaftere, lebenskräftigere Säulen gestellt ist. Nur die Politik, dies A und O unserer Tage, hält auch hier die Schlüssel zu lösen und zu binden; ohne Freiheit und Selbständigkeit der Gemeinde auch keine Selbständigkeit des religiösen Lebens, keine Freiheit und Fruchtbarkeit der theologischen Forschung. Alles, was zu diesem Zweck von der Theologie gethan und versucht wird, scheint uns von geringer Erheblichkeit; die Theologie bemüht sich vergebens, den Brunnen auszuschöpfen, sie kann das Wasser nur immer trüber machen, ihr Senkblei reicht nicht so weit; nicht der Theolog, sondern lediglich der Politiker ist berufen,

Digitized by Google

den Stein von der Thür der neuen Zeit zu wälzen. —

Und überdies würde die neue Theologie, welche sich alsdann entwickeln wird, vermuthlich nichts Geringeres sein, als die Auflösung der Theologie überhaupt.

Es ist jammervoll zu denken, wie viel frische Kräfte sich inzwischen an der unlösbaren, unmöglichen Aufgabe vergeblich abmühen und welch ungeheures Kapital von Talent, Fleiß, Kenntniß, von Jugendmuth und Lust und Frische der Nation alljährlich darüber verloren geht. Die Klage ist alt und fast trivial geworden: aber bei jedem noch so flüchtigen Blick in die Hörsäle unserer Universitäten, in die engen, dumpfigen Stübchen unserer Candidaten, die ärmlichen, öden, ach in der Regel auch so geistesöden Studirzimmer unserer Geistlichen drängt sie sich aufs Neue auf —

„Opfer fallen hier,
Zwar nicht Lamm und Stier,
Aber Menschenopfer unerhört!“

Gemeiniglich denkt man dabei nur an diejenigen, deren Geist zu schwach ist, die Wucht des Gedankens zu ertragen und die daher, ad servitium parati, nicht schnell, nicht blind genug in das Joch des Pietismus rennen können. Aber die Gefahren der Skepsis sind für die Mehrzahl unserer angehenden Theologen nicht

minder groß. Ja man darf behaupten, daß an den Kopfhängern im Ganzen genommen weit weniger verloren geht, als an denen, die ſich in die Irrgänge theologiſchen Zweifels wagen — und doch nur ſelten ganz unbeſchädigt herauskommen. Man erzählt von Leuten, die ſich aus irgend einer ungeheuren, entſetzenvollen Gefahr zwar glücklich gerettet haben: aber ſo mächtig iſt der grauſige Eindruck in ihnen geblieben, daß ſie ihrer Rettung niemals froh werden: ſondern mit verſtörten Zügen, bleich, angſtvoll umherwankend, gejagt gleichſam von den Geſpenſtern ihrer Furcht, welken ſie einem frühzeitigen, armſeligen Ende rettungslos entgegen. — Auch der Minotaurus der modernen Theologie ſcheint eine derartige dämoniſche Kraft zu beſitzen; es muß etwas Verglaſendes in ſeinen Augen, etwas Verſengendes in ſeinem Athem liegen, das ſelbſt dem, der ſich ihm entrungen hat, heimlich am Marke zehrt und die Freudigkeit und Friſche ſeines Geiſtes verdirbt. — Es wäre leicht, ſehr berühmte Beiſpiele hierfür anzuführen; wir begnügen uns auf jene Gruppe junger Berliner Theologen hinzuweiſen, welche ſich ſelbſt rühmen, die Theologie vernichtet zu haben, und denen doch auf jeden Schritt und Tritt, den ſie thun, der Theolog, der abſtracte, dogmenſelige, die Wirklichkeit der Welt und des Lebens negirende Theolog, allemal richtig in den Nacken ſchlägt! Ob man

von der Welt abstrahirt aus Religiosität oder aus Irreligiosität, das Resultat bleibt so ziemlich dasselbe; ob Fanatismus von rechts oder links Einem das Blut in die Augen treibt, daß man nicht mehr um sich sehen kann und nur noch mit den Gespenstern seiner Einbildung ficht, der Unterschied scheint uns so erheblich nicht; Götzendienst bleibt Götzendienst und einem Götzen die Wahrheit seiner Empfindungen, die freie, naturgemäße Bewegung des Herzens, den Sinn für das Wahre, Schöne, Sittliche zum Opfer bringen, ist etwas Klägliches, gleichviel ob dieser Götze auf den symbolischen Büchern thront oder auf den Offenbarungen der Charlottenburger „Kritik". —

Auch Julius glaubte in späteren Jahren die Theologie, die er seitdem selbst mit so viel Erbitterung bekämpft hatte, unermeßlich weit hinter sich geworfen zu haben. Und doch ist die Wahrheit, daß er sie im Gegentheil in sich selbst niemals völlig überwunden hat, gerade so wenig wie etwa Arnold Ruge die sentimentale Romantik und die Burschenschafterei, die er doch nie müde ward, zu Tode zu hetzen. Wer den Schlüssel zu Julius' ganzem späteren Auftreten finden will, der kann auf die theologischen Studien, denen unser Freund sich anfänglich widmete und in denen er seine eigentlichen Lehrjahre durchmachte, gar nicht Gewicht genug legen; von hier

Digitized by Google

und nur von hier aus iſt der Hauptirrthum ſeines Lebens zu erklären, jener Fanatismus der Abſtraction nämlich, jene Luſt am Darüberhinausſein, jener Nihilismus, mit einem Worte, der ihm mit den übrigen Anhängern der Bauer'ſchen Richtung gemeinſam war und der ja auch bei Bauer ſelbſt, ſo ſehr derſelbe ſich natürlich bei dieſer Zumuthung entſetzen würde, echt theologiſcher Herkunft iſt. — Nachdem dieſe jungen Männer einmal die Inhaltloſigkeit der modernen Theologie erkannt hatten, dieſer Theologie, die ſie anfangs mit ſoviel Eifer, theils zuſtimmend, theils bekämpfend, zu ihrer Lebensaufgabe gemacht und vor der ſie nun plötzlich ſtanden wie Don Quixote vor den Windmühlen: ſo gelangten ſie in naheliegender Folgerung weiterhin dazu, überhaupt jeden Inhalt und jede Weſenheit zu negiren. Zu Sophiſten erzogen in der Schule unſerer modernen Theologie und namentlich in dem vergeblichen Kampf mit ihr, hatten ſie die Sophiſtik ſelbſt lieb gewonnen; in dieſen abſtracten Evolutionen des theologiſchen Begriffs, wie in einer Art geiſtiger Equilibriſtik, fanden ſie das ausſchließliche und letzte Behagen ihres übrigens ſo völlig verödeten, von allem Inhalt, aller Begeiſterung, allem Glauben ſo ganz verlaſſenen Lebens. Sie verwechſelten die Theologie mit der Religion, und nicht blos mit einer beſtimmten, ſyſtematiſirten, ſondern auch mit der Religion überhaupt:

Digitized by Google

haben ihre poetiſche Thätigkeit in der Regel damit eröffnet, ihre ehemalige Genoſſenſchaft ſelbſt zu bekämpfen.

Und wie hätte das auch anders ſein können? In der kalten ſchneeigen Atmoſphäre der abſoluten Kritik gedeihen keine Singvögel mehr; der Poet — nun ja, er iſt ein Romantiker von Haus aus, er braucht etwas Feſtes, Poſitives, woran er ſein Herz hängt, er muß die Welt lieben, ſo toll, ſo närriſch wie ſie iſt, während es umgekehrt den Triumph der „Kritik" bildet, alles Vorhandene aufzulöſen und die abſolute Nichtigkeit aller menſchlichen und göttlichen Dinge zu erweiſen. Der Anſtand erlaubt es nicht, hier die draſtiſche Ausdrucksweiſe zu wiederholen, in welcher das Haupt dieſer Schule ſelbſt (wenn man nämlich von einer Schule ſprechen darf, wo Jeder den Haſelſtock führt und regelmäßig Einer dem Andern bei den Ohren nimmt) dieſes ſein Dogma von der Vanitas Vanitatum Vanitas zu formuliren liebt. Doch giebt es ja Punkte, in denen ganz unverſehens die allergrößten Geiſter mit den allertrivialſten zuſammentreffen — und dieſer gehört dazu.

Aber kehren wir zu Julius zurück. Durch die Theilnahme verſchiedener hochgeſtellter Gönner, beſonders aber durch Unterſtützung der Berliner Akademie, die ſeinen Scharfſinn und ſeinen Fleiß reſpectirte, war es ihm gelungen, ſich ein Reiſeſtipendium für Italien zu ver-

Digitized by Google

schaffen, um daselbst Studien zur Kunstgeschichte zu machen. Doch ist von den Ergebnissen dieser Studien, so viel wir wissen, nie etwas öffentlich bekannt geworden. Auch scheint Julius seinen Irrthum in Kurzem selbst eingesehen zu haben, indem er bald nach seiner Rückkehr aus Italien im Jahre vierzig die Kunst mit der Politik, die Aesthetik mit der Staatswissenschaft vertauschte.

Im Hinblick auf Julius' spätere Entwickelung, liegt es nun sehr nahe, Alles, was er jemals unternommen, der äußeren Berechnung, der Erwägung des persönlichen Vortheils zuzuschreiben. Dennoch, glauben wir, würde man ihm sehr Unrecht thun, wenn man auch in diesem seinem allerdings ziemlich raschen und unvermittelten Uebergange zur Politik lediglich eine Speculation auf das Zeitgemäße (es war, wie gesagt, um das Jahr vierzig) erblicken wollte. Viel richtiger, dünkt uns, sehen wir darin einen instinctmäßigen Trieb seiner Natur, sich mit einem werthvollen positiven Inhalt zu erfüllen; er wollte um jeden Preis die Abstraction los sein, die ihn selbst innerlich beängstigte, indem er sie übte. Darum stürzte er sich aus Theologie und Kunstgeschichte kopfüber in die Praxis des Staats, nämlich soweit das einem deutschen Gelehrten zu jener Zeit möglich — das heißt, er wurde Zeitungsschreiber. Der Uebelstand dabei

Digitized by Google

war auch nur hier wieder, daß er selbst bereits zu ausgehöhlt war vom falschen theologisirenden Radicalismus, zu angefressen bereits von dem ätzenden Gift der abstracten Negation, als daß er noch irgend einen positiven, geschichtlichen Inhalt wirklich und auf die Dauer hätte annehmen können. Auch die Politik verflüchtigte sich für Julius (und bekanntlich nicht für Julius allein) zu einer Reihe abstracter Lehrsätze, die um nichts weniger doctrinär, um nichts weniger unfruchtbar waren, weil sie dem allervorgeschrittensten Standpunkt angehörten; auch Staatswissenschaft und Geschichte, deren Studium er sich jetzt mit der gewohnten Energie hingab, vermochten nicht mehr sein Herz zu erwärmen, aus dem einfachen Grunde, weil er, der in allen Privatbeziehungen und namentlich im Verhältniß zu seinen Freunden und seiner Familie ein so redliches, theilnehmendes, aufopferungsfähiges Herz zu erkennen gab, es doch ganz offenbar für eine Erniedrigung seiner selbst, eine knabenhafte Thorheit gehalten hätte, dem Publikum gegenüber, sei es in literarischen, sei es in politischen Angelegenheiten, solch ein irrationales, kindisches Ding zu zeigen, wie ein Herz . . . .

Julius trat mit der Brockhaus'schen Buchhandlung in Leipzig in Verbindung und übernahm, an Jahren noch sehr jung, die Redaction der damaligen Leipziger Allgemeinen Zeitung. Bei seiner Anstelligkeit und den vielen

jugendfrischen Kräften, welche er dem Blatte zuführte, brachte er dasselbe mit großer Schnelligkeit in die Höhe. Allein mit noch größerer zog er ihm auch das Verbot in Preußen zu (Ende zweiundvierzig), welches erst durch seinen Rücktritt von der Redaction und den Namenswechsel der Zeitung rückgängig gemacht ward. —

Einem unstäten Literatenleben anheim gefallen, das er jedoch mit einer eigenthümlichen, fast pedantischen Sauberkeit zu umkleiden wußte, betheiligte er sich nun an den verschiedentlichen Unternehmungen, mit welchen Otto Wigand dazumal die Lücke der Halle'schen Jahrbücher, die bekanntlich um dieselbe Zeit ebenfalls der preußischen Regierung zum Opfer gefallen waren, auszufüllen suchte, mehr freilich materiell als geistig; weshalb diese Unternehmungen denn auch sämmtlich ohne Erfolg blieben.

1844 sehen wir Julius ein neues Gebiet literarischer Thätigkeit beschreiten, zu dem, hätte man meinen sollen, seine Vorstudien als Theolog sowohl wie als Publicist ihn ganz besonders befähigten: er fing an seine Geschichte der Jesuiten herauszugeben. Doch ist dieselbe, als Geschichtswerk betrachtet, höchst unerheblich geblieben. Daß die Flüchtigkeit, mit der er, von der Nothdurft des Augenblicks gedrängt, arbeiten mußte, einen Theil der Schuld trägt, versteht sich von selbst; den größern Theil

Digitized by Google

jedoch trug seine Unfähigkeit, überhaupt positive Dinge als solche aufzufassen und den Thatsachen der Geschichte, ohne Vorurtheil und ohne doctrinäre Ueberhebung, die ihnen gebührende Geltung zuzugestehen. Nur als Moment seiner eigenen geistigen Entwickelung ist die Geschichte der Jesuiten allerdings von Wichtigkeit, nämlich insofern er hier zum erstem Mal Gelegenheit erhielt, an einem größern und allgemein interessanten Gegenstande jene Kritik der absoluten Standpunktlosigkeit, des völlig indifferenten, völlig blasirten Nihilismus zur Anwendung zu bringen, die ihm als einzige Frucht seiner theologischen Studien übrig geblieben war, und die ihn jetzt, auf einen Stoff, wie die Jesuiten angewandt, nicht nur bei den Liberalen, mit denen er bis dahin wenigstens noch äußerlich in gutem Vernehmen gestanden hatte, sondern auch bei allen denjenigen der radicalen Partei, die sich in der Abstraction noch nicht bis zur Bewunderung der Jesuiten emporgeschwungen hatten, in großen und nicht unverdienten Mißcredit brachte. —

Etwa um dieselbe Zeit beendigte er auch die Lebensbeschreibung Sylvester Jordan's, ein ziemlich umfassendes Werk, welches von Trinks begonnen war. Julius setzte es während der Krankheit und nach dem Tode des ursprünglichen Autors nach dessen Plane fort, wiewohl er in der That weder mit diesem Plan, noch mit der

ganzen, in liberalem Geiſt gehaltenen Auffaſſung Jordan's einverſtanden war. Auch dies iſt wiederum höchſt charakteriſtiſch für Julius und kann mit vielem Andern als Beweis dienen, wie nahe dieſe Standpunktloſigkeit, in ihrer abſoluten Indifferenz gegen alle und jede poſitive Beſtimmung, auch die Sittlichkeit nicht ausgeſchloſſen, unter Umſtänden an die nackte Unwahrheit und Verſtellung anſtreift und wie leicht ſelbſt edlere Naturen, dergleichen Julius unſtreitig eine war, ſich davon zu Unwürdigem verleiten laſſen können. Der gewöhnlichſte Schriftſteller, der nicht zum offenkundigen Handlanger herabgeſunken, würde Bedenken tragen, ſich an einem Buche zu betheiligen, das ſeinen Grundſätzen zuwiderläuft, oder ſeine Feder einer Anſchauungsweiſe zu leihen, die er ſelbſt nicht billigt. Julius theilte dieſe Bedenken nicht — warum? Ei nun, weil es ja überhaupt nur eine „Schranke" iſt, an Grundſätze und Principien zu glauben, weil es ja auf ein thörichtes Buch mehr oder weniger nicht ankommt, weil ja doch, nach dem bekannten Wort des Mephiſtopheles, Alles, was beſteht, nur werth iſt, daß es zu Grunde gehe!

Auch die Redaction der Grenzboten führte er damals auf kurze Zeit, während einer Reiſe Kuranda's. Doch bildete der Bauer'ſche Radicalismus, mit welchem er ſich unter Anderen in einer größern Beſprechung von Karl

Digitized by Google

Beck's Liedern „vom armen Manne" über die Tageskritik hermachte, zu der sonstigen Haltung dieses Blattes einen wunderlichen und für diejenigen, die nicht mit den nähern Umständen bekannt waren, fast unerklärlichen Contrast.

Doch waren dies Alles zuletzt nur noch literarische Verirrungen. Bedenklicher gestaltete die Sache sich, als Julius im Lauf des Jahres sechsundvierzig auch das industrielle Gebiet betrat und hier in seinen Unterhandlungen mit der preußischen Regierung dieselbe ironische Indifferenz bezeigte, wie in den literarischen Productionen der letzten Jahre. Er, der Radicale, der Terrorist, der sich namentlich noch in seiner Vertheidigung der Leipziger Allgemeinen Zeitung der preußischen Regierung ganz persönlich gegenüber gestellt, hatte sich jetzt, kaum drei Jahre später, von eben dieser Regierung zwei Privilegien zu verschaffen gewußt, die ihm allerdings in materieller Hinsicht die Möglichkeit eines glänzenden Erfolgs darboten, von denen aber schon jedes einzelne für sich betrachtet, vollkommen hinreichend war, ihn bei seinen bisherigen Parteigenossen um den letzten Rest von Achtung und Zutrauen zu bringen. Zu derselben Zeit, da die Regierung im Uebrigen höchst ungehalten auf die Presse war und jede neue Erweiterung derselben mit Argwohn und Unlust betrachtete, erhielt Julius, Gustav Julius, der ehemalige Redacteur

der Leipziger Allgemeinen, nicht nur das Privilegium zu einer in Berlin zu begründenden großen Zeitung, sowie zu einem damit verbundenen großartigen Leseinstitut: sondern es wurde ihm auch auf Verwendung des damaligen Ministers Rother, dessen Gunst er sich durch eine sophistische Vertheidigung der preußischen Seehandlung erworben hatte, zur Herstellung beider Unternehmungen eine Summe von baaren zwanzigtausend Thalern aus Staatsmitteln vorgeschossen!

Und doch war auch das noch keine Bestechung, wie man vielfach geglaubt hat, wenigstens nicht auf Julius' Seite. Die preußische Regierung freilich hatte den doppelten Vortheil dabei, erstlich, einen der bedeutendsten Vertreter des Radicalismus moralisch deplacirt, und zweitens sich einen höchstgewandten Mitkämpfer gewonnen zu haben gegen jenen vulgären Liberalismus, der ihr dazumal mit jedem Tage unbequemer fiel und den sie nicht ingrimmiger hassen und fürchten konnte, als Julius ihn verachtete. Bei Julius selbst dagegen war es nur ein Ausfluß der mehrbesprochenen nihilistischen Richtung; die preußische Regierung war ihm so gleichgültig, wie ihre Gegner, die Liberalen, ihm verächtlich erschienen, die eine ekelte ihn ebenso sehr an wie die andere, er hätte so gern den Untergang jener, wie die Niederlage dieser gesehen — es war die Neutralität der Blä-

firtheit, des innern, ohnmächtigen Ekels, der sich für nichts mehr zu erwärmen vermag, in Liebe so wenig wie in Haß. Aber die Regierung existirte doch noch wenigstens, sie war doch eine Macht, wenn auch nur eine thatsächliche, äußerliche, sie bot ihm wenigstens die Möglichkeit, sich mit schadenfrohem Behagen an diesen gemüthlichen Schwätzern, diesen Liberalen zu reiben. Und also hielt er sich zu der Regierung . . . .

Und dann kam noch etwas Anderes dazu, das überhaupt bei der Beurtheilung dieses Mannes nie außer Acht gelassen werden darf und wodurch er ebenfalls typisch ist für eine Menge unserer Zeitgenossen, ja wir dürfen auch hier wieder sagen, für unser gesammtes Zeitalter. Nämlich bei einem unablässigen, ruhelosen praktischen Triebe war Julius gleichwohl von äußerstem praktischen Ungeschick. Das sieht aus wie ein Widerspruch, ist es auch: aber nur ein solcher, wie die Natur — oder sagen wir lieber, die Unnatur unserer Verhältnisse? — ihn tagtäglich zusammenschmiedet. Es ist ganz dasselbe Verhältniß, wie wir es auf anderen Gebieten bei jedem Schritt gewahr werden, namentlich auf dem ästhetischen; wer kennt nicht jene innerlichen Poeten, denen bei lebhaftester poetischer Neigung nichts fehlt, um wirklich Poeten zu sein, als nur leider das poetische Talent? Oder jene verunglückten Maler, welche uns die herrlichsten Beschreibungen lie-

fern von dem, was sie malen wollen, und deren Pinsel doch nur immer Schmierereien hervorbringt?

Ganz ebenso hatte auch Julius den praktischen Trieb, aber ihm mangelte das praktische Talent; die industrielle Gewandtheit, die er gleich seinen Stammgenossen schon mit dem väterlichen Blute ererbt hatte, trat bei ihm in Widerspruch mit der träumerischen, unpraktischen Natur des deutschen Gelehrten, des Theologen, des Schriftstellers. Seine Projecte waren, von Seiten der Nutzbarkeit betrachtet, allemal vortrefflich, aber er selbst hatte kein Geschick sie auszuführen; erfinden konnte sein Witz, allein zum Vollbringen war er selbst viel zu sehr von der allgemeinen Hamletsnatur unseres Volkes angesteckt; wie in seinem Aeußern das brennende orientalische Auge mit dem weichgeformten, gutmüthigen Munde und der schlaffen, in sich gebeugten Haltung, so stand auch in seinem Innern der jüdische Witz und das ererbte Raffinement in Widerspruch mit der germanischen Beschaulichkeit und der Passivität einer blos theoretischen, blos gelehrten Natur. Es ist uns, bei dem eminenten Scharfsinn, der Julius auszeichnete und den er mit derselben Schonungslosigkeit wie gegen Andere auch wohl gegen sich selbst anwandte, nicht unwahrscheinlich, daß er selbst sich dieses Widerspruches bewußt gewesen. Aber nur um so leichter mochte er sich den Einflüsterungen und Projecten seines praktischen

Dämon hingeben — wußte er ja doch selbst, wie weit es bei ihm von da noch war bis zur wirklichen That!

Und so kam er denn mit der Zeit allerdings weiter, viel weiter, als er selbst gewollt hatte . . . .

Sei es nun also dieser unlautere Ursprung, der sich an den Unternehmungen selbst rächte, sei es auch das eben besprochene praktische Ungeschick: genug, weder das neue Blatt, noch das Lesecabinet, die beide den gemeinschaftlichen Namen der Zeitungshalle führten, wollten recht in Flor kommen. An äußerlichen Reizmitteln zwar hatte Julius es nicht fehlen lassen, besonders bei dem Lesekabinet. Wer dasselbe in seiner ersten Einrichtung gesehen (denn freilich währte dieser Glanz nicht lange, die reichen Vergoldungen, die mit mehr Verschwendung als Geschmack überall vertheilt waren, auch wohin sie offenbar nicht gehörten, erblindeten, die rothen Sammetbezüge der Polsterstühle wurden fadenscheinig, die großen Spiegel verschwanden einer nach dem andern, und selbst von der langen Reihe von Gemächern, welche anfangs geöffnet war, wurde bald dies, bald jenes Kabinet zu andern Zwecken abgeschlossen), der wird auch zugestehen, daß die Berliner Zeitungshalle das prächtigste Local dieser Art war, welches Deutschland jemals besessen hat; selbst für besondere Damenzimmer, in denen eine Louise Aston und ähnliche Freundinnen des Bauer-

Digitized by Google

schen Kreises der Politik obliegen mochten, hatte man Sorge getragen. Auch der Reichthum an periodischen Schriften entsprach ebenso sehr dem gesteigerten politischen Interesse, das damals in Berlin herrschte, als auch der Ostentation, mit welcher das ganze Unternehmen von Julius (oder vielleicht auch nur von Julius' Gönnern) eingerichtet ward; er war größer als irgendwo in Deutschland, weder die Hamburger Börsenhalle, noch der juridisch-politische Leseverein in Wien, noch das Leipziger Museum, das damals noch in Blüthe stand, konnten sich in dieser Hinsicht mit der Berliner Zeitungshalle messen. Zur Bedienung hatte Julius, ohne Zweifel auch hier einem Wink von oben folgend, meist ehemalige preußische Unteroffiziere angeworben; dieselbe war ungemein zahlreich und von militärischer Promptheit. Julius selbst, von der Zeitungsredaction in Anspruch genommen, wurde in den Lesezimmern nur äußerst selten gesehen. Kam er aber einmal hinein, so bildete seine kleine schmächtige Gestalt, mit den sanften freundlichen Mienen und den unsicheren, fast schüchternen Geberden, einen interessanten Gegensatz zu den martialischen Gestalten seiner Bediensteten, die in unerschütterlichem Ernst, feierliches Amtsbewußtsein in den wohlgenährten Unterofficiersgesichtern, daherschritten. Die Ironie, die in dem ganzen Verhältniß lag, trat Einem in diesem Gegensatz gleichsam leibhaftig entgegen, und hätte

wohl komiſch wirken können, — hätte der Gegenſatz ſelbſt nicht zugleich auch ſeine ſo ſehr ernſthafte, ſo traurige Seite gehabt. —

Im Ganzen wäre nun der Pomp dieſer erſten Einrichtung wohl geeignet geweſen, dem Berliner, der bekanntlich ſehr zugänglich iſt für äußeren Glanz und von nichts ſo leicht gefaßt wird als von einem gewiſſen mit Eleganz verbundenen Charlatanismus, aus ſeinen mit Zeitungen überfüllten Conditoreien hinweg zu locken. Allein es fehlten die Mittel, die Einrichtung auf dem grandioſen Fuß, auf welchem ſie begonnen war, zu erhalten. Wie ſchon angedeutet, gewährte ſie in ihrem raſchen Verfall bald einen ſehr trübſeligen Anblick; bevor noch ein Jahr ins Land gelaufen, waren, einzelne neugierige Fremde und ein Dutzend Zeitungscorreſpondenten ausgenommen, die ſpeciellen Anhänger der Julius'ſchen Standpunktloſigkeit beinahe die Einzigen, die noch in dieſen ehedem ſo prächtigen Räumen verkehrten. Für das Berliner Publikum war die Berliner Zeitungshalle beſtimmt geweſen; zum Hauptquartier einer ſehr vereinzelten, ſehr untergeordneten Coterie wurde ſie.

Auch die Zeitung ſelbſt wollte auf keinen grünen Zweig kommen; auch hier fehlte es an den Mitteln, namentlich an den erforderlichen Arbeitskräften, das ungeheure Material, welches in der Zeitungsmaſſe des

Leseinstituts steckte, nach Art eines großartigen Repertoriums regelmäßig zu verarbeiten, wie dies doch wohl ursprünglich im Plan gelegen hatte.

Auch noch Anderes kam dazu, das Publikum zu verstimmen. Das Interesse, welches der Minister Rother an dem Blatte nahm, war bekannt; man hatte geglaubt, daß er dasselbe benutzen würde, die handelspolitischen Principien der damaligen preußischen Regierung zur Geltung zu bringen, so daß das Blatt, wenn nicht in eigentlich politischer, doch wenigstens in nationalökonomischer Hinsicht eine gewisse officielle Bedeutung erhalten würde. Allein auch diese Erwartung täuschte. Die Zeitungshalle begnügte sich, den Liberalismus in bekannter „kritischer" Weise zu persifflliren und sich dadurch dem Absolutismus angenehm zu machen, ohne ihm direct dienstbar zu werden; das Blatt war weder officiell noch liberal, weder politisch noch handelspolitisch — es war blos negativ gegen Alles, was die Zeit übrigens in Bewegung setzte. — Um indeß die Erwartungen, welche beim ersten Erscheinen des Blattes in der That sehr hochgespannt gewesen waren, doch endlich durch irgend etwas zu rechtfertigen, vielleicht auch nur aus einer nahe liegenden und an sich ganz richtigen Speculation für den äußeren Absatz des Blattes, trug Julius Sorge, daß gewisse locale Angelegenheiten, die gleichsam unter den Augen der Redaction vor sich gingen, in

Digitized by Google

der Zeitungshalle mit großer Ausführlichkeit und größerem stylistischen Geschick besprochen wurden, als es bis dahin noch in den Berliner Zeitungen Mode gewesen war; so namentlich die Sitzungen der Stadtverordneten und der Polenprozeß, der das Berliner Publicum damals so ungemein beschäftigte.

Daneben jedoch wurde über die liberalen Zeitbestrebungen fort und fort in höhnischer Weise protokollarisch Buch geführt, und dadurch das Interesse, welches jene Localberichte erweckten, zum größeren Theil wieder aufgehoben. Denn das Berliner Publikum in seiner Mehrheit war damals in der That liberal; ein neues Blatt, welches beim Publikum Eingang finden wollte, mußte sich nothwendig mit dem Liberalismus in Einvernehmen setzen. Es brauchte sich darum noch nicht blind zu machen gegen seine Schwächen und Einseitigkeiten, es mochte ihn kritisiren, immerhin: aber so mußte diese Kritik wenigstens nicht in dem geringschätzigen, wegwerfenden Tone geschehen, wie es in der Zeitungshalle der Fall war. Auch hätte man sich vor Allem auf dem Liberalismus und seine Interessen erst wirklich einlassen müssen, nicht aber mit zwei oder drei kritischen Machtsprüchen, zwei oder drei philosophisch klingenden Floskeln den ganzen Liberalismus für einen überwundenen, verkommenen Standpunkt erklären, und nun frisch darauf loswirthschaften ins Unfaßbare und Nichtige! —

Digitized by Google

Der Abſatz des Blattes blieb unter dieſen Umſtänden begreiflicherweiſe ſehr gering; er würde noch geringer geweſen ſein, namentlich auch von Seiten des handeltreibenden Publikums, hätte nicht Miniſter Rother noch immer für den Protector des Blattes gegolten und hätte nicht außerdem die milde, conciliante Perſönlichkeit des Herausgebers Manchen wieder verſöhnt, der ſich von der Haltung des Blattes ſelbſt verſtimmt und abgeſtoßen fühlte.

So waren beide Unternehmungen ihrem Untergang bereits ziemlich nahe, als endlich die Märzrevolution in Preußen losbrach. Die außerordentliche Steigerung, welche das politiſche Intereſſe ſeit den Pariſer Februarereigniſſen erfahren, hatte auch den verödeten Räumen der Julius'ſchen Leſeanſtalt eine neue Fluth von Beſuchern zugeführt. Man weiß ja noch, wenn auch nur aus dunkler, traumhafter Erinnerung, wie es damals überall in ähnlichen Kreiſen in Deutſchland zuging; Einer riß dem Andern die neueſten Zeitungen aus der Hand, Tiſche und Stühle wurden erſtiegen, um die Neuigkeiten des Tages der ungeduldigen Maſſe zu verkünden, vom Vorleſen kam es zum Debattiren, vom Debattiren zum Demonſtriren, das heißt zum Entwerfen von Adreſſen, Proteſten, Aufrufen . . . .

Ganz ebenſo erging es auch in der Zeitungshalle; aus einer halbverödeten Leſeanſtalt wurde dieſelbe plötz-

Digitized by Google

lich und ohne Julius persönliches Zuthun, lediglich durch die Umstände, die ja schon Größeres vollbracht haben, zum Feldlager der beginnenden Berliner Bewegung. Hier hielten die gebildeteren Volksführer ihre vorbereitenden Zusammenkünfte, hier wurden die Adressen und Petitionen berathen, mit denen man sodann draußen im Thiergarten, bei den abendlichen Zusammenkünften unter den Zelten, die Massen in Bewegung zu setzen suchte. Daß diese Bewegung noch immer außerordentlich zahm, die Zwecke der Führer, wenigstens soweit sie damit hervorzutreten für gut befanden, noch immer sehr bescheiden waren, brauchen wir nicht erst zu sagen; die herrschende Koterie in der Zeitungshalle war noch immer die Bauer'sche — nun, und daß diese den Barrikaden keine Mitkämpfer liefert, sondern blos Kritiker, welche nachträglich die Achseln zucken über die gutmüthigen Schwachköpfe, welche so unphilosophisch gewesen und so wenig vom wahren Geist der Geschichte verstanden haben, sich auf den Barrikaden zu exponiren, das wissen wir ja zur Genüge. . . . .

Gleichwohl war schon diese sehr bescheidene Thätigkeit hinreichend, die Zeitungshalle in den Augen der Behörde zu einem höchst mißliebigen und gefährlichen Local, dem wahren Herd, wie sie glaubte, der hereinbrechenden Revolution zu machen. Aus der Geschichte

des Berliner Märzkampfes ist es bekannt, wie das Gebäude der Zeitungshalle der Gegenstand einer besondern militärischen Expedition wurde; einige von den untern Dienstleuten der Julius'schen Anstalt kamen dabei sogar ums Leben. Schlimm für die armen Dienstleute, aber vortheilhaft für die Anstalt! Denn in den Augen des siegestrunkenen Berliner Publikums war die Zeitungshalle nun auf einmal zum Rang eines höchst merkwürdigen historischen Denkmals gelangt; das Gefecht an der Ecke der Zeitungshalle repräsentirte gleichsam den Bastillensturm im Berliner Revolutionsdrama und Hunderte von Neugierigen strömten in den nächsten Tagen daselbst zusammen, um die Spuren der Kugeln an Thüren und Fenstern, so wie die Blutlachen auf Flur und Treppen zu sehen und in dem Bewußtsein des großen Sieges zu schwelgen, der, wie sie wähnten, auf diesen traurigen Spuren dahergeschritten war.

Aber wenn es nur ebenso leicht gewesen wäre, auch der papiernen Zeitungshalle eine geschichtliche Stellung zu verschaffen! Mit der bisherigen ironischen Indifferenz, das fühlte Julius' Scharfsinn sehr wohl heraus, ging es unter diesen Umständen nicht mehr; so bestimmt auftretenden Thatsachen gegenüber mußte man ebenfalls eine bestimmte, ausgesprochene Stellung einnehmen. Aber nur welche? Sich der siegreichen Partei an-

ſchließen? Nimmermehr! Was in dieſen Märztagen geſiegt hatte, oder was ſich wenigſtens den Sieg zuſchrieb, war ja derſelbe bornirte, verkommene Liberalismus, auf den die Zeitungshalle bis dahin ſo vornehm herabgeblickt hatte; wie hätte ſie ſich jetzt mit ihm verbinden, wie ſeinen Sieg nur anerkennen dürfen? Die Zeitungshalle mußte die Ehre, die ſie ſo lange in Anſpruch genommen, die Ehre des völligen Darüberhinausſeins über Alles, wofür die einfältige Maſſe ſich noch begeiſterte, auch jetzt noch zu behaupten ſuchen; auch jetzt noch mußte ſie dem dummen Haufen der Liberalen beweiſen, wie unendlich ſie ihm überlegen und daß er im Grunde gar keinen Begriff gehabt von dem, wofür er ſelbſt in den Kampf gegangen!

So, in der Verwirrung des Augenblicks, und weil er doch um jeden Preis eine beſtimmte Poſition ergreifen mußte, rückte Julius plötzlich mit ſeinem allerneueſten Standpunkt hervor, indem er ganz unvorbereitet und ohne irgend eine hervortretende äußerliche Veranlaſſung den „Bruch des Volks", das auf den Barrikaden gekämpft, das heißt, „des Proletariats" mit der „Bourgeoiſie" proclamirte. Es würde uns hier viel zu weit ablenken von unſerm Gegenſtande, in eine Erörterung, die in dieſem Augenblick kaum noch zu führen iſt, wollten wir hier unterſuchen, in wie weit ein ſolcher Bruch — oder wenigſtens die Möglichkeit, das

Digitized by Google

dunkle, instinctmäßige Gefühl dieses Bruches — wirklich in der Berliner Märzbewegung gelegen, und in wie weit daher die plötzliche Wendung der Zeitungshalle wirklich im geschichtlichen Rechte war. Auch wie viel davon Julius selbst angehörte, oder wie weit er dabei fremden Einflüssen nachgab, vermögen wir nicht zu bestimmen. Aber das wissen wir gewiß, und das wird Jeder, der Julius nur einigermaßen näher gekannt hat und dabei eines aufrichtigen und unparteiischen Urtheils fähig ist, uns bestätigen, daß für die Freuden der socialen Republik und jene Herrschaft des Proletariats, auf welche die Zeitungshalle von da ab, wenn auch nur ziemlich versteckter Weise, hinarbeitete, Niemand weniger geeignet war, als der zartsinnige, feinfühlende, ja träumerische, und dabei doch so thätige, so bienenfleißige Julius.

Das zeigten auch schon die allernächsten Folgen. Einen Standpunkt hatte der Redacteur der Zeitungshalle nun freilich, aber es war ein schiefer Standpunkt für ihn, mit dem er es Niemand zu Dank machen konnte, nicht einmal denen, die man für seine nächsten und natürlichsten Parteigenossen hätte halten sollen. — Daß die Berliner Bourgeoisie, darunter namentlich der Handelsstand, der das Julius'sche Blatt bis dahin noch am meisten unterstützt hatte, sich über diese unerwartete Wendung desselben aufs Aeußerste entrüstet fühlte, war ganz

Digitized by Google

in der Ordnung; daß man sich auf der Börse das Wort gab, die Zeitungshalle nicht mehr zu lesen, daß man ihre Abonnenten auf der Straße mit Bitten und Drohungen anfiel, sie aufzugeben, daß endlich bewaffnete Bürger selbst in Julius' Wohnung drangen, um ihm persönlich zu Leibe zu gehen — das Alles war freilich sehr wenig in der Ordnung, aber begreiflich bleibt es für den, der Personen und Verhältnisse jener Zeit gekannt hat, immerhin. Ließ doch sogar eines der hervorragendsten Mitglieder des Bauer'schen Kreises selbst, Herr Ludwig Buhl, derselbe, dem wir den „entnervenden Montesquieu" verdanken, dazumal ein Manifest an die Straßenecken Berlins ankleben, worin er decretirte, daß Berlin für den Bruch der Proletariats mit der Bourgeoisie „noch nicht reif" und daß dieser Bruch von seinem Freunde Julius „zu früh" proclamirt sei!

Und diese Buhl'sche Erklärung stand nicht allein; außer der Bourgeoisie, zog auch der größere Theil der radicalen Partei sich von Julius zurück. Julius that alles Mögliche, sich ihre Freundschaft wieder zu gewinnen. In dem Leichenzug der Märzhelden war er mit einer Fahne zu sehen, welche die Inschrift trug: Die freie Presse. Auch erschien er in jenen Tagen nie anders auf der Straße, als mit einer Muskete bewaffnet, verstörten Aussehens, als müßte jeden Augenblick ein neuer Kampf

entbrennen. Seiner Zeitung aber hatte er das Mottogegeben: Alles für das Volk, Alles durch das Volk! . . .

„Alles vergebens!“ wäre richtiger geweſen. Denn ſei es die Erinnerung an die zweideutige Vergangenheit der Zeitungshalle, ſei es (und dies Letztere iſt uns nach unſerer Kenntniß der Perſönlichkeiten das Wahrſcheinlichere), daß die damaligen Führer des Berliner Radicalismus die angeborne Weichheit und Milde des Julius'ſchen Charakters durchſchauten, ſowie die ihm natürliche Ehrenhaftigkeit, die wohl vorübergehend durch äußere Umſtände verdunkelt, niemals aber ganz in ihm ausgelöſcht werden konnte und die denn freilich zu ihren Abſichten nur ſehr wenig gepaßt hätte — genug, die von Julius ſo ſehnſüchtig angeſtrebte Allianz mit den Radicalen wollte in keiner Weiſe glücken. Vergeblich ließ er in einer der erſten Sitzungen des politiſchen Clubs denſelben förmlich um ſeinen Beiſtand für die Zeitungshalle erſuchen; ſelbſt Arnold Ruge, wiewohl von früheren Zeiten her mit Julius befreundet, (er ging damals, beiläufig geſagt, bereits ſelbſt mit dem Plane ſeiner „Reform“ um) erklärte ſich dagegen, wie er denn auch noch im Herbſt deſſelben Jahres in Breslau, wo er ſich gleichzeitig mit Julius befand, um für ſeine „Reform“ zu wirken, denſelben aufs Heftigſte angegriffen und die Zeitungshalle wegen ihrer dem Abſolutismus geleiſteten

Dienste mit beliebter Ruge'scher Offenheit als ein „nichtswürdiges" Blatt dargestellt haben soll.

Damit war aber das Schicksal der Zeitungshalle entschieden. Aus eignen Mitteln bestehen konnte sie noch nicht, Julius selbst war ohne alles Vermögen, das von der Regierung dargeliehene Kapital längst verbraucht; die Partei, auf deren Geldbeutel sie sich bisher gestützt hatte, die Partei des alten Regime war nicht mehr, die siegreiche Bourgeoisie verachtete sie, von den „Männern der Zukunft", den Radicalen, wurde sie verachtet — was blieb übrig?!

Zu sterben, weiter nichts. Der Todeskampf war zäh und bitter; schien es doch fast undenkbar, daß die Revolution, die so manches andere, weit unbedeutendere Blatt zu ephemerem Dasein in die Höhe hob, nur für sie so ganz unergiebig bleiben sollte. Aber bekanntlich verstand die Revolution sich selber nicht zu helfen; wie sollte sie es Anderen? Der November mit seinem Belagerungszustand und seinen Ausnahmegesetzen verdrängte die Zeitungshalle nach Neustadt-Eberswalde, wo sie unter der Redaction des Dr. Wolf noch längere Zeit erschien, aber völlig unbeachtet. Ebenso unbeachtet ging sie endlich, entsinnen wir uns recht, im Frühjahr neunundvierzig zu Grabe. Das gleichnamige Leseinstitut war schon früher geschlossen worden. Julius selbst, auf dessen gei-

stige wie körperliche Stimmung alle diese Begebenheiten den unglücklichsten Einfluß geübt hatten und der schon damals nur noch ein gebrochener, ein hinsterbender Mann war, wurde wegen wiederholter Preßvergehen seit Längerem steckbrieflich verfolgt; über die Reste seiner Unternehmungen wurde der Concurs eröffnet. —

Viele Monate hindurch war Julius' Aufenthalt unbekannt, bis er endlich in dem allgemeinen Asyl der europäischen Flüchtlinge, in London, wieder auftauchte. Von eigentlichen politischen Umtrieben hat er sich hier, wenn wir recht unterrichtet sind, möglichst fern gehalten; er war nun einmal, wie seine Berliner Erlebnisse hinlänglich gezeigt hatten, zum öffentlichen Charakter nicht geschaffen, und jedes Bemühen, denselben fortzuspielen, hätte nur neue Niederlagen herbeiführen können, sowohl für ihn selbst, als für die Sache, welcher es gegolten hätte.

Desto glücklicher dagegen entfalteten sich hier in der Einsamkeit seines Flüchtlingslebens alle jene liebenswerthen und vortrefflichen Eigenschaften, welche seinen Privatcharakter so vortheilhaft auszeichneten und die ihn seiner Familie sowie seinen näheren Freunden mit Recht so theuer machten. Mit unermüdlichem Fleiß arbeitete er von London aus an zahlreichen Correspondenzen für verschiedene deutsche Zeitungen, sowie an mehren größeren Werken, von denen namentlich eine Arbeit über

Digitized by Google

Sir Robert Peel ſich faſt vollendet in ſeinem Nachlaß vorgefunden haben ſoll. Die Herausgabe derſelben wurde gleich nach ſeinem Tode als nah bevorſtehend angekündigt, iſt jedoch bis jetzt nicht erfolgt und darf nun wohl überhaupt nicht mehr erwartet werden. Ebenſo iſt es einer Auswahl ſeiner Correſpondenzen ergangen, von der ebenfalls die Rede war. Dieſelben waren, wie ſchon erwähnt, ſehr zahlreich und behandelten nicht ſelten verhältnißmäßig geringfügige Dinge mit ermüdender Genauigkeit; ſo unter Anderm den Haynau'ſchen Vorfall, über den er reichlich einige Bände zuſammengeſchrieben. — Im Ganzen jedoch haben wir wohl keinen Grund, den unterlaſſenen Abdruck ſeiner nachgelaſſenen Schriften und namentlich ſeiner Correſpondenzen zu beklagen, ſelbſt wenn auch eine geſchickte und wohlwollende Hand ſich gefunden, die das Unbedeutende ausgeſchieden und die einzelnen Bruchſtücke zu einem harmoniſchen und leidlich vollſtändigen Gemälde zuſammengefaßt hätte. Denn getreu bis zum letzten Augenblick jenem Syſtem der abſoluten Abſtraction, das ſich auch an ihm ſo verhängnißvoll offenbart hatte, machte er es zur Hauptaufgabe ſeiner Berichte, die nah bevorſtehende unvermeidliche Auflöſung des gegenwärtigen engliſchen Staates zu verkünden. Den offenkundigen Thatſachen gegenüber gewiß ein ſehr thörichtes Bemühen; aber auch in dieſer Thorheit noch

wie viel Charakteriſtiſches, wie viel ächt Deutſches! Ein armer deutſcher Flüchtling, ein verkümmernder Gelehrter, ſchwindſüchtig, mit dem Tode ringend, mitten in dem Glanz, dem Lärmen, der Lebensfülle der engliſchen Hauptſtadt, überall wohin er blickt, wohin er hört, den rieſigen Spuren der engliſchen Weltherrſchaft begegnend — und giebt es doch nicht auf und wird es doch nicht müde, Tag für Tag den Untergang dieſer machtvollen, rieſenhaften Wirklichkeit zu prophezeien! und wird es nicht müde, von dieſen trübſeligen Prophezeiungen im Schweiße ſeines Angeſichts ſich und ſeinen zwei Schweſtern das kümmerliche Daſein zu friſten — Alles, weil es ſein Syſtem ſo verlangt!

Ja wohl, ſein Syſtem! Und das ſei denn der verſöhnende Epilog, mit dem wir dieſe flüchtige Skizze ſchließen. Denken wir uns Julius mit ſeinen unleugbar großen Talenten, ſeinen mannichfachen und gründlichen Kenntniſſen, endlich mit der Liebenswürdigkeit und Biederkeit ſeines Charakters, aber aufgewachſen in der Weſenloſigkeit unſerer öffentlichen Zuſtände, von früh an geſchult zum deutſchen Gelehrten, mit allen Kräften des Geiſtes ſich abmühend für eine Wiſſenſchaft, die im Grund gar keine Wiſſenſchaft mehr iſt und die, wie ſie ſich auch anſtellt, das Leben dennoch nie erreicht, weil ſie nicht aus ihm ſelbſt hervorgegangen iſt, es nicht ſelbſt in

ihrem eigenen Schooße trägt — denken wir ihn uns statt dessen als Bürger des Landes geboren, das jetzt nur seine Gebeine deckt; denken wir ihn uns hineinversetzt aus der trübseligen Oede des deutschen Gelehrtenlebens, aus der Passivität und Indifferenz unserer öffentlichen Zustände in die compacte Fülle des englischen Lebens; genährt statt mit den philosophischen Abstractionen der deutschen Bildung mit dem derben Fleisch der englischen Zustände; statt abgehetzt, ermüdet, gekauft zuletzt von einer Regierung, die ihn benutzte ohne ihn zu achten und der er diente ohne eine Spur von Hingebung für sie zu empfinden, vielmehr getragen von der starken, stützenden Gemeinschaft eines wahrhaften öffentlichen, wahrhaft volksthümlichen Lebens — o wahrhaftig, auch dieser Fanatiker der Abstraction wäre ein Anderer geworden, auch diesem an sich so edlen Erz wären nicht soviel verderbliche Schlacken beigemischt gewesen!

So tritt hier, wie überall bei uns, zu dem persönlichen Schmerz der noch viel größere über die Elendigkeit unserer vaterländischen Zustände; die Klage, die wir dem so früh, so traurig Hingeschiedenen nachrufen, wird zur Anklage — aber nicht sowohl gegen ihn, als gegen uns selbst kehrt sie sich, die wir auch in den Trümmern dieses einzelnen Daseins nur unsere allgemeine, unentwirrbare Verschuldung zu erkennen haben.

Digitized by Google

Epos und Drama

in der deutschen Literatur der Gegenwart.

Digitized by Google

Das Jahr achtundvierzig hat es bekanntlich Niemandem zu Dank gemacht, weder den Constitutionellen, noch den Demokraten, den Gemäßigten so wenig als den Radicalen, ja nicht einmal denjenigen, die doch augenscheinlich den reellsten und dauerhaftesten Vortheil davon gehabt haben, den Reactionären.

Auch unsere Aesthetiker wissen dem armen Jahre nicht Böses genug nachzusagen. Zwar daß sein eherner Fußtritt störend zwischen die Kreise trat, hinter welche unsere Kunst sich so behaglich zurückgezogen hatte, daß die Musen sich flüchteten, ihre Lieder verstummten vor dem drohenden Schlachtlärm, mit welchem das Jahr achtundvierzig dahergebraust kam, dies zur Noth mochten auch unsere Aesthetiker sich gefallen lassen.

Denn unter uns gesagt, sie fingen bereits an sich einigermaßen zu langweilen. Die beste Gesellschaft hört auf die beste zu sein, wenn man sie immer hat. Auch unsere Aesthetiker versicherten wohl noch, wie glücklich sie wären, einer Nation anzugehören von so feinem künstlerischen Geschmack,

Digitized by Google

von ſo ausgezeichneter äſthetiſcher Bildung, wie die deutſche. Aber dieſe Verſicherungen klangen immer kühler, immer förmlicher; ſie lächelten ihren Dichtern noch Beifall zu — aber dies Lächeln ſelbſt ward immer mühſamer und ſah ſich immer mehr wie ein verſtecktes Gähnen an.

Wer konnte es ihnen verdenken? Die Luft in dieſen abgeſchloſſenen Kreiſen war in der That ein wenig gar zu ſtickig, die Ausſicht ein wenig gar zu beſchränkt geworden; es konnte nicht ſchaden, im Gegentheil, es war eine Wohlthat für die Kunſt ſelbſt, wenn ſie von dieſer Bühne, welche ſie bisher nur allzu ausſchließlich beherrſcht hatte, für einige Zeit zurücktreten, ſo zu ſagen in die Ferien gehen und andern Helden, andern Hanswürſten die Sorge für die Unterhaltung des Publikums überlaſſen durfte. Auch der reichſte Mann, wenn er immer nur ausgiebt, nie einnimmt, muß zuletzt Bankerott werden; wie nun gar erſt, wer nicht einmal ein reicher Mann iſt?

In dieſem Falle befand ſich die deutſche Literatur. Sie hatte das Menſchenmögliche geleiſtet, durch eine künſtliche generatio aequivoca (und bekanntlich wird dieſe am leichteſten dargeſtellt, indem man welke Blätter mit abgeſtandenem Waſſer übergießt) Literatur aus Literatur, Bücher aus Büchern zu produciren. Auf die Dauer indeß konnten dieſe Künſte doch nicht ausreichen; neues Blut mußte in den Körper unſerer Literatur ge-

Digitized by Google

leitet, neuer Samen ausgeſtreut werden, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß wir darüber für einige Zeit der gewohnten Früchte entbehren ſollten.

In ſoweit alſo kam die Unterbrechung des Jahres achtundvierzig unſeren Aeſthetikern ſogar ganz erwünſcht. Sie ſelbſt, ſo loyaler Natur ſie bekanntlich auch ſind, hatten doch im Stillen auch ſchon ihre revolutionären Hoffnungen gehegt und auf den allgemeinen Umſturz, der endlich in jenen Märztagen erfolgte, halb zaghaft, halb ſchadenfroh ſpeculirt. Die deutſche Literatur leidet an gewiſſen Gebrechen, welche auch ihre einſeitigſten und eifrigſten Bewunderer nicht leugnen können; bei aller Tiefe und Erhabenheit der Ideen, bei aller Glätte und Vollendung der Form, fehlt es ihr doch an der eigentlichen künſtleriſchen Plaſtik. Gewiß ſind wir entfernt, gering zu denken von der deutſchen Literatur; auch würden wir ja damit unſerer Nation eine der wenigen Trophäen nehmen, die ſie ſich erſtritten und auf die ſie Grund hat ſtolz zu ſein. Aber wenn wir die deutſche Literatur vorurtheilsfrei mit denen der übrigen modernen Nationen vergleichen, ſo müſſen wir zugeſtehen, daß wir bisher doch nur erſt im lyriſchen Gedicht den Kranz errungen haben, ſowie in gewiſſen uns eigenthümlichen poetiſch-ſpeculativen Werken, alſo immer erſt in der Poeſie der Empfindung, der Reflexion, der Innerlichkeit, während der

Digitized by Google

höhere Preis, die Palme des Epos, der Kranz des Dramas, der deutschen Dichtung bisher noch versagt blieb.

Fassen wir zunächst das epische Gedicht ins Auge. Klopstock's Messias (um uns auf die anerkannten Größen unserer Literatur, unsere eigentlichen Klassiker zu beschränken) ist ohne Frage ein Werk, das zu allen Zeiten mit Achtung genannt und noch von den spätesten Forschern mit Eifer studirt werden wird. Aber es ist doch nur der letzte Abschluß einer gelehrt theologischen Dichtung, deren geschichtliche Nothwendigkeit zwar ebenso unbestritten bleiben soll wie ihr geschichtliches Verdienst, die aber doch auf zu viel conventionellen Voraussetzungen beruht und mit zu viel theologischem Ballast versetzt ist, um in einer Zeit, welche den ausschließlich oder auch nur vorzugsweise theologischen Charakter abgelegt hat, noch das frühere Interesse finden zu können. Auch fehlen dem Klopstock'schen Gedicht die großen menschlichen Leidenschaften und Schicksale, sowie jener nationale Boden, ohne den ein wahrhaftes volksthümliches Epos, ein Epos, das nicht blos in den Bücherrepositorien unserer Liebhaber prangt, sondern wirklich im Bewußtsein des Volkes lebt, schlechthin undenkbar ist; es ist nicht blos zu theologisch, sondern überhaupt zu abstract, zu unsinnlich, um das poetische Bedürfniß der Nation auf die Dauer zu befriedigen. Auch sind gerade seine gelungensten Partien

Digitized by Google

wiederum mehr lyrischer als epischer Natur und auch sie tragen in ihrer seraphischen Ueberschwänglichkeit zu sehr die Farbe der Zeit, in der sie entstanden, um noch jetzt einen vollständigen und ungestörten Genuß zu bieten.

Aehnliches, wenn auch in anderer Weise, gilt von Wieland, Klopstock's großem Antipoden. Auch er hat in seinen romantischen Dichtungen viel Anmuthiges und Treffliches geleistet; seine Komischen Erzählungen sprühen zum Theil von Witz, die Form gaukelt mit unnachahmbarer Lieblichkeit dahin. Und was den Oberon anbetrifft, so wird das Wort, mit welchem Goethe einst das kaum vollendete Werk willkommen hieß, nämlich daß, so lange Gold Gold, Poesie Poesie bleibt, auch der Oberon als eine Perle der Dichtung anerkannt bleiben werde, sich ohne Zweifel noch bei den fernsten Geschlechtern bestätigen.

Allein so gern wir diese Vorzüge anerkennen und so wenig wir überhaupt die Geringschätzung billigen, mit der auch die heutige Aesthetik, wenigstens in diesem Stück noch die getreue Nachtreterin der Romantiker, Wieland und die Wieland'sche Poesie bei Seite zu schieben pflegt, so darf auf der anderen Seite doch auch nicht verschwiegen werden, daß dies eigenthümliche Gemisch von Reflexion und Frivolität, diese lachende Weisheit, in der Weltmann und Philister sich in Wieland begegnen, endlich diese Abhängigkeit von fremden Mustern,

die bei dem Dichter des Oberon sogar noch viel größer ist und sich viel weiter erstreckt als man im Publikum gewöhnlich meint — es darf, sagen wir, auf der andern Seite auch nicht verschwiegen werden, daß diese charakteristischen Eigenschaften des liebenswürdigen und reichbegabten Dichters nicht blos mit den Grundbedingungen einer wirklichen epischen Weltanschauung in sehr lebhaftem Widerspruche stehen, sondern auch dem veränderten Geschmack der Zeit und ihren Bedürfnissen sagen sie ebenfalls nur noch sehr wenig zu. Auch sind selbst die vorzüglichsten unter den Wieland'schen Dichtungen nicht sowohl epische Gedichte als nur poetische Erzählungen: eine sehr alte und vollkommen berechtigte Gattung, die namentlich im Mittelalter, sei es als altdeutscher Schwank, sei es als französisches Fabliau, sei es als italienisches Rittergedicht, in hohem Grade beliebt war und zahlreiche treffliche Werke hervorgebracht hat, immer aber doch nur eine untergeordnete, eine Zwittergattung bleibt und niemals den Platz des eigentlichen epischen Gedichts ausfüllen kann.

Wenn das aber nicht einmal Wieland vermochte, um wie viel weniger konnten es alsdann seine Schüler und Nachahmer, mochten dieselben nun, wie Alxinger, der Dichter des Bliomberis, das phantastisch-lüsterne Element der Wieland'schen Dichtung fortsetzen und steigern, oder mochten sie, wie Friedrich Müller, der Ver-

Digitized by Google

faſſer des Richard Löwenherz und ähnlicher erzählender Gedichte, umgekehrt das verſtändig nüchterne, das philiſtröſe Element, ſogar bis zur entſchiedenſten Trockenheit vorwalten laſſen.

Auch die romantiſche Schule, ſo ſehr ſie ſich übrigens der Wieland'ſchen Muſe überlegen fühlte, hat doch nichts hervorgebracht, was Wieland's erzählende Dichtungen erreicht, geſchweige denn übertroffen oder überhaupt näher an das Ziel der epiſchen Dichtung herangereicht hätte. Wegen ihrer Nebelhaftigkeit und Formloſigkeit war ſogar die romantiſche Schule am allerwenigſten befähigt ſich ihre Lorbeeren auf dieſem Gebiete zu erwerben; die wenigen Verſuche, die ſie überhaupt in dieſer Hinſicht gemacht hat, wie z. B. Fouqué's Corona oder Ernſt Schulze's erzählende Dichtungen, liefern dafür einen ſehr deutlichen Beweis. Die nachromantiſche Literatur aber (die freilich noch immer viel romantiſcher war als ſie ſelbſt eingeſtand oder ahnte), die jungdeutſche und die kritiſch-philoſophiſche Literatur der dreißiger und vierziger Jahre, ſtellte auch ſolche Verſuche nicht mehr an; durchweg tendenziös, überall nur auf die nächſten und unmittelbarſten praktiſchen Zwecke gerichtet, hätte ſie ja ſchon den bloßen Vorſatz, ein epiſches Gedicht zu ſchreiben, ein Gedicht ohne Reflexion und ohne Tendenz, voll Objectivität und heiterer, klarer

Ruhe, höchst philisterhaft finden müssen, wenn nicht vielleicht sogar höchst reactionär.

Und so blieb diese Lücke unausgefüllt; welche Eroberungen und Fortschritte unsere Literatur sonst auch machte, hier ließ der Stillstand, sogar der Rückschritt sich nicht in Abrede stellen. Auch gaben unsere Aesthetiker selbst sich gar keine Mühe darum; nicht zufrieden, das Verhältniß als thatsächlich anzuerkennen, waren sie auch sofort mit Gründen bei der Hand, die dasselbe nicht blos erklärten, sondern sogar rechtfertigten und vertheidigten. Lücke oder nicht, sagten sie: ein Volk, das nicht handelt, das sein Leben thatlos verschlummert, wie kann das eine Dichtung haben voll Handlung, Leben und Bewegung? Wir selbst sind längst keine Helden mehr, woher sollten uns die Heldengedichte kommen?! Es war wahrhaft zum stehenden Artikel der vormärzlichen Kritik geworden, und auf alle mögliche Art bewies man uns, daß wir Deutsche überhaupt kein Epos haben könnten, nämlich weil wir noch keine Revolution gehabt. Das praktische Leben, sagte man uns, müsse erst neuerdings in Fluß gerathen, der Baum der Freiheit erst Knospen treiben, so werde auch die Blüthe unserer Dichtung sich in neuer und ungeahnter Herrlichkeit entfalten. Die Revolution, dieser allgemeine Messias der damaligen Zeit, sollte auch die deutsche Literatur aus ihrem Todes-

Digitized by Google

schlummer erwecken; wollt ihr große Dichter, hieß es, interessante Theaterstücke, klassische Romane? Sehr wohl, so wartet bis die Revolution kommt — oder noch besser, helft selber, daß sie kommt!

Und das nun eben ist der Punkt, gegen den die Klagen und Vorwürfe unserer Aesthetiker sich kehren. Es ist genau derselbe Vorwurf, der auch von unsern Politikern erhoben wird: nämlich daß das Jahr achtundvierzig ihre Erwartungen getäuscht, daß es nicht Wort gehalten habe in dem, was es versprochen, oder richtiger, was sie selber sich von ihm versprochen. Wohl doch, sagen sie, nun haben wir ja eine Revolution gehabt, nicht blos eine deutsche, sondern sogar eine europäische, und nicht blos eine Revolution, sondern auch noch ein Paar Dutzend Contrerevolutionen in den Kauf; der Strom des deutschen Lebens ist aufgewühlt worden, tief genug, daß selbst der unterste schmutzigste Bodensatz davon zu Tage gekommen, der Baum unserer Freiheit hat zwar noch keine Knospen getrieben, ist aber doch schon sehr zierlich verschnitten und abgeraupt worden — wo bleiben die Früchte der Poesie, auf welche wir gehofft? wo bleibt diese neue Kunst, die dem Umschwung unseres öffentlichen Lebens folgen sollte, so unfehlbar, so dicht auf der Ferse, wie der Tag dem Morgen? Wir horchen umher im deutschen Dichterwald,

Digitized by Google

und siehe da, es ist dasselbe Gezirpe wie ehedem und sogar noch unbedeutender, noch kindischer. Wer die Modeproducte unserer neuesten Poeten liest, namentlich jene halb lyrischen, halb epischen Gedichte, jene Märchen und Phantasien, die jetzt so beliebt sind und in denen alles Mögliche zu Worte kommt, Wald und Baum, und Bach und Blume, und die Fliege an der Wand und der Floh im Strumpf, aber nur nicht der Mensch und nicht die Gegenwart, in der wir leben — wahrlich, wer sollte es da noch für möglich halten, daß vor kaum fünf Jahren die allerwildeste, allermaßloseste Bewegung das deutsche Leben geschüttelt hat und aufgewühlt bis zum Grund? In diesen Dichtern des Tages, die so süß, so zierlich, so gottergeben sind, in diesen Predigern in Versen, deren tiefsinnigster und verwegenster Gedanke noch lange nicht den Horizont einer Mädchenpension überschreitet — wer vermöchte in ihnen dieselbe Generation zu erkennen, die noch vor kurzem auf den Barrikaden stand, sei es in Wirklichkeit, sei es mit der Feder, und möchte sie nicht vielmehr für die entnervten, altersschwachen Söhne eines langjährigen, verweichlichenden Friedens halten?

Es giebt Ausnahmen, allerdings: aber selbst auch in dem Besten, was unsere jungen Dichter liefern, finden wir zwar viel zarte Empfindung, viel edles Sentiment, doch nur wenig Kraft der Plastik, nur wenig Handlung und

unmittelbares schöpferisches Leben. Die nachmärzliche Poesie, wie sie sich allmählig aus ihrem Versteck wieder hervorwagt, ist nur die verdünnte, abgeschwächte Fortsetzung der alten Romantik; um diese Mondscheindichter, diese blassen, frommen, kreuzschlagenden Gestalten zu Tage zu fördern, oder auch diese phrasentönenden Nothmützen mit ihrem Theaterdonner, der kein Kind mehr erschreckt, wie sie jetzt aus allen Winkeln wieder hervorkriechen, dazu, beim Himmel, hätte es keiner Revolution bedurft.

Und da schließen unsere Aesthetiker denn nun gewöhnlich damit, nicht nur die Revolution zu verwünschen, welche sie so schmählich zum Besten gehabt: sondern auch mit unserer ganzen modernen Dichtung wäre es, behaupten sie, zu Ende. Ein Kranker, den selbst ein solches Drastikum, wie dieses Jahr achtundvierzig, nicht wieder hat zu Kräften bringen können, ist überhaupt nicht mehr zu retten — ein Kreuz auf sein Grab! und nun ein für allemal nichts mehr von moderner deutscher Dichtung! —

Wir glauben, die Sache steht so ganz verzweifelt noch nicht. Je edler bekanntlich ein Samen, je langsamer und schwerer geht er auf; vielleicht ist auch das Jahr achtundvierzig in politischer sowohl wie in ästhetischer Hinsicht ein solches Samenkorn gewesen, an dessen Gedeihen wir nicht verzweifeln wollen, auch wenn wir seine Frucht nicht sofort mit Augen sehen, mit Händen

Digitized by Google

greifen können. An dieser Stelle haben wir es nur mit der Literatur zu thun. Der Anblick bietet wenig Tröstliches, es ist wahr. Die Lyrik, längst abgespielte Melodieen in unerquicklicher Wiederholung vor sich hindudelnd, reducirt auf den trivialsten Ausdruck der allergemeinsten und abgetragensten Empfindungen und dabei noch Wunder denkend, was sie Neues und Großartiges leistet — aber als ob dies auch die Zeit wäre, wo ein poetisches Gemüth sich in sich selbst vertiefen kann! als ob es irgendwo ein Ereigniß, eine Aussicht, ja nur eine Hoffnung gäbe, an der das Gemüth des Poeten sich aufrichten, aus der es neue Begeisterung, neuen Muth, neue Fülle der Empfindung saugen könnte!

Eine Zeit der Versuche und Anläufe, wie die unsere nun einmal in politischer und socialer Hinsicht ganz unzweifelhaft ist, kann auch in der Literatur unmöglich mehr als bloße Versuche und Anläufe leisten; ja es wird schon immer einige Anerkennung verdienen, wenn die Literatur nur wenigstens nicht in dieselbe Erschlaffung versinkt, die sich des politischen Lebens bemeistert hat und sich nicht gleich diesem einer völligen Unthätigkeit ergiebt.

Nun aber ist es, ganz abgesehen von dem ästhetischen Werth der einzelnen Productionen, eine Thatsache, die jeder Blick in den Meßkatalog bestätigt, daß in Deutschland seit langem nicht so viel Romane und vielleicht

Digitized by Google

noch niemals ſo viel erzählende Gedichte gedruckt worden ſind, wie in dieſem Augenblick. Faſſen wir denn die Bedeutung dieſer beiden Gattungen ein wenig näher ins Auge.

Wir nannten das erzählende Gedicht vorhin eine Zwittergattung; ganz daſſelbe wird bekanntlich auch dem Romane nachgeſagt. Doch ſetzten wir auch ſogleich hinzu, daß das erzählende Gedicht bei alledem eine vollkommen berechtigte Gattung; derſelbe Vorbehalt wird auch hinſichtlich des Romans zu machen ſein. Beide ſind weſentlich moderne Gattungen; das Alterthum kennt ſie entweder gar nicht oder doch erſt von da an, wo ſeine eigene Kraft bereits gebrochen und der Uebergang in ein neues Zeitalter bereits angebahnt iſt. Das Alterthum kennt in der erzählenden Gattung nur das wirkliche epiſche Gedicht; erſt wie die Selbſtauflöſung der klaſſiſchen Welt beginnt, löſt ſich aus dem epiſchen Gedicht, vermuthlich unter Zuthun orientaliſcher oder ſonſtiger fremdartiger Elemente, einerſeits Roman und Märchen, andererſeits das erzählende Gedicht ab, für welche letztere Gattnng (die Anfänge des griechiſchen Romans bei Heliodor, Achilles Tatius ꝛc. ſind hinlänglich bekannt) wir nur an das Gedicht des angeblichen Muſäus von Hero und Leander, als an ein berühmtes und weitverbreitetes Beiſpiel, erinnern wollen.

Dieſe Uebergangsproducte, wie unerheblich der Mehrzahl nach an poetiſchem Werthe, ſind doch höchſt wichtig

Digitized by Google

als Momente der fortschreitenden Entwicklung; sie leiten die klassische Zeit über in die moderne, die nun in Roman und erzählendem Gedicht ihren nächsten, eigentlichsten Ausdruck findet. Beide sind ihrer Natur nach episodisch; beide wurzeln theils unmittelbar in der Wirklichkeit des täglichen Lebens, theils schaffen sie sich eine eigene willkürlich phantastische Welt, die sie bald andächtig bewundern, bald ironisch wieder auflösen; beide endlich sind an keinen bestimmten Ort, keine bestimmte Zeit noch irgend andere nationale Voraussetzungen gebunden, sondern wie nach dem Zusammensturz der antiken Welt in unübersehbarer Fluth Völker und Sprachen sich mischen, so mischen auch in dieser modernen Gattung des Romans und der erzählenden Dichtung sich alle möglichen Zeiten, Völker, Umgebungen — und sogar noch einige unmögliche dazu.

Welch ein Unterschied in diesen phantastischen Sagenkreise, aus denen die erzählenden Dichtungen des Mittelalters ihre Stoffe vorzugsweise entnehmen, gegen die einfach strenge, die knappgeschlossene Haltung des antiken Epos! Und dieser Unterschied selbst wie charakteristisch, wie nothwendig! Die unendlich einfachere Welt des Alterthums konnte sich allerdings mit der einfachen Form des epischen Gedichts begnügen; wie der Mensch der alten Welt ausschließlich in und mit der Natur lebte, ohne Kenntniß des Fremden, aber auch ohne Sehnsucht

Digitized by Google

danach, gleich einer Pflanze wurzelnd in dem Boden, in den er einmal geſetzt war und den er gleich den Göttern ſeiner Heimath auch überall hin mit ſich nahm, ſo baute ſich auch ſein epiſches Gedicht unabänderlich aus demſelben mythologiſchen Kreiſe, auf demſelben heroiſchen Boden, unter demſelben nationalen Geſichtspunkt, in derſelben ſtreng geſchloſſenen Kunſtform auf, ohne ihn deshalb zu ermüden oder auch nur weniger zu entzücken.

Nämlich ſo lange er ſelbſt noch derſelbe war. Sowie dagegen jener ſchon erwähnte Uebergang in die moderne Zeit beginnt, wie die alten Götterbilder zuſammenſtürzen, die alten Sagen verhallen, die alten Sitten in Vergeſſenheit gerathen, erliſcht ſofort auch die Kraft der epiſchen Dichtung; Alexander von Macedonien konnte wohl noch die Gedichte Homers in goldenem Käſtchen mit ſich führen, aber er ſelbſt, dieſer Eroberer Indiens, der den helleniſchen Geiſt vernichtete, indem er ihn über die Welt verbreitete — er ſelbſt konnte für ſeine Thaten keinen Homer unter den Griechen finden, er mußte ſich gedulden, bis neue Völker in neuen barbariſchen Zungen ihn zum Mittelpunkt ihrer phantaſtiſchen Erzählungen erhoben.

Die antike Welt war gewiß unendlich ſchöner als die moderne, aber ebenſo gewiß iſt die moderne unendlich reicher. Wir wollen gar nicht ſprechen von dieſen neuen Ländern, Völkern, Ereigniſſen, welche ſeitdem

aufgetaucht ſind: ſchon die innere Welt allein, die Welt der Empfindungen und Gedanken, welchen unermeßlichen Zuwachs hat ſie gewonnen in Vergleich mit dem naiven, bewußtloſen Leben der alten Welt! Für dieſen unermeßlich erweiterten Reichthum genügte die ſtrenge, knappe Form des epiſchen Kunſtwerks nicht mehr, hier mußten neue Formen gefunden werden und neue Gattungen, weit genug und auch von hinlänglicher Dehnbarkeit, um den neuen, gährenden Inhalt aufzunehmen. Dieſe Gattungen waren vornehmlich das erzählende Gedicht und der Roman: beide vom Zügel der Kunſt noch eben genug gehalten, um uns den Eindruck des Kunſtwerks zu machen, aber beide auch locker und dehnbar genug, um ſich jedem noch ſo abenteuerlichen Stoff und ſelbſt jeder Liebhaberei oder Laune des Dichters anzuſchmiegen. Wie beide innerlich ſowohl wie äußerlich aufs Engſte verbunden ſind, ſo gehen ſie auch in der Mehrzahl der mittelalterlichen Literaturen völlig ungeſchieden neben und durch einander: der Roman wird ſo gut in Verſen geſchrieben wie das erzählende Gedicht, das ſeinerſeits wiederum nur ein Schwank, eine Novelle oder auch wohl ein ganzer Novellencyclus in Verſen iſt. Erſt wie ſich auch in den modernen Sprachen allmählig eine kunſtmäßige Proſa ausbildet, fangen beide Gattungen an auch äußerlich aus einander zu gehen. In Deutſchland, wo ſich die kunſtmäßige Proſa bekanntlich erſt ſehr

Digitized by Google

spät, man darf sagen, erst seit der Reformation entwickelt hat, ist diese Trennung verhältnißmäßig am spätesten eingetreten; noch die Schwänke des Hans Sachs, was sind sie im Grunde weiter als Novellen und Anekdoten, in einer Sprache geschrieben, die noch keinen Boccaccio gehabt hatte und für die daher Vers und Reim noch ein unvermeidlicher Nothbehelf war? Sehr interessant ist dabei, daß ungefähr zu derselben Zeit, wo Hans Sachs seine gereimten Schwänke schrieb, die großen erzählenden Gedichte des Mittelalters in Prosa umgesetzt und zu Volksromanen verarbeitet wurden: gleichsam als ob durch diesen gegenseitigen Austausch der Gattungen die ursprüngliche Verwandtschaft derselben noch einmal recht glänzend an den Tag gelegt werden sollte. Ja selbst bis in die neueste Zeit hinein reicht diese Vermischung: Thümmel schrieb seine „Wilhelmine, ein komisches Gedicht" in Prosa, während erzählende Gedichte, wie Byron's Don Juan oder Puschkin's Eugen Onägin ganz mit demselben Recht Romane in Versen heißen dürfen. —

Was aber bedeutet nun, um auf unsere eigentliche Frage zurück zu kommen, der so außerordentlich lebhafte Anbau dieser beiden Gattungen gerade im gegenwärtigen Augenblick? Er bedeutet, wenn wir recht sehen, daß die deutsche Poesie den Drang empfindet, sich den Zuständen der Wirklichkeit mehr anzuschließen, als es bisher

der Fall war, und ſich dabei doch zugleich die volle Freiheit der Phantaſie und jene ungetrübte, heitere Laune des Poeten, die ihr in dem tendenziöſen Streben der jüngſten Zeit verloren gegangen war, wiederzuerobern. Aus dem einen Beſtreben geht der Roman hervor, dieſes treueſte Spiegelbild unſres modernen Lebens, aus dem andern jene erzählenden Dichtungen, welche ſich Arabesken gleich auf dem dunkeln Grunde der Gegenwart emporranken, und denen, bei außerordentlich viel Schwachherzigem und Kindiſchem, das mitunterläuft, doch immerhin das zugeſtanden werden muß, daß ſie die Poeſie populär machen helfen und das Gefühl für das Schöne wieder aufwecken in Regionen, die demſelben unter dem Druck des Tages und der politiſchen Verſtimmung der Zeit längſt abgeſtorben waren.

Von dieſem Geſichtspunkte aus betrachtet, wollen wir beide willkommen heißen; ja es ſoll nichts ſchaden, wenn vielleicht für die nächſte Zeit unſere Romane noch immer proſaiſcher, unſere erzählenden Dichtungen noch immer phantaſtiſcher und ſpielender werden — es iſt eine Schule, die unſere Poeten eben durchmachen und in der ſie ſich eben ſo ſehr wieder an die Freiheit der Phantaſie wie an die genauere Beobachtung des wirklichen Lebens gewöhnen müſſen.

Das wahre Ziel freilich wird nicht eher erreicht werden, als bis die beiden Richtungen, die ſich jetzt noch

Digitized by Google

getrennt entwickeln, wieder in eine dritte, höhere zuſammenlaufen. Der Roman muß das erzählende Gedicht, das erzählende Gedicht muß den Roman in ſich aufnehmen. Erſteres würde den Roman von den proſaiſchen Tendenzen, die ihm größtentheils noch anhaften, befreien und ihn, ohne daß er darum der Wirklichkeit untreu würde, in jenes heitere Gebiet der Phantaſie und des ſchönen Spiels erheben, das auch dem Roman keineswegs verſchloſſen iſt und auf dem ſich auch in der That das Meiſterſtück dieſer ganzen Gattung bewegt, der tiefſinnigſte und großartigſte Roman aller Zeiten, der zugleich auch der heiterſte und ergötzlichſte iſt und auf den das vielgebrauchte und noch öfters mißbrauchte Wort von dem Roman als Epos der modernen Zeit ſeine volle Anwendung findet — der Don Quixote des Cervantes.

Ebenſo aber würde es auch dem erzählenden Gedichte ein namhafter Gewinn ſein, wenn daſſelbe ſich allmählig entſchließen könnte, die phantaſtiſche Welt, in der es ſich bis jetzt noch vorzugsweiſe tummelt, zu verlaſſen und ſich gleich dem Roman in die Wirklichkeit der nationalen Zuſtände einzugewöhnen. Es wäre dies ein Weg, wie das erzählende Gedicht ſich vielleicht ſogar mit der Zeit zum wirklichen epiſchen Gedichte fortentwickeln könnte, wenn daſſelbe allerdings, unſeren heutigen ſocialen und politiſchen Zuſtänden gemäß, zunächſt auch nur als komiſches oder ſatiriſches

Digitized by Google

Epos auftreten würde. Auch haben die vorzüglichsten Produkte dieser Gattung, die vorhin schon genannten Gedichte von Byron, Puschkin ꝛc., denselben, wissend oder unwissend, in der That bereits eingeschlagen. In der deutschen Literatur fehlen uns solche Versuche noch oder wo sie ja gemacht worden, sind sie in Trivialität und Unsauberkeit stecken geblieben. Nur eine einzige Ausnahme ist uns bekannt: der „Hans von Katzenfingen" von Reinhold Solger, den das „Deutsche Taschenbuch" vor einer Reihe von Jahren veröffentlichte. Das Gedicht ist leider Fragment geblieben; es ist sogar kaum über den ersten Anfang hinaus gekommen. Allein auch in dieser unfertigen Gestalt ist es eins der bedeutendsten Producte unserer gesammten modernen Literatur und sollte billiger Weise nicht so vergessen sein, wie es leider den Anschein hat. — —

Während unsere neueste Literatur auf diese Art für Roman und erzählendes Gedicht eine fast beispiellose Thätigkeit entfaltet, steht das Drama im Gegentheil so gut wie verödet — dasselbe Drama, auf welches noch vor wenigen Jahren insbesondere die jüngeren Kräfte unserer Literatur mit so viel Geräusch wie Eifer hinarbeiteten, ja das sie, möchte man sagen, nicht blos der Ungunst der Kritik und der Kälte des Publikums, sondern zum Theil auch ihrem eigenen Talent abtrotzten.

Digitized by Google

Wie befremdlich für den ersten Anblick, ist gleichwohl auch diese Erscheinung sehr leicht zu erklären. Schon ganz äußerlich genommen, macht der außerordentliche Rückschlag, welchen die öffentlichen Verhältnisse in Deutschland seit dem Jahre achtundvierzig erlitten haben, sowie die tiefe Abspannung und Verdrossenheit, in welche in Folge dessen das Publikum versunken ist, sich für keine andere Gattung der literarischen Production in einem solchen Grade geltend, wie gerade für das Drama.

Wir setzen dabei als selbstverständlich voraus, was ja auch hoffentlich heutzutage auf keinen Widerspruch mehr stoßen wird: nämlich daß das Drama zuerst und vor allen Dingen ein Stück ist, kein Buch, daß es nicht sowohl für Leser geschrieben wird als für Zuschauer, und daß es daher auch sein wahres und volles Dasein erst in dem Augenblick erhält, wo es vor der versammelten Menge leibhaftig in Scene geht. Aber gerade diese versammelte Menge, wie abgespannt, wie unlustig, wie zwieträchtig und durch dies Alles wie unfähig ist sie heutigen Tages, ein Kunstwerk noch mit unbefangenen Sinnen aufzunehmen und auf sich einwirken zu lassen! Wohl gehen wir wieder ins Theater, unsere Schauspielhäuser sind gefüllter als seit Langem, die Intendanten lachen ins Fäustchen, weil trotz des elendesten Repertoi-

res und bei den mangelhaftesten Darstellungen die Kasse doch Abend für Abend von einem schaubegierigen Publikum belagert ist, und sollte es nur jenes fremde Publikum sein, das jetzt Dank den Eisenbahnen, in unsern größern Städten zahlreicher ist denn je; ganze Colonien neuer Bühnen entstehen, wohin man schaut, die Concessionen fliegen nur so in die Luft, gleich den gebratenen Tauben, ohne darum freilich eben so nahrhaft zu sein; ja bald wird im lieben Vaterlande kein Glas Bier mehr getrunken und kein Butterbrod mehr verzehrt werden, wenigstens nicht zur Sommerszeit, ohne obligaten dramatischen Genuß . . . .

Aber ist auch wirklich ein Genuß dabei, ganz abgesehen selbst von dem künstlerischen Werth oder Unwerth der einzelnen Productionen? Schwingt, wenn auch Musen und Grazien entflohen sind, wenigstens noch der Gott der Freude seinen Stab über unsern Schauspielhäusern? Und wenn es leider nur allzurichtig ist, daß die Mehrzahl ihrer Besucher keinen Kunstgenuß, keine poetische Erhebung, sondern nur noch die allerbanalste Zerstreuung und Aufheiterung sucht, wird ihnen wenigstens diese noch zu Theil?

Nein, auch nicht einmal diese: denn mit uns geht auch unsere Verstimmung, mit uns der Schmerz, die Scham über diesen jähen Zusammensturz unserer Hoff-

Digitized by Google

nungen und Wünsche, mit uns die bange Sorge vor der Zukunft, mit uns endlich der verborgene, ohnmächtige und darum nur um so tiefere, so ingrimmigere Haß, der argwöhnisch in den Gesichtszügen des Nachbars lauscht und hier pfeift, dort klatscht, nicht um das Kunstwerk zu richten, sondern um sich an dem politischen Gegner zu reiben, an den er auf keine andere, handgreiflichere Weise mehr herankommen kann! Mit dem einzelnen Leser kann der Poet sich allenfalls noch zurecht finden; einsam hinter das Buch gebannt, muß er ihm ja wohl Rede stehen, muß sich ihm zu eigen geben, wenn auch nur auf wenige Stunden, wenn auch nur so lange er das Buch in der Hand hält, und muß über den Schöpfungen des Poeten die arme, graue, trostlose Wirklichkeit vergessen. Wo ihrer aber mehre zusammenkommen, da schwebt auch sofort über Allen jene Wolke des Mißmuths und der Verstimmung, die mit ihrem kalten, fröstelnden Hauch alle Verhältnisse der Gegenwart durchdringt; da macht sofort Einer den Wächter des Andern und das Beste, das der Dichter gedacht, und das Edelste, das er empfunden, Gutes wie Schlechtes, Gelungenes wie Mißlungenes, es ist Alles doch nur Futter für denselben kleinlichen Parteihaß. —

Wir haben nie jener romantischen Ansicht gehuldigt, nach welcher der Dichter aus unendlich besserem Thon

Digitized by Google

geknetet ſein ſoll, als die übrigen Menſchenkinder und haben daher auch in dem Hochmuth, mit welchem gewiſſe Poeten vom reinſten Waſſer auf das Publikum, auf dieſe nach ihrer Meinung ſo blöde, ſo thörichte, ſo unverſtändige Maſſe herabſehen, jederzeit nur einen Beweis ihrer eigenen Kurzſichtigkeit erblicken können; wie die wahre Poeſie erſt aus der Unmittelbarkeit des Lebens hervorgeht, ſo wird und lebt auch der wahre Dichter erſt in und mit ſeinen Zeitgenoſſen, die mit all ihren Schwächen, ihren Irrthümern und Thorheiten doch immer nur die andere, ergänzende Hälfte ſeiner eigenen Dichtung bilden. Wenn ſich aber die Dichter unſerer Tage zu gut halten, vor ein Publikum herabzuſteigen, wie dasjenige, welches in dieſem Augenblick unſere Schauſpielhäuſer bevölkert, wenn ſie zu ſtolz, zu ehrgeizig, zu verliebt in ihre eigenen Schöpfungen ſind, dieſelben dem Urtheil dieſer Verſammlungen auszuſetzen, einem Urtheil, das ja doch ſchon allemal fertig iſt, lange bevor noch der Vorhang aufgezogen, und auf das alles Andere eher einwirkt, als das zu beurtheilende Stück ſelbſt — wahrlich, ſo können wir unſere Dichter darum nicht tadeln, im Gegentheil, wir können uns nur freuen, daß ſie einen ſo richtigen Begriff haben von der Selbſtändigkeit und Würde ihrer Kunſt. Mit der literariſchen Kälte konnten ſie ringen, gegen den äſthetiſchen Ungeſchmack durften ſie ankämpfen, immerhin,

Digitized by Google

und ſelbſt mit der Schärfe und der Probehaltigkeit der Waffen mochte es in dieſem Fall nicht allzugenau genommen werden; gegen die politiſche Verkümmerung dagegen, in welcher das Publikum ſich gegenwärtig befindet, ſowie gegen die ſittliche Lauheit, die ſchon das Aeußerſte gethan glaubt, was ſie vermag, wenn ſie es etwa noch zur Selbſtverachtung bringt — dagegen iſt der Poet waffenlos und er thut nicht blos klug, ſondern auch Recht thut er, wenn er ſich in den Kampf mit ihr gar nicht erſt einläßt.

Beſonders wenn man dazu noch die Beſchaffenheit der Herolde in Betracht zieht, welche in dieſem Augenblick wieder die Schranken bewachen und Wappen und Helmzier des Einlaßbegehrenden prüfen. Es iſt eine alte Klage in Deutſchland, und Schiller iſt weder der Erſte, noch Immermann der Letzte geweſen, der ſie erhoben, daß gerade diejenigen, welche am Erſten und Nächſten berufen wären, die Entwicklung des nationalen Drama's zu befördern, die Vorſtände unſerer Bühnen, im Gegentheil das Allermeiſte thun, ſie durch Beides, durch Unterlaſſungen ſowohl wie durch Begehungen, zu hemmen und Fleiß und Eifer der Poeten zu erſticken. Hätte jene junge dramatiſche Generation, die vor zehn, funfzehn Jahren bei uns auftauchte, um kurz darauf ebenſo ſchnell wieder zu verſchwinden, und von der nun wohl

nachgerade die Betheiligten ſelbſt eingeſtehen werden, daß der vielverheißene Meſſias des deutſchen Drama's noch nicht darunter geweſen iſt — hätte ſie, ſagen wir, auch kein weiteres Verdienſt, als nur dies, daß ſie den althergebrachten Widerſtand unſerer Intendanzen einigermaßen erſchüttert und wenigſtens einzelne Lücken gebrochen hat in jene Mauer des Hochmuths und der Gleichgültigkeit, mit welcher dieſelben ſich gegen die Production der jüngeren vaterländiſchen Dichter zu umgeben liebten: ſo wäre ſelbſt dies ſchon ein Verdienſt, das vielleicht nicht der Aeſthetiker, jedenfalls aber der Culturhiſtoriker anzuerkennen hat.

Wie in ſo viel anderen und wichtigeren Dingen indeß ſind wir auch hiermit glücklich wieder am alten Flecke angelangt; mit der übrigen Büreaukratie hat auch der büreaukratiſche Hochmuth unſerer Hoftheaterintendanzen ſich reſtaurirt, ſo gründlich reſtaurirt, daß man ſchon kein Bedenken mehr trägt, die Leitung der erſten und wichtigſten Bühne Deutſchlands nur noch als Geſchäft zu betrachten und nicht mehr Kunſtſinn, Geſchmack und praktiſches Verſtändniß, ſondern nur noch ein paſſables Verwaltungstalent ſowie die glückliche Gabe guter Kaſſenabſchlüſſe dabei in Anſchlag bringt.

Wende man uns nicht ein, daß dagegen auch einige andere, kaum minder bedeutende Bühnen der Leitung

hochgebildeter und kunstverständiger literarischer Persönlichkeiten übergeben sind. Den guten Willen erkennen wir bereitwillig an, sowohl denjenigen, welcher die Berufung dieser Männer zuwege gebracht hat, als den, welchen die Berufenen selbst nach Maßgabe der Verhältnisse darlegen. Aber daß diese Verhältnisse nicht doch zuletzt mächtiger sein sollten, unendlich mächtiger, als der beste Wille, und daß auch der gebildetste und kunstverständigste Theaterintendant seine vortrefflichen Absichten für Entfaltung und Belebung der dramatischen Kunst niemals vollständig durchsetzen kann, so lange er noch den Polizeiminister und das Hofmarschallamt und die Laune dieser Kammerdame oder die Liebhaberei jenes Prinzen über sich hat, so lange, mit einem Wort, die dramatische Kunst der höfischen Leitung nicht überhaupt entnommen und einer nicht blos kunstverständigen, sondern auch unabhängigen, auch nationalen Führung übergeben ist — dies Alles dünkt uns für den, der überhaupt sehen will, so klar und so einleuchtend, daß keine noch so glänzenden Versuche in Wien oder München uns darin irre machen können.

Und dieser Willkür, die danach also wiederum den Zügel unserer Bühnenwelt lenkt, sollten unsere Dichter sich unterwerfen? und wieder sollten sie betteln gehen bei den Kammerherren und Kammerdienern und sollten mit

Digitized by Google

der Loupe polizeilichen Argwohns das innerſte Gewebe ihrer Schöpfungen durchmuſtern laſſen — weshalb? Nun ja doch, um ein Stück, nach dem Niemand fragt, vor ein Publikum zu bringen, das ſich blos ins Theater flüchtet, weil es vor innerer Oede und Leerheit nicht mehr weiß wohin, und das, welchen Spiegel du ihm auch vorhältſt, in Allem und Jedem doch immer nur ſein eigenes verdroſſenes, griesgrämiges Angeſicht erblickt!

Nach der glücklichen Vertreibung der politiſchen Gelüſte, die das große Kind Deutſchland in jenen Märztagen anwandelten, iſt eben Alles bei uns wieder Polizeianſtalt geworden, auch die Bühne. So thun unſere jungen Dichter denn auch ganz Recht daran und können wir es nur billigen, daß ſie dieſelbe der Mehrzahl nach denjenigen überlaſſen, deren äſthetiſcher wie ſittlicher Bildung es entſpricht, die Kunſt als ein Polizeimittel, zur Erweckung loyaler, ingleichen auch zur Verhöhnung und Ausrottung etwa noch exiſtirender revolutionärer Geſinnungen zu verwenden. Die letzten drei oder vier Jahre haben ſchon eine ganz artige Dramatik dieſer Art entſtehen ſehen, und wenn der Wind, wozu Gott ja helfen wird, ſo fortweht, ſo werden wir noch manches Niedliche in dieſem Genre erleben. Für jene kleinen Nadelſtiche aber, mit denen man der Polizeiaufſicht unſerer

Digitized by Google

Bühnenvorstände allenfalls noch durchschlüpfen könnte, wird der wahre Poet sich ebenfalls zu stolz fühlen; er wird zu stolz, zu züchtig sein, ein Publikum zu kitzeln, das sich in keine wahre Leidenschaft mehr versetzen läßt, oder Aetzpulver in eine Wunde zu streuen, die er so wenig heilen kann, als er sie aufdecken darf.

Wir könnten solcher äußerlichen Gründe (die aber freilich, wie der Leser wohl merken wird, keineswegs so äußerlich sind, wie sie aussehen) noch mehr anführen; wir könnten namentlich an den Zustand erinnern, in welchem die darstellende Kunst sich bei uns befindet, und bei dem es allerdings sein Bedenkliches hat, Rollen zu schreiben, die zu ihrer Darstellung noch etwas mehr erfordern, als das herkömmliche Pathos unserer sogenannten Heldenspieler oder das geschminkte Lächeln und den zierlich wattirten Busen unserer ersten Liebhaberinnen; wir könnten auf die Verschwendung hinweisen, mit welcher Oper und Ballet bei uns ausgestattet werden und die sich in tollem Wetteifer sogar noch von Tag zu Tag steigert, ohne Rücksicht darauf, daß die „augenblickliche Unzulänglichkeit der Staatsmittel" für viele andere und bei weitem wichtigere Anforderungen den stehenden Refrain bilden muß — während kein Mantel zu schäbig, kein Helm zu rostig, kein Goldpapier zu fleckig ist, die Helden Shakespeare's oder Schiller's damit zu kleiden;

gleichsam als wollte man auch auf diese Art noch das Publikum so recht mit der Nase darauf stoßen, um wie viel lieblicher nicht blos, sondern auch um wie viel loyaler, um wie viel angesehener Musik und Tanzkunst sind, als die Aschenbrödel, die nie zufriedene, immer aufregende, immer revolutionäre Poesie . . . .

Doch verlassen wir diesen Gegenstand, um die Aufmerksamkeit unserer Leser noch mit wenigen Worten auf einen andern Punkt hinzulenken, der, wenn wir nicht irren, bisher noch nicht völlig in das gebührende Licht gerückt worden ist und der uns doch für die ganze Stellung der dramatischen Dichtung zur Gegenwart bei weitem der entscheidenste dünkt. Wir haben bisher nur von den äußeren Schwierigkeiten gesprochen, mit welchen das Drama der Gegenwart bei uns zu kämpfen hat; aber wie wäre es denn, wenn es für eine Zeit, wie die unsere, auch eine innere Unmöglichkeit wäre, ein wirkliches Drama zu schaffen?

Daß das Drama überhaupt die höchste Kunstform ist, darüber ist die Aesthetik seit Langem einig; selbst auch in das große Publikum ist ein gewisses instinktartiges Gefühl davon gedrungen, so daß wir uns bei dem Nachweis dieses Satzes nicht erst aufzuhalten brauchen. Dieser höchsten und vollendetsten Form aber kann, in nothwendigem Zusammenhange, nur eine Zeit und ein

Digitized by Google

Geſchlecht mächtig werden, das zuvor auch ſeines eigenen Inhalts mächtig iſt; nur dem vollendeten Inhalt gebührt die vollendete Form. Wie der einzelne Dichter ſeiner Ideen erſt vollkommen Herr ſein, wie ſie ſich erſt in ihm zu harmoniſcher Fülle abgeklärt und beruhigt haben müſſen, bevor er ſie als poetiſche Geſtalten von ſich ablöſen und zu eigenem künſtleriſchen Daſein erwecken kann: ſo muß auch der treibenden Genius einer Zeit ſich erſt vollkommen abgeklärt, muß ſich erſt im praktiſchen Leben des Volks erfüllt und verkörpert haben, bevor er durch den Mund des Dichters auch den höchſten künſtleriſchen Ausdruck gewinnen kann, der überhaupt zu Gebote ſteht.

Fragen wir bei der allgemeinen Lehrmeiſterin, der Geſchichte, an, zu welchen Zeiten die dramatiſche Kunſt bei den verſchiedenen Völkern in der höchſten Blüthe geſtanden, unter welchen politiſchen und geſelligen Verhältniſſen ſie ihre reifſten Früchte entwickelt hat. In Zeiten der Unruhe und des Krieges etwa? in Zeiten nationalen Drängens und Strebens? Ganz im Gegentheil: in Zeiten, daß wir es ſo ausdrücken, der Sättigung und des Wohlbehagens, in ſolchen Zeiten, wo eine beſtimmte geiſtige Richtung im Leben des Volks zu voller, widerſtandsloſer Herrſchaft durchgedrungen war, und nun in ſchönem Behagen ſich ihres Sieges und ihrer Macht-

Digitized by Google

entfaltung freute. Gute Dramen werden nicht von Jünglingen geschrieben und nicht von Greisen, sondern allein von Männern; auch im Leben der Völker ist es jedesmal die Epoche der männlichen Reife gewesen, wo, als die letzte und edelste Frucht, die der Baum ihrer künstlerischen Entwicklung überhaupt zu zeitigen vermochte, zu den übrigen Schätzen, die sie bereits erworben hatten, endlich auch der Schatz des nationalen Drama sich hinzugesellte. So ist es mit dem griechischen Drama gewesen, so mit Shakespeare, in dem das volle sinnliche Wohlbehagen, die volle ungetrübte Lebensfülle des alten Englands zu Tage kommt, so mit Calderon und Lope, zu deren Zeiten die spanische Weltherrschaft zwar bereits gebrochen war, das mittelalterlich katholische Bewußtsein aber, in jener bestimmten Färbung, welche es in Spanien angenommen, daselbst noch in vollster, glänzendster Entfaltung stand; so mit den französischen Tragikern, deren pomphaft blendende Gestalten eben nur an dem Hofe jenes Ludwig des Vierzehnten möglich waren, in welchem das monarchische Selbstgefühl seine prächtigste, von ganz Europa bewunderte, von ganz Europa nachgeahmte Verkörperung feierte; so in gewissem Sinne sogar bei uns, wo das Goethe-Schiller'sche Drama den Sieg der schönen Individualität, auf die bekanntlich das ganze achtzehnte Jahrhundert bei uns gerichtet war,

Digitized by

gerade in ſoweit ausdrückt, wie dieſelbe ihrer eigenen Natur nach des dramatiſchen Ausdrucks überhaupt fähig iſt. — Alle dieſe Epochen, wie verſchiedenartig an ſich, haben doch dies gemeinſam, daß die einmal eingeſchlagene Richtung des Jahrhunderts in ihnen zur vollen und widerſtandloſen Geltung kam; das Jahrhundert feierte gewiſſermaßen in ihnen ſeinen Sieg und der künſtleriſche Preis dieſes Sieges war das Drama.

Brauchen wir hiernach noch erſt auszuführen, wie wenig unſere gegenwärtige Zeit geeignet, ja wie wenig ſie überhaupt nur fähig iſt, ein wahres dramatiſches Kunſtwerk zu erzeugen? Das Drama iſt die am meiſten plaſtiſche Schöpfung, welche der Poeſie überhaupt vergönnt iſt; wie wäre es denn möglich, wie läßt es ſich nur erwarten, nur fordern, daß eine in ſich ſo zerfahrene, zerflatternde, um ihren eigenen Inhalt noch ſo ringende Zeit wie die unſrige, ſich zu dieſer äußerſten Plaſtik des dramatiſchen Kunſtwerks zuſammenfaſſen könnte? Wir ſelbſt verſchwinden uns zu Schemen, ein thatloſes, grübelndes Geſchlecht, deſſen äußerſtes politiſches Heldenthum ſich bis zu der zweideutigen Anſtrengung des paſſiven Widerſtandes erhebt: woher denn ſollten wir die Kraft, woher den Muth nehmen zu einer Dichtungsart, deren ganzes Weſen die Handlung iſt, die Handlung, die ſich durch leibhafte, lebendige Geſtalten verkörpert und vollzieht?

Digitized by Google

Nein: wir in unſeren jetzigen Zuſtänden werden allenfalls Lyriker erzeugen, die unſern Schmerz und unſere Sehnſucht, unſern Zorn und unſern Groll in die Welt hineinſingen; wir werden Spott- und Stachelgedichte ſchreiben, uns aus unſerer Verſunkenheit aufzuſchrecken oder auch uns luſtig zu machen über unſer eigenes Elend; wir werden mit der Romantik des erzählenden Gedichts uns zu täuſchen ſuchen über die nackte Proſa unſerer Zuſtande; wir werden vor Allem in der epiſodiſchen Form des Romans ein bequemes Gefäß finden für den ſo vielfach auseinandergehenden, ſich ſo vielfach durchkreuzenden Inhalt unſerer Zeit — aber auf das Drama müſſen wir einſtweilen verzichten. Wir haben daſſelbe ſo eben den Siegespreis genannt, den eine Nation ſich ſelbſt zuerkennt, welche ihres eigenen Inhalts mächtig geworden iſt und ihn zu ſchöner, freier Wirklichkeit lebendig entfaltet hat; Siegespreiſe aber werden ihrer Natur nach nur an Sieger ausgetheilt, nicht an Kämpfer — und daß unſere ganze gegenwärtige Zeit nur eine Zeit des Kampfes iſt, wer wagt es zu leugnen? Glücklich genug, wenn dieſer Kampf nur wenigſtens dermaleinſt zum Siege führt und wenn die Niederlagen, die wir uns täglich ſelbſt beibringen, nicht zuletzt noch mit unſerer Selbſtvernichtung endigen! Dem glücklicheren Geſchlecht, das dieſen Sieg erlebt, werden alsdann auch die dramatiſchen

Digitized by Google

Dichter nicht fehlen — und auch von den Hoftheater-intendanzen wird daſſelbe vermuthlich nichts mehr zu leiden haben. —

Ganz gut, entgegnet man uns, das iſt für die Zukunft: aber was wird einſtweilen aus der Gegenwart? Es iſt leicht, ein anderer König Herodes, mit einem einzigen großen Bluturtheil dem geſammten dramatiſchen Anwuchs das Leben abſprechen: aber hört dieſer Anwuchs ſelbſt darum auf? Es mag immerhin ſein und du ſollſt Recht haben, daß das gelungene Drama erſt unſeren Enkeln vorbehalten bleibt: wie ſieht es einſtweilen mit den Verſuchen aus, ſowohl mit jenen, welche die letzten zehn und funfzehn Jahre hervorgebracht haben, als mit denjenigen, die noch alle Tage zur Welt kommen, was immer die Kritik ihnen von der Rechtloſigkeit ihres Daſeins vordemonſtriren mag?

Sie hören darum nicht auf, Gottlob, und ſollen es auch nicht; das wäre eine thörichte Kritik, die ſich anmaßen wollte, die poetiſche Production einer Zeit zu meiſtern und das Was, Wann und Wie derſelben vorzuſchreiben, während doch die wahre Aufgabe der Kritik vielmehr darin liegt, der Production nachzugehen und ſie in ihrem geſchichtlichen Zuſammenhange zu begreifen. — Was darnach die vormärzlichen Producte unſerer jüngeren Dramatiker anbetrifft, ſo werden ſie, wie die

ganze Literatur jenes Zeitraums überhaupt, um zu ihrer richtigen Würdigung zu gelangen, vielmehr aus allgemeinem politischen und socialen, als allein aus ästhetischem Standpunkt beurtheilt werden müssen. Der bekannte Ausspruch, den Goethe über Byron's Gedichte fällte, gilt auch von unserer gesammte Literatur von Anfang der dreißiger bis zu Ende der vierziger Jahre: verhaltene Parlamentsreden. Es ist Oppositionsliteratur durch und durch, so zwar, daß der Hauptaccent auf der Opposition liegt, und daß es nur die Schuld unserer anderweitigen öffentlichen Verhältnisse war, wenn diese Opposition zunächst und gerade als Literatur zur Erscheinung kam.

Am meisten gilt dies von den dramatischen Versuchen jener Epoche. Die Literatur war anerkannt die einzige öffentliche Macht jener Zeit, sie war der einzige Herold des Volks, während ihre Stimme hinwieder auch die einzige war, die in das Ohr des Volkes drang — was war natürlicher bei dieser Lage der Dinge, als daß sie sich auch in unmittelbaren persönlichen Verkehr mit der Masse des Volks zu setzen strebte und dasselbe da aufsuchte, wo es als wirkliche lebendige Masse gegenwärtig war, in den Schauspielhäusern? Wir hatten keine politischen Tribünen, so legten wir, der stummen Zeitungsartikel überdrüssig, unsere nichtgehaltenen Reden den Hel-

Digitized by Google

den unserer Stücke in den Mund; wir hatten keine Volksversammlungen — so machten wir unsere Theater dazu.

Um Einem das Surrogat zu verleiden, giebt es bekanntlich kein besseres Mittel, als das Original; wer echten Mokka getrunken, dem wird Cichorie freilich nicht mehr schmecken. Mit anderen Worten: nachdem wir echte, wirkliche Tribünen gehabt und echte, wirkliche Parlamentsreden gehört haben, vielleicht von Beiden sogar etwas mehr als eben nöthig gewesen wäre, können wir die nachgemachten des Theaters nicht nur entbehren, sondern (und das wollen sich namentlich diejenigen unserer jüngsten Poeten gesagt sein lassen, die ohne Rücksicht auf die veränderte Lage der Dinge noch immer mit der prächtig klingenden Rhetorik aus dem Anfang der vierziger Jahre zu Felde ziehen, und sich dann gar nicht genug wundern können, wenn diese ehemals so kräftigen Mittel jetzt gar nicht mehr verfangen wollen) — sie sind uns sogar widerwärtig geworden. Wie man ja auch sonst wohl in Kriegszeiten die Theater und andere öffentliche Gebäude zu Magazinen, Lazarethen und was dem ähnlich ist, benutzt, so hatte der gährende politische Drang jener Jahre, da er anders entweder überhaupt nicht oder nicht so wirksam zu Worte kommen konnte, sich auch der Bühne bemächtigt. Aber mit dem Nothstand erlischt auch das Recht der Noth; wenn unsere Nation endlich einmal wieder

Digitized by Google

aus ihrem gegenwärtigen politiſchen Winterſchlaf erwacht, ſo wird ſie andere, zweckentſprechendere Organe ihres politiſchen Lebens zu finden, oder nöthigenfalls ſich zu ſchaffen wiſſen, als die Verſe unſerer Dichter und die freiheitſtrotzenden Tiraden unſerer Bühnenhelden. — Es war auch ganz brav von der Poeſie überhaupt ſowie von den damaligen Dramatikern insbeſondere, daß ſie, als dazumal die Noth an den Mann ging, friſch mit zufaßten und ſich ohne langes äſthetiſches Bedenken in die Schaar der politiſchen Kämpfer mit einreiheten. Jetzt jedoch iſt dieſer Kampf zwar nicht beendet, wohl aber in ein Stadium getreten, wo er mit anderen, zweckdienlicheren Waffen geführt werden muß. Die Kunſt ſoll ſich nicht vom Leben zurückziehen — wie könnte ſie es auch, ohne den ganzen eigentlichen Boden ihres Daſeins einzubüßen? Aber ſie darf, ſie ſoll ſich wieder Selbſtzweck ſein, der Poet und ſpeciell der Dramatiker ſoll nicht mehr ſein äſthetiſches Gewiſſen mit politiſchen Gründen beruhigen, er ſoll uns nicht mehr ſtatt dramatiſcher Perſonen politiſche Masken, nicht mehr Rhetorik ſtatt Dialog, nicht mehr das ſubjective Pathos des Publiciſten ſtatt der Objectivität des Dramatikers geben. —

Auch noch in anderer Hinſicht hat die Zeit trotz alledem und alledem Fortſchritte gemacht, die auch unſerem künftigen Drama zu Gute kommen werden und auf

Digitized by Google

die schon jetzt alle diejenigen, die sich mit dramatischen Versuchen beschäftigen, wohl achten sollten. Der blendenden, dennoch inhaltlosen Phrase überdrüssig, mit Theorien, Abstractionen, Idealen gesättigt zum Zerspringen, und zugleich auf eine höchst empfindliche praktische Weise belehrt, daß alle schöne Bildung und alle edlen Vorsätze nichts helfen, wo der Charakter, als das eigentlich Männliche, eigentlich Entscheidende, fehlt, verlangen wir fortan auch von unserer Literatur erstens ein größeres stoffliches Interesse, einen bedeutendern realen Inhalt, und zweitens eine genauere und lebensfähigere Charakteristik als bisher. Es ist dies, wenn wir nicht irren, ebenfalls ein Grund zu jenem überraschenden Aufschwung, den der Roman in jüngster Zeit bei uns genommen und von dem wir in der ersten Hälfte dieses Aufsatzes sprachen. Auch in der Literatur wollen wir jetzt zuerst und vor allem Uebrigen einen tüchtigen, derben Stoff, wollen Charaktere und lebendige, spannende Interessen: eine Forderung, die im Roman noch verhältnißmäßig am leichtesten und vollständigsten befriedigt werden kann.

Auch diesen Wink, wie gesagt, sollten die angehenden Dramatiker der Gegenwart sich nicht entgehen lassen. Die Bedeutung dieser letzteren aber, und damit das Recht ihrer Existenz, finden wir überhaupt darin, daß bei aller Kunst

Digitized by Google

zugleich eine gewiſſe Technik iſt, eine Technik, welche, wo ſie nicht durch Tradition erhalten wird, leicht ganz und gar verloren geht und die dann ſpäterhin, wenn einmal die Zeit zur Wiederherſtellung der Kunſt gekommen iſt, erſt unter mancherlei Irrthum und Verluſt wieder gelernt, ja wohl gar erſt wieder erfunden werden muß, wie es z. B. mit der Glasmalerei in unſeren Tagen der Fall geweſen iſt. —

Wem das, wenigſtens in der Anwendung auf die Kunſt der Dichtnng, übertrieben däucht, der erinnere ſich doch nur (worauf wir vielleicht ſchon oben hätten aufmerkſam machen ſollen), wie die Kunſt der Erzählung, der einfachen, naiven Erzählung, bei uns Deutſchen während der letzten Decennien, unter dem Uebergewicht der Reflexion und der ſpeculativen Intereſſen, beinahe völlig verloren gegangen war; er erinnere ſich der — ſehr wohl begründeten — Klagen unſerer Damen und anderer unbefangener, nur auf die Unterhaltung gerichteter Leſer, daß doch gar nichts eigentlich Intereſſantes, Packendes mehr geſchrieben würde; er forſche den Gründen nach, welchen ein ſo rohes, in geiſtiger Hinſicht ſo völlig unzulängliches Talent, wie z. B. Spindler, die außerordentlichen Erfolge verdankt, die er unleugbar gehabt hat und die ihm in einiger Hinſicht, namentlich eben in techniſcher, allerdings als Verdienſte angerechnet werden dürfen; er überzeuge ſich

endlich aus dem Entwicklungsgange, welchen die Hervorragendsten und Bedeutendsten unserer gegenwärtigen Erzähler genommen haben, wie schwer es denselben geworden ist, sich aus dem abstracten, farblosen Raisonnement, aus der Sprache der Kritik und der Reflexion heraus in den Ton der einfachen, schlichten, aber lebendigen, naturwahren Erzählung zurückzufinden und welch einen weiten und mühseligen Weg, einen Weg voll Irrthümer und Fehltritte, es gekostet hat, bevor z. B. Auerbach oder Gutzkow sich von Spinoza und Maha-Guru zu den Dorfgeschichten und den Rittern vom Geiste zurechtgefunden.

In keiner andern poetischen Gattung nun bietet diese Technik größere Schwierigkeiten, in keiner geht sie leichter verloren und wird schwerer vom Einzelnen wiedergewonnen, als gerade im Drama, dessen Gelingen (wir sprechen, wie sich von selbst versteht, immer vom Drama der Bühne, nicht der Bücher) wesentlich an das Geheimniß der Technik geknüpft ist. Diesem Geheimniß nachzuspüren, es, wenn möglich, wieder zu entdecken (denn in Schiller auf der einen, in Iffland und Kotzebue auf der andern Seite haben wir es in der That schon einmal besessen oder sind ihm doch wenigstens sehr nahe gewesen) und damit den Dichtern jener künftigen glücklicheren Epoche eine immerhin untergeordnete, immerhin mechanische, dennoch unentbehrliche Arbeit zu ersparen —

Digitized by Google

darin zunächst erblicken wir die bescheidene, gleichwohl höchst ersprießliche und dankbare Aufgabe, welche die Dramatiker der Gegenwart oder wie wir sie nun sonst noch nennen wollen, sich zunächst zu stellen haben.

Daß dergleichen in der That möglich ist, daß in diesen technischen Dingen sich wirklich eine derartige Tradition bilden, sich wirklich durch die bescheidene, aber redliche Arbeit des einen Geschlechts Irrthum und vergebliche Anstrengung des späteren ersparen läßt, dafür bietet die französische Bühne mit ihrer festgeschlossenen Technik und ihrer fast handwerksmäßigen Ueberlieferung ein eben so glänzendes als denkwürdiges Beispiel. Jede Arbeit kann den Arbeiter ehren, es kommt nur darauf an, daß sie recht getrieben wird. Mag auch, wie die Dinge bei uns liegen, das Lob eines guten Theaterstücks bei weitem noch nicht das höchste sein, was sich dem gelungenen dramatischen Kunstwerk nachsagen läßt, und mag es auf der andern Seite auch allerdings, wie schon angedeutet, in diesem Augenblick für einen leidlich honetten Mann seine sehr triftigen Bedenken haben, ein Stück zur Aufführung einzureichen: so wird es, in Ermangelung des Besseren, doch schon immer etwas sein, wenn wir nur wenigstens brauchbare Theaterstücke schreiben lernen und sollten unsere angehenden Dramatiker daher auf diesen Punkt ein ganz vorzügliches Augenmerk richten.

Digitized by Google

Da nun aber tritt, in höchst interessantem Widerspruch, ein anderes Bestreben dazwischen, das an und für sich gleichfalls vollkommen löblich und richtig ist und dessen Ausgangspunkt auch ganz in derselben Sphäre liegt. Wir haben vorhin selbst darauf aufmerksam gemacht, wie sehr es dem größeren Theil der vormärzlichen Dramatik an schärferer und eigentlich lebensfähiger Charakteristik gemangelt hat; es ist auch bereits hinzugesetzt worden, daß nach dem Umschwung, welchen unser öffentliches Leben seitdem erfahren, dieser Mangel schlechthin unerträglich geworden und daß also hier vor Allem auf Abhülfe gedacht werden muß.

Auch ist dieser Umstand von unseren neuesten Dramatikern in der That nicht unbemerkt geblieben; fast sämmtliche Versuche derselben, die in den letzteren Jahren aufgetaucht sind, zeigen ein höchst anerkennenswerthes Bestreben nach dramatischer Charakteristik und sind in dieser Hinsicht einem guten Theil ihrer Vorgänger, darunter selbst solchen, die zu ihrer Zeit sehr gefeiert wurden, weit vorzuziehen.

Aber auch wenn er dichtet und wenn er Theaterstücke schreibt, hat der Deutsche noch immer viel Aehnlichkeit mit dem klassischen betrunkenen Bauer weiland Doctor Martin Luthers, der regelmäßig, wenn er mit Mühe auf der einen Seite seines Rößleins emporgeklet-

Digitized by Google

tert war, von der andern wieder herabpurzelte. Den Mangel an Charakteristik legen unsere neuesten dramatischen Versuche mehr und mehr ab, aber sie fallen dafür in einen andern kaum minder gefährlichen Irrthum: nämlich in den Irrthum einer outrirten, künstlich forcirten, darum unwahren, unkünstlerischen Charakteristik. Hatten wir sonst Dramen, in denen es vor lauter „schöner Sprache", vor lauter geistreichen oder pikanten Sentenzen und glänzenden Abgängen zu gar keiner wirklichen Charakteristik kam, und die daher auch, trotz jener Sentenzen und trotz dieser Abgänge, ja trotz des augenblicklichen Beifalls, den sie sich sogar von den Brettern herab erwarben, dennoch für die praktische Bühne so gut wie nicht vorhanden waren: so bietet dagegen die neueste Phase unserer dramatischen Entwicklung uns den Anblick von Stücken dar, in denen die Charakteristik bis zur Carrikatur getrieben wird, Stücke, die überhaupt nur vorhanden zu sein scheinen, um gewisse psychologische Probleme, auf die der Poet sich in krankhaftem Gelüst nun einmal versessen hat, wohl oder übel und unbekümmert um das Ganze der dramatischen Composition, zu lösen und die denn auf diese Art ebenso unausführbar werden und der Praxis des Theaters ebenso verloren gehen, wie jene früheren. Wir geben zu, daß ein Poet, der Charaktere übertreibt und forcirt, noch immer mehr Hoffnungen er-

Digitized by Google

weckt, als jener, bei dem es überhaupt zu keiner Charakteristik kommt; Fehler des Reichthums sind allemal minder hoffnungslos und lassen sich leichter verbessern als Fehler der Armuth. Aber nur ein ganzes Drama, daß aus Charakteristik und Handlung oder vielleicht noch besser gesagt: aus handelnden Charakteren, charakteristischer Handlung bestehen soll, zur bloßen Folie eines psychologischen Zerrbildes, zum bloßen Experiment für ein krankhaft übertriebenes Gelüste des Poeten zu machen — das dünkt uns denn allerdings auch ein Fehler, und zwar ein solcher, mit dem auch das reichste Talent und die glücklichste Begabung unmöglich auf die Dauer bestehen kann.

Und doch liegt auch diesem Irrthum wieder etwas Anderes und Größeres zu Grunde als blos die mangelnde Einsicht oder die Laune der einzelnen Dichter: nämlich ein Gebrechen der Gegenwart selbst. Jede Zeit sucht in der ihr eigenthümlichen Poesie mit Vorliebe dasjenige darzustellen, was ihr selbst noch fehlt, wonach sie ringt und arbeitet, ohne es doch schon erreichen zu können; nicht blos für die einzelnen Poeten, auch für ganze Völker, ganze geschichtliche Epochen ist die ästhetische Verkörperung ihres Ideals der Hauptanstoß und das vornehmste Thema der Poesie.

Nun aber fehlt es nach den traurigen Erfahrungen der letzten Jahre unserer Zeit und unserem Volke an nichts

ſo ſehr als an gediegenen, männlichen Charakteren; die Scheere der Büreaukratie, der Zwang der Polizeiherrſchaft, unter dem wir ſo lange geſtanden, hat alle Geiſter ſo zurecht geſtutzt und dermaßen auf daſſelbe Niveau der Schwäche und Unbedeutendheit herabgedrückt, daß nicht nur die Kraft, ſondern ſelbſt auch der Muth der Beſonderheit gebrochen iſt. Einzelne Beiſpiele hier anzuführen, wäre überflüſſig; jedes Blatt aus der Geſchichte unſerer jüngſten Vergangenheit liefert deren zu Dutzenden; nicht an der Unreife des Volks noch an der Liſt der Gegner, oder doch wenigſtens nicht blos an ihr, ſondern hauptſächlich daran iſt die Erhebung Deutſchlands zu Grunde gegangen, daß der Maſſe die Führer, dem richtigen Moment die richtigen Männer, der großen Zeit die großen Charaktere gemangelt haben.

Das Bewußtſein von dieſer Lage der Dinge hat allmählich die ganze Nation durchdrungen; es iſt eine Weisheit, die auf den Gaſſen gepredigt wird — wie hätte ſie der Poeſie verborgen bleiben können? Im Gegentheil, bevor noch die Maſſe eine Ahnung davon hatte, war die Poeſie, kraft ihres göttlichen Inſtincts, vor dem die Geheimniſſe des Völkerlebens da liegen wie ein aufgeſchlagenes Buch, ſchon längſt im Klaren darüber: nur daß ſie ihrer Natur gemäß ihre Einſicht nicht in Lehrſätzen und Reflexionen ausſprach, ſondern in Pro-

Digitized by Google

ductionen und plaſtiſchen Schöpfungen. Die Poeſie will gut machen, was das Leben verſäumt hat, ſie will dem Volke zeigen, was ihm noth thut — dürfen wir den Stab über ſie brechen, wenn ſie in dieſem löblichen Eifer ihre Striche mitunter ein wenig zu ſtark zieht, ihre Farben etwas zu derb aufträgt? Der Mangel an gediegenen und kräftigen Charakteren in der Wirklichkeit erklärt die überſchwenglichen und fratzenhaften Charaktere in den Werken unſerer jüngſten Dramatiker; wäre das Leben nicht ſo arm an jenen, würde die Poeſie nicht ſo reich ſein an dieſen; erſt wenn das Leben die richtigen Männer zeugt, werden auch die Dichter das richtige Maß finden für die Schöpfungen ihrer Phantaſie und ein in ſich ſelbſt befriedigtes, harmoniſches und glückliches Zeitalter wird ſich wiederſpiegeln in einer neuen vollkommenen und klaſſiſchen Dichtung.

Arbeite denn, wer die eine wünſcht, daß das andere nicht allzulange ausbleibt; am wenigſten aber zürne man den Dichtern, wenn ſie bis dahin nur Fragmente und Verſuche liefern und es ſich lieber bequem machen in der breiten, epiſodiſchen Form des Romans und des erzählenden Gedichts als daß ſie um den Preis des Dramas vergebliche Kämpfe wagen.

Digitized by Google

Dichter und Schauſpieler.

Digitized by Google

Das Verhältniß der Schriftsteller und Künstler zum Publikum ist in Deutschland noch immer etwas eigenthümlicher Art; sind auch die Zeiten längst vorüber, wo man sich einen deutschen Poeten nicht wohl anders vorstellen konnte, als mit abgeschabtem Rock oder wo „Schauspieler, Musikanten und andere Vagabonden" für eine ganz natürliche und richtige Zusammenstellung galten, so fehlt doch noch immer viel, daß das deutsche Publikum zu seinen Schriftstellern und Künstlern, selbst auch den beliebtesten, jenes intime, fast zärtliche Verhältniß einnähme und ihnen jene ausdauernde Theilnahme widmete, wie es in einigen andern Ländern, ganz besonders in Frankreich der Fall ist. Der gute Magen, den die Kirche hat, ist sprichwörtlich geworden; aber auch der weltliche Papst, das Publikum, das sich ebenso infallibel hält und sich den Pantoffel ebenso gern küssen läßt, wie der Papst zu Rom, erfreut sich ebenfalls eines außerordentlich gesegneten Appetits, besonders bei uns in Deutschland, wo es

Bücher und Komödien, Dichter und Schauſpieler, Staatsmänner und Generale, Revolutionen und Parlamente, Alles mit derſelben Gemächlichkeit hinunterſchlingt und das Verſchlungene ſofort und in den meiſten Fällen für immer vergißt. Es wird nicht gerade fett davon, das deutſche Publikum, aber dafür, wie es ſolchen Vielleſſern zu gehen pflegt, deſto träger; es gewöhnt ſich ordentlich daran, Alles nur als gute Beute ſeines Heißhungers zu betrachten, in einem ſolchen Grade, daß es ihm zuletzt, wie dem Vogel Strauß, einerlei iſt, ob es wirkliche geſunde Nahrung oder glühende Kohlen und Steine verſchlingt.

Und das iſt denn eine von den Schattenſeiten, welche der Gleichgültigkeit des deutſchen Publikums gegen ſeine Dichter und Künſtler anhaften. Denn an und für ſich ſelbſt möchten wir dieſe Gleichgültigkeit noch keineswegs tadeln; ſtarke Charaktere und energiſche Talente werden ſich davon jedenfalls mehr anſpornen als niederdrücken und entmuthigen laſſen. Die Lage unſerer Literatur aber, und ebenſo auch die geſammte Lage unſeres öffentlichen Lebens, iſt von der Art, daß wir in der That nur ſtarke Charaktere und energiſche Talente gebrauchen und nur ihnen den Zutritt auf den Kampfplatz eröffnen können; weſſen Haut nicht hart genug iſt, um Schwielen und Wunden zu vertragen, wer die Stirn nicht der hei-

ßen Arbeit des Tages bieten kann, ohne daß sie ihm jeden Augenblick von einem Lüftchen des Beifalls gekühlt wird, wer nicht zur Noth auf alle äußerliche Anerkennung verzichten und sich nur mit dem Bewußtsein der Pflicht begnügen kann — der taugt für die heutige Weltlage überhaupt nicht und wird gut thun, sein verzärteltes Antlitz nicht über den Kreis der Weiber und Weiberknechte hinaus zu tragen. Die Geschichte unserer sogenannten Modedichter und Lieblinge des Publikums ist wie in vielen anderen, so auch in dieser Beziehung äußerst lehrreich; gleich den Wunderkindern, die auch in der Regel die miserabelsten Männer geben, dauert auch der Ruhm dieser jugendlichen „Lieblinge der Nation" meistentheils nur sehr kurze Zeit, um dann desto rascher, desto kläglicher zusammen zu schrumpfen, und endlich in gänzlicher Vergessenheit zu enden.

In so weit also könnte man die Kälte und Gleichgültigkeit unseres Publikums sich schon gefallen lassen; sie ist gleichsam ein kaltes Bad, das die Nerven stärkt und die Kraft der Glieder erhöht, während die jähe Hitze eines allzu raschen Erfolgs der Entwicklung des Talents ebenso schädlich ist wie die schwüle Luft der Schmeichelei und der Verhätschelung. Aber nur so weit freilich, daß sie in offenbare Theilnahmlosigkeit, in offen-

bare Undankbarkeit ausartet, soweit sollte die Sprödigkeit unseres Publikums niemals gehen, am wenigsten gegen diejenigen, die ihm ein langes arbeitreiches Leben gewidmet haben und die es selbst Jahrelang durch seinen Beifall, seine Bewunderung ausgezeichnet. Zieht Euch immerhin den Regenmantel der Gleichgültigkeit um die Schultern — das Meiste, was unsere Hipokrene heut zu Tage noch spendet, ist in der That nicht mehr werth, als daß man es kalt und still an sich herunter gleiten läßt. Aber wenn Männer von Euch scheiden, denen Ihr viele Jahre hindurch, selbst noch bis zum Augenblick ihres Todes, Kränze gewunden und Lorbeeren gespendet habt, dann sollte der finstere Schooß des Grabes wenigstens nicht mit dem Manne zugleich auch das Andenken verschlingen, es sollte wenigstens noch eine Spur, noch ein Hauch übrig bleiben von jenen Freuden, welche seine Thätigkeit Euch geboten, so wie von jenem Beifall, mit dem ihr selbst ihn, so lange er lebte, gefeiert. Es wäre das nicht blos eine Pflicht der Pietät gegen den Dahingegangenen, es ist auch eine Pflicht der Ehre, welche eine Nation gegen sich selber hat und von der sie sich selbst dann nicht freisprechen sollte, wenn ein veränderter Geschmack die Leistungen der Verstorbenen vielleicht nicht mehr so hoch anschlagen kann als es früher geschehen ist oder wenn sie selbst nachträglich in min-

Digitized by Google

der günstigem Lichte erscheinen sollten, als es früher der Fall gewesen.

An dieser Pietät aber und dieser Consequenz gegen sich selber und seinen eigenen Geschmack läßt der Deutsche es noch immer ganz außerordentlich fehlen; trotz der veredelten geselligen Sitte und trotz der verbesserten Gesetzgebung ist noch immer etwas in ihm, das an die ehemalige Geringschätzung der Dichter und Künstler erinnert; so rasch der Deutsche unserer Tage auch ist, junge Berühmtheiten zu extemporiren, ja ein solches Gelüste er darnach hat, sich immer neue Götzen zu schaffen, blos damit er etwas habe, wovor er sich in den Staub werfe, so langsam ist er, bewährtes Verdienst anzuerkennen und in dem gebührenden Andenken zu erhalten.

Doch darf man allerdings auch hievon die Schuld nicht dem Publikum allein beimessen. Auch das Verhältniß unserer Dichter und Künstler zum Publikum würde besser, ihre Wirksamkeit lebendiger, ihr Andenken dauernter sein, wenn unsere Literatur und Kunst im Allgemeinen nicht noch viel zu abstract wäre, nicht noch immer viel zu einsiedlerisch für sich zu leben suchte und sich zu wenig um die Wirklichkeit des nationalen Lebens und seine nächsten und natürlichsten Interessen kümmerte. Eine Literatur, die größtentheils nur von Schriftstellern für Schriftsteller geschrieben wird, hat ebenso wenig Anspruch

Digitized by Google

auf nationale Theilnahme, wie eine Kunst, die ihre Aufgabe für gelöst hält, wenn sie den akademischen Kanon getreulich inne hält und von Kunstkritikern und Kunstmäcenen gelobt und gepriesen wird. Das deutsche Publikum ist spröde, ja: aber pflegt die Gunst einer spröden Schönen nicht am allereifrigsten gesucht zu werden? Spröde oder nicht, kalt oder warm, einerlei — das Volk ist nun einmal der einzig mögliche, einzig fruchtbare Boden für alle künstlerischen Leistungen, die noch etwas mehr als bloße Dilettantenversuche sein wollen; wie die ritterlichen Sänger des Mittelalters darum nicht aufhörten ihre Damen zu feiern, wenn ihnen auch niemals ein Strahl ihres Auges, ein Lächeln ihres Mundes zu Theil ward, so sollen auch Dichter und Künstler nicht aufhören, bei Allem, was sie dichten und denken, immer die Nation und das nationale Leben im Auge zu behalten; sollte auch ihr eigener persönlicher Ruhm keine Frucht davon haben, so kommt es doch ganz gewiß über kurz oder lang als ein unbekanntes, namenloses Scherflein dem Volke selbst zu Gute.

Und so liegt die Schuld denn also unzweifelhaft auf beiden Seiten und nur davon kann das Publikum bei uns nicht freigesprochen werden, daß es die Kälte und Gleichgültigkeit gegen die Literatur, die in den meisten Fällen nur allzu gerechtfertigt ist, zuweilen auch

Digitized by Google

auf ſolche Perſonen und auf ſolche Fälle überträgt, wo dieſelbe zur offenen Undankbarkeit und Rohheit wird.

Oder wie anders will man es nennen als Undankbarkeit, wenn das Publikum einen Dichter dahin ſcheiden ſieht, der es reichliche dreißig Jahre hindurch mit den Gaben ſeiner Phantaſie und ſeines Witzes unterhalten, der mehr Stücke geſchrieben und die deutſche Bühne vollſtändiger beherrſcht hat als es ſeit Kotzebue's Tode von irgend einem deutſchen Schriftſteller geſchehen — und weder das Publikum noch die Literatur, weder die Bühne noch die Kritik hat für den Dahingeſchiedenen ein Wort des Dankes und der Anerkennung, ja ſelbſt nur des ruhigen geſchichtlichen Urtheils? Was anderes iſt es als Rohheit, wenn unmittelbar vor unſern Augen, von einem dunkeln Geſchick ergriffen, ein Schauſpieler dahin geht, mitten in der Blüthe ſeiner Jahre, in der vollſten, friſcheſten Kraft ſeines Talentes, der uns unzählige Male gerührt und erheitert hat, den wir, ſo lange er unter uns weilte, unzählige Male als einen der erſten deutſchen Schauſpieler prieſen, auf den wir ſtolz waren als auf einen der wenigen Ueberreſte edlerer deutſcher Bühnenkunſt — und der nun doch in ſeinem frühzeitigen Grabe ebenſo unbeachtet ſchlummert und ebenſo unverſtanden, als wäre er ein namenloſer Anfänger geweſen?

Digitized by Google

Am 13. Januar 1849 starb Jean Baptiste Baison, ohne Widerspruch eines der bedeutendsten Talente und einer der strebsamsten Geister, welche die deutsche Bühne jemals besessen; fünf Jahre sind seitdem verflossen und noch ist ein flüchtiger Lebensabriß, herausgegeben von einem ungenannten Standesgenossen des Verstorbenen, das einzige Denkmal, das die Literatur, an deren Entwicklungen er so lebhaften, so rastlosen Antheil nahm, ihm errichtet hat — und noch hat es in dem großen, reichen, glänzenden Hamburg erst einer ehemalige Schülerin des Dahingeschiedenen, einer Tänzerin (Lucile Grahn) bedurft, um nur wenigstens die Stätte zu bezeichnen, wo der Liebling des Hamburger Publikums, der letzte Director jenes Hamburger Stadttheaters, das man nicht nennen kann, ohne dabei sofort an Lessing, Eckhoff und Schröder zu denken, seinen letzten Schlummer schläft!

Zwei Jahre später, ein hochbejahrter, gleichwohl noch ungebrochener Greis, stirbt zu Berlin Ernst Benjamin Salomon Raupach, der Verfasser von fast Einhundert und zwanzig Stücken, welche beinahe ohne Ausnahme sämmtlich über die Berliner und der Mehrzahl nach auch über die übrigen Bühnen Deutschlands, große wie kleine, gegangen; ein Dichter, über dessen poetische Eigenschaften und Leistungen man vielleicht sehr verschieden urtheilen kann, der aber jedenfalls, sei es nun zum Vortheil,

Digitized by

sei es zum Nachtheil unserer dramatischen Literatur, derselben für längere Zeit den Stempel seines Geistes aufgedrückt und mehr Rollen geschaffen und mehr Schauspieler groß gezogen hat als irgend ein Schriftsteller seit Kotzebue's Zeiten; dabei ein Mann von eigenthümlich energischem Charakter, der seine persönliche Würde mit derselben Entschiedenheit auf den Parquets der Vornehmen und Großen, wie auf den noch schlüpfrigern Brettern des Theaters zu behaupten wußte. Drei Jahre sind seitdem vergangen und einige Zeitungsartikel und Journalcorrespondenzen abgerechnet, welche seinen Tod als Neuigkeit brachten, hat sich auch über seinem Grabe noch kein anderes literarisches Denkmal erhoben, als eine kurze biographische Skizze, welche die Wittwe des Verstorbenen herausgegeben hat und die ihren Ursprung natürlich mehr dem Herzen der Gattin und Freundin als einer parteilosen historischen Würdigung verdankt.

Wenn wir uns nun hier anschicken, diese Versäumniß nachzuholen, so geschieht es mehr, um auf die Lücke aufmerksam zu machen, welche unsere jüngste Literatur- und Kunstgeschichte auf diesem Punkt noch darbietet, als um sie hier selber auszufüllen. Was uns aber am Meisten dazu bestimmt, das ist der seltsame Gegensatz, der zwischen dem alten Dichter und dem jungen Schauspieler hindurchgeht und der in seinem tiefsten Grunde doch auf

Digitized by Google

einer ebenso wundersamen Aehnlichkeit Beider beruht. Beide standen, der Eine als Bühnenkünstler, der Andere als Bühnendichter, dem Publikum näher und lernten die Eigenthümlichkeiten desselben genauer kennen, als unsere Schriftsteller und Künstler es sonst zu thun pflegen; Beide verbanden mit einer großen und energischen Leidenschaftlichkeit, die darum bei Raupach nicht geringer war, weil er sie weniger häufig zu Tage treten ließ, als der heißblütige, brausekopfige Schauspieler, eine ungewöhnliche Gabe der Reflexion, einen großen praktischen Verstand und ein wahrhaft verhängnißvolles Talent, auf die Schwächen ihrer Umgebung, am Meisten aber des Publikums selbst zu speculiren; Beide wollten das deutsche Publikum aufrütteln aus seiner Gleichgültigkeit, Beide waren ehrgeizig, Beide dürstete nach Erfolgen — und Beide gingen darüber zu Grunde.

Und zwar Beide auf dieselbe Weise: der Dichter gab, um äußerlich zu triumphiren, sein edleres poetisches Theil dahin; der Schauspieler, zum Schauspielunternehmer geworden und in ungünstiger Zeit mit der Last eines verwickelten und umfangreichen Geschäfts beladen, opferte ebenfalls, wenn auch mit blutendem Herzen, die Kunst, um nur den Beifall des Publikums und damit das Geschäft zu erhalten.

Digitized by

Aber das Schickſal war gnädiger gegen den jungen Schauſpieler als gegen den alten Dichter: es ließ Raupach über den Trümmern ſeines Ruhms alt und grau werden, aber es riß den Schauſpieler mitten in der Kraft ſeiner Mannsjahre durch einen plötzlichen Tod jählings vom Schauplatz; Raupach ſtarb an Altersſchwäche, ein verdrießlicher laudator temporis acti, der ſich ſelbſt und ſeine Zeit überlebt hatte — Baiſon ſtarb an gebrochenem Herzen. Wer wird nicht unter ähnlichen Umſtänden das Schickſal des letztern vorziehen? —

Ernſt Benjamin Salomon Raupach wurde in Schleſien, in der Gegend von Liegnitz geboren (1784). Alſo in einer Landſchaft, wo deutſche Reim- und Verskunſt, nachdem ſie vor Jahrhunderten einmal von hier aus einen Eroberungszug durch ganz Deutſchland gehalten hatte, eine allgemeine populäre Fertigkeit geblieben war und noch bis auf dieſe Stunde geblieben iſt. Noch bis auf dieſe Stunde iſt Schleſien das wahre gelobte Land der Gelegenheitspoeſie; wo der Norddeutſche ſich mit einem zierlichen Compliment, der Süddeutſche mit einem kurzen herzigen Gruß oder nach Gelegenheit mit einem Fluch behilft, bei Verlobungen und Hochzeiten, bei Kindtaufen und Todesfällen, bei Feuersbrünſten und Waſſersnöthen, zieht der Schleſier regelmäßig die Schleuſen ſeiner Dichtung auf und widmet dem Ereigniß einige

passende oder unpassende Verse, nicht selten von so alt-väterischem Zuschnitt und in so steifen Alexandrinern, daß man ihnen die Herkunft von Opitz und Genossen noch deutlich ansieht. Es giebt oder gab doch noch vor Kurzem Localblättchen in Schlesien, in denen die gereimten Glückwünsche und Beileidsbezeugungen beinahe die einzigen Inserate bildeten; aller übrige Verkehr stand still oder war unerheblich, nur in der Reimschmiede gab es immer vollauf zu thun.

Seltsam genug indessen scheint der junge Raupach von diesem schlesischen Erbtheil nur wenig mit bekommen zu haben; wenigstens haben wir in den Ueberlieferungen, die wir seiner Wittwe verdanken und deren wir schon oben erwähnten, von kindischen Versspielen und Jugendgedichten, wie sie sich sonst wol in der Entwicklungsgeschichte angehender Dichter zu zeigen pflegen, nichts gefunden. Ueberhaupt scheint seine Kindheit ungewöhnlich ernst, beinahe finster gewesen zu sein. Sein Vater war Prediger, ein ernster Mann von strenger Sitte, der den Knaben in harter Zucht hielt und ihm selbst die gewöhnlichen Zerstreuungen und Spiele der Jugend im Kreise der Altersgenossen untersagte. Sein einziger Bruder war elf Jahre älter als er, mithin auch mehr ein Lehrer und Zuchtmeister für ihn als ein Gespiele; die vier Schwestern aber, die er außerdem hatte und von denen

Digitized by Goog

drei jünger waren als er, scheinen eben so wenig Einfluß auf sein früh verschlossenes Gemüth geäußert zu haben als die Mutter, von der wir beinahe nur erfahren, daß sie arm und dürftig war.

Kaum nämlich daß der Knabe sein zehntes Jahr erreicht hatte, starb der Vater, die Familie in jener Bedrängniß zurücklassend, die für deutsche Predigerhäuser, gewiß nicht zur Ehre unseres Volks, noch zum Vortheil seiner sittlichen Ausbildung, fast sprichwörtlich geworden ist. Der ältere Bruder Fritz, der zur Zeit dieses Verlustes gerade in Halle studirte, entschloß sich rasch und ging auf den Rath französischer Emigranten nach Rußland, um daselbst als Erzieher nicht nur sein eignes Fortkommen zu finden, sondern auch die Mittel zur Unterstützung seiner Familie, insbesondere zur Erziehung seiner Geschwister zu gewinnen. Ernst Benjamin kam inzwischen auf das Gymnasium nach Liegnitz, wo er solchen Fleiß zeigte und sich so rasch entwickelte, daß er schon mit dreizehn Jahren in der ersten Klasse saß und ein Jahr später sogar öffentlich als Schulredner auftreten durfte. Von einer besondern Lebhaftigkeit der Phantasie jedoch oder auch nur von eigentlicher Jugendlichkeit scheint er auch in dieser Zeit nicht viel besessen zu haben; ein Brief von ihm an den Bruder Fritz in Rußland, der aus dieser Zeit aufbewahrt ist, läßt ihn

vielmehr als einen zwar frühreifen, aber auch stark altklugen Knaben erkennen. Doch soll er damals auf den einsamen Spaziergängen, die seine einzige Erholung bildeten, sich bereits „Romane und Erzählungen" ersonnen haben, „die mehr oder weniger schon die dramatische Form annahmen."

Im Frühjahr 1801 begab Raupach sich nach Halle, um daselbst drei Jahre hindurch nach dem Beispiel von Vater und Bruder Theologie zu studiren. Ueber sein Leben auf der Universität besitzen wir wiederum nur einige Briefe von ihm an den Bruder, dem es inzwischen in Petersburg als Erzieher und Lehrer dermaßen geglückt war, daß er ernstlich daran denken durfte, Ernst Benjamin nach Rußland nachkommen zu lassen und ihm einen Theil seiner einträglichen Praxis abzutreten. Auch diese Briefe wieder zeigen uns einen merkwürdig verschlossenen und überlegten Charakter; der Zwang der Noth, der ewig auf ihm gelegen, die Menge kleiner Entbehrungen und Rücksichtnahmen, zu denen er durch die Beschränktheit seiner Lage genöthigt gewesen, hatte ihn innerlich immer schroffer und herber gemacht, während er gleichzeitig durch eine gewisse absichtliche Unfügsamkeit und Rauheit seines äußerlichen Wesens seine Unabhängigkeit gleichsam wieder herzustellen und die Ungunst des Schicksals wenigstens vor seinem eignen Bewußtsein auszu-

gleichen suchte. Dabei fehlte es ihm keineswegs an der nöthigen Klarheit des Verstandes, das Gefährliche dieses Entwicklungsganges selbst einzusehen. Doch war die einseitige Verstandesbildung und dieser Trotz gegen alle natürlichen Empfindungen, in dem er sich wohl fühlte, über ihn selbst schon zu mächtig geworden, als daß er selbst in solchen Momenten mehr als ein bloßes müßiges Bedauern gehabt hätte, daß es gerade so und nicht anders. „Ich hätte," schreibt er im Herbst 1803 an seinen Bruder, „ohnstreitig ein gutes Herz, ich fühlte tief und heftig, und hatte für jedes Unglück, auch für das allerentfernteste, Thränen des Mitleides, und auch den Muth zu helfen, selbst wenn es über meine Kräfte ging. Ich würde dir mehrere Beispiele davon erzählen, doch zu was hülfe das. Hätte ich nur einen Freund gefunden, der mit mir gleich gedacht, der diese Gefühle in mir genährt hätte, so würde sich das Kindische, was noch dabei war, losgewickelt haben, und die dafür eintretende Festigkeit des reiferen Alters hätte mich gewiß zu einem wahren Menschen gemacht. Allein der fehlte mir; ich ward mit diesen meinen Gesinnungen verlacht und zum Gespött. . . . Diese und ähnliche Vorfälle stießen mich zurück, ich ward verschlossen und in mich gekehrt; ich fing an mich dieser menschlichen Empfindung zu schämen. . . . So begann ich dann allmählig mich für besser, als Andere zu hal-

ten, und die Verachtung, die ich gegen manche hegte, breitete sich nach und nach auf mehrere und fast alle meines Alters aus. Ich gab mir nie Mühe, mich ihnen zu nähern und mir ihre Liebe zu erwerben; daher habe ich bis auf den heutigen Tag nie einen wahren Freund gehabt und auch nie die Kunst erlernt, mir welche zu erwerben .... Die Achtung der Menschen weiß ich mir wol zu verschaffen, aber niemals ihre Liebe. Mich liebte Niemand, ich liebte Niemanden — lieben muß der Mensch — ich liebte mich also selbst. ... Um nicht immer ausgelacht zu werden, affectirte ich ein rohes, unempfindliches rauhes Wesen, das ich in der That gar nicht hatte, wovon mir aber manches nach und nach anhing. Aus dieser und meiner Eigenliebe floß ein ungemeiner Starrsinn und der unbegrenzte Ehrgeiz, der mich stets antrieb, mich höher zu arbeiten als Andere, damit ich einen Grund mehr hätte, die zu verachten, die ich schon verachtete. Die einzig gute Folge davon war, ein wirklich anhaltender Fleiß .... Liebe zu den Wissenschaften hatte ich eigentlich wohl nicht .... mein Ehrgeiz hieß sie auch alle betreiben, die in meine Sphäre gehörten. ..."

In der That, ist es nicht das ganze spätere Bild des Bühnendichters Raupach, das sich in diesem Geständniß des angehenden Studenten enthüllt? Ist es nicht ganz

Digitized by Google

derselbe Starrsinn, mit dem er hier aus Verachtung seiner Umgebung sich selbst, wie später aus Verachtung des Publikums seine Muse knechtete? Man fühlt sich versucht, die Schlußworte des obigen Satzes zu parodiren: „Liebe zur Poesie hatte er eigentlich wohl nicht .... aber sein Ehrgeiz hieß ihn Alles betreiben, was einmal in die Sphäre eines Poeten gehörte."

Derselbe Brief erwähnt auch noch einer „Epoche zügellosen Studentenlebens," in welche er gleich beim Eintritt auf die Universität verfallen: „in dem Cirkel: wo er nun lebte, war durch Fleiß und Kenntniß keine Ehre mehr zu erwerben, wohl aber auf einem andern Weg." Doch fehlt es an charakteristischen Einzelheiten über dieses „schlechte Leben," das sich denn auch über das gewöhnliche rohe Burschenleben, wie es dazumal noch auf unsern Universitäten heimisch war, nicht viel erhoben zu haben scheint. Darum blieb es auch für die geistige Entwicklung des Dichters ebenso unfruchtbar, wie das Studium Voltaire's und Rousseau's, das er dazumal eifrig betrieb, aber wie es scheint, ebenfalls weniger aus innerm Drange, als aus äußerer Berechnung, um sich nämlich in der französischen Sprache, die dazumal noch viel unentbehrlicher war als heute, möglichst zu befestigen.

Dem Petersburger Bruder freilich und den Absichten, die er mit und für Ernst Benjamin hegte, sagte diese

Freundlosigkeit und Menschenverachtung eben so wenig zu, als das wüste Studentenleben, in das er theilweise gerathen war. Die Briefe des welterfahrnen Mannes sind eine fortlaufende Epistel über den Text, daß der Mensch sich in die Welt fügen und der Welt gefallen muß, um selbst in der Welt vorwärts zu kommen. „Du hast studirt" schreibt er ihm einmal, „du mußt dich also zu den Patriziern rechnen; dein Anstand, dein Herze, deine Handlungen müssen das Gepräge des Edlen tragen .... das schlesische Herumbeißen und das hallische Herumprügeln gehört für den Plebejer. Du willst hier dein Glück machen und du kannst es, aber nur als Mann, nicht als Student. ...."

Und ein ander Mal: „Bist Du ein preußischer Groschen, so giltst Du freilich nur in Schlesien, ein holländischer Dukaten aber gilt auch hier."

Solche Rathschläge und Vorstellungen waren gewiß recht praktisch: aber nur für den eigensinnig eckigen Raupach paßten sie nicht. Zwar folgte er der Einladung des Bruders nach Rußland (1804), wo er Anfangs mit ihm gemeinschaftlich in Petersburg lebte, bis Ernst Benjamin vortheilhaften Anerbietungen nach Moskau folgte. Doch hatte der Bruder nur wenig Ursache mit ihm zufrieden zu sein; mußte er auch seine Kenntnisse achten, besonders in der Geschichte, aus der er sich mit der Zeit ein Lieblingsstudium gebildet hatte, so ärgerte

Digitized by Google

ihn doch die mangelnde Schmiegsamkeit der Sitten, so wie die absichtliche Verschlossenheit und Kälte, in welcher der jüngere Bruder sich noch immer gefiel und die ihm aus dem Munde des Aeltern mehr als einmal ein unwilliges: „Vous êtes un animal“ zuzog.

Daß diese Herbigkeit der Sitten jedoch kein bloßes äußeres Ungeschick war, und daß auch hinter der Verschlossenheit seines Charakters sich nur eine langsam prüfende, ihre Zwecke sehr klar erkennende und unaufhaltsam verfolgende Berechnung verbarg, das zeigten die raschen und glücklichen Fortschritte, die er bei alledem in seiner Hofmeistercarriere machte. Nach kurzem Aufenthalt im Hause eines reichen, aber ungebildeten Russen, der den größten Theil des Jahres auf einem Gute fast 40 deutsche Meilen hinter Moskau zubrachte und dem er lediglich durch die Schroffheit seines Charakters imponirte, finden wir ihn zu Anfang des Jahres 1807 in Petersburg im Hause einer vornehmen Dame wieder, deren jüngster Sohn, der spätere Vicegouverneur in Moskau, seiner Erziehung anvertraut war. Seine Stellung in diesem reichen und angesehenen Hause war nicht nur so einträglich, daß er dem Bruder, der inzwischen nach Schlesien zurückgekehrt war, jetzt sogar seinen Beistand anbieten konnte, sondern er durfte sich auch in einem Briefe an eben denselben „der unumschränkten Freiheit rühmen,“

die er in einem Hause genoß, „wo ihn Alles von der Frau bis zum letzten Bedienten fürchtete.“ Allerdings „gab es auch Stunden der Verstimmung und der Sehnsucht nach dem Vaterlande, wo“ (und wer möchte auch nicht hierin wieder eine Vorahnung jener Sentimentalität erkennen, die hinterdrein in seinen Trauerspielen oft auf so seltsame Weise explodirte?) „der Ton seiner Flöte ihn melancholisch machte und im Stande war, ihm Thränen hervorzulocken.“ Allein das hinderte ihn nicht, ruhig in Rußland auszuharren — warum? Sehr einfach: weil er in Rußland Geld verdiente und weil er entschlossen war „nicht leer zurückzukehren wie er geschieden.“

Das ist nun an sich wieder ein sehr praktischer Entschluß und beweist, daß Raupach bei aller Schroffheit und Herbigkeit seines Wesens doch in gewissen Dingen dem Weltlauf sein Recht sehr wohl einräumen konnte. Auch war er ja von Anfang an in keiner andern Absicht und aus keinem andern Interesse nach Rußland gegangen, als nur, wie der Amerikaner sagt, to make money; seine ganze Existenz in Rußland war nur ein Dienst am Altar der Nothdurft, ihr zu Liebe hatte er den trotzigen Sinn bezähmt und hatte Heimath und Studium verlassen — wer will ihn tadeln, daß er den beschwerlichen Weg wenigstens nicht umsonst gemacht haben, wenig-

Digitized by Google

stens nicht ohne klingenden Lohn aus seiner Dienstbarkeit zurückkehren wollte?

Aber im Munde eines angehenden Dichters sind diese Reflexionen und Berechnungen allerdings ein wenig auffällig. Und ein angehender Dichter war Raupach jetzt; schon in den Jahren 1807 und 1808 hatte er seine ersten Dichtungen, Timoleon, die Gründung Moskaus und andere geschrieben: während im Sommer 1811 schon jene Fürsten Chawansky vollendet waren, die dann einige Jahre später seinen Dichterruhm in Deutschland ausbreiten sollten. Aber auch diese und andere poetische Arbeiten hielt Raupach still bei sich verschlossen, ohne für jetzt an ihre Veröffentlichung zu denken. Dagegen verfolgte er mit Aufmerksamkeit, soviel es ihm von dieser Entfernung aus möglich war, die Strömung des öffentlichen Geschmacks in Deutschland; er wußte, daß über kurz oder lang doch die Zeit kommen mußte, wo er ins Vaterland zurückkehren würde, und so war es gut, für jeden möglichen Fall bei Zeiten das Fahrwasser zu prüfen und auf die Richtung des Windes zu merken.

In der That jedoch sollte diese Rückkehr sich ziemlich lange hinzögern. Im Jahre 1814 verließ Raupach das Haus seiner Gönnerin, um in Petersburg Privatunterricht in Sprachen und Geschichte zu geben; da seine

Digitized by Google

Schüler und Schülerinnen den ersten Häusern der Residenz angehörten, so war dieser Unterricht nicht nur sehr einträglich, sondern auch eine Menge ansehnlicher Verbindungen wurde Raupach dadurch eröffnet. Zwei Jahre später wurde er bei der Petersburger Universität als Ordinarius der philosophischen Fakultät, bald darauf als Professor der allgemeinen Weltgeschichte und der deutschen Literatur angestellt. Zu derselben Zeit verheirathete er sich mit einer jungen Schweizerin Cäcilie von Wildermeth, die als Erzieherin in dem Hause einer russischen Fürstin lebte und diese Stellung auch als Raupach's Gattin beibehielt. Doch war die Ehe nur von kurzer Dauer; schon zu Ende des Jahres 1817 verlor er die Gattin sammt dem von ihr gebornen Sohne, worauf er zur Ausfüllung seiner Einsamkeit den Unterricht der jungen Fürstin, den seine Gattin bis dahin geleitet hatte, übernahm.

Welche Ereignisse endlich Raupach's Weggang aus Rußland herbeigeführt, ist selbst seiner zweiten Gattin, deren Mittheilungen wir im Vorstehenden gefolgt sind, nicht völlig bekannt geworden. Doch scheinen politische Verdächtigungen dabei nicht ganz außer dem Spiel geblieben zu sein. Wie man denn überhaupt irren würde, wollte man glauben, Raupach sei damals oder später ein Bewunderer der russischen Politik quand même gewesen; nicht nur einzelne seiner Stücke, wie Isidor und Olga,

die Fürsten Chawansky ꝛc. lassen das Gegentheil wenigstens errathen, sondern er selbst soll sich auch in spätern Jahren in vertrauten Kreisen nicht selten mit großer Entschiedenheit in demselben Sinne geäußert haben.

Genug, im Spätherbst 1822 verließ er Rußland, brachte den Winter in Italien zu, und kehrte im folgenden Frühjahr nach Deutschland zurück, wo nun sein erster Schritt war, seine Entlassung aus russischen Diensten nachzusuchen.

Nachdem er diese mit dem schon bisher geführten Titel und Rang eines Kaiserlichen Hofraths erhalten, handelte es sich für ihn nun weiter darum, wo er seinen Aufenthalt nehmen — das hieß in seinem Sinne, über welcher Stadt und welchem Lande er die Sonne seines Ruhms sollte aufgehen lassen. Denn daß nur Niemand denke, hier kehrt ein bloßer pensionirter Kaiserlich Russischer Hofrath ins Vaterland zurück, ein ehemaliger Hofmeister, der sich durch Stundengeben ein kleines bequemes Vermögen gesammelt hat — o nein, hier war weit mehr als dies: dieser ehemalige Hofmeister führte nicht blos russische Rubel und Banknoten, er führte auch einen ganzen deutschen Parnaß in seinen Koffern mit sich — vor dem habt Respect! wo der einzieht, da zieht mit ihm auch eine neue Aera der Literatur ins Land!

Bei einem jüngern Manne wäre das eine bloße leere Großsprecherei gewesen. Aber Raupach, der gereifte, welterfahrene Mann, sprach es auch gar nicht aus: er dachte es nur in aller Stille und gelobte sich selbst, nicht eher nachzulassen, als bis er die stillen Gedanken zur offenkundigen Wahrheit gemacht. Die deutsche Poesie zählt (wie schon an einer früheren Stelle dieses Buches erwähnt wurde) verschiedene Beispiele von Dichtern, die erst in vorgerückten Jahren sich der Poesie zugewendet haben, oder doch zuerst als Dichter vor dem Publikum aufgetreten sind. Aber von allen ist keins so merkwürdig und bietet so überraschende Erscheinungen von Consequenz und Ueberlegung dar, wie es bei Raupach der Fall ist. Mit derselben zähen Geduld, mit der er in Rußland ausharrt, bei einer Beschäftigung, die ihm eigentlich zuwider ist, in einer Gesellschaft, die er eigentlich verachtet — thut Alles nichts, jetzt heißt es nicht sich amüsiren, jetzt heißt es Geld schaffen, von dem man hinterdrein mit Behaglichkeit leben kann: ganz ebenso sammelt er in aller Stille poetische Schätze, schreibt Stück auf Stück, macht Entwurf auf Entwurf, Alles für die Zeit, wo er endlich damit vor das deutsche Publikum treten wird, nicht anders als ein reicher Mann in der Hungersnoth, und wird jeden Geschmack des Publikums mit vollen Händen befriedigen. Die spätere Fruchtbarkeit Raupach's verliert dadurch etwas von ihrem Auffallenden und

Digitized by Google

Anstößigen, indem ohne Zweifel angenommen werden darf, daß ein großer Theil dieser Stücke, die er dann späterhin nur so aus dem Aermel zu schütteln schien, schon in früherer Zeit geschrieben wurde: so daß also die Nichtachtung der Kunst und das Arbeiten auf Bestellung (pro Act funfzig Thaler) bei ihm doch nicht ganz so groß war, als es den Anschein hatte.

Aber auch das seltsam Anspruchsvolle erklärt sich daraus, mit dem Raupach, dessen Manieren, wie wir wissen, schon ohnedies nicht die verbindlichsten waren, bei seiner Rückkehr nach Deutschland persönlich auftrat. Der Erfolg der poetischen Arbeiten, die er bis dahin hatte drucken lassen, berechtigte ihn zu diesem Versuche noch keineswegs; weder der Timoleon, der 1814 zu Petersburg, noch die Fürsten Chawansky, die Erdennacht, die Gefesselten und Anderes, was seit 1818 in Leipzig im Druck erschienen war, hatte bis dahin ein besonderes Aufsehen gemacht. Aber das war ja auch erst der Anfang, Raupach sondirte damit noch erst das Terrain — in sich selbst fühlte er schon die ganze trotzige Energie, die ganze nüchterne Berechnung, wie einst auf die russische Gesellschaft, so nun auf das deutsche Publikum angewendet; wie hätte er sich da seines Sieges nicht sicher fühlen sollen?

Es sind uns aus dieser Zeit zwei Anekdoten aufbewahrt, beide aus zuverlässiger Quelle und beide für unsern Dichter überaus charakteristisch. Aus Italien zurückgekehrt, begab Raupach sich nach Weimar, in der Absicht, daselbst seinen Aufenthalt zu nehmen. Und welcher andere Ort in Deutschland hätte auch für den nahenden Messias der Deutschen Bühne geeigneter sein können als dieser alte klassische Dichtersitz? Aber Goethe, der eben damals (1823) im Zenith seines persönlichen Ansehens stand, nahm den versteckten großen Mann nicht mit derjenigen Zuvorkommenheit auf, welche derselbe von ihm erwartet hatte. Raupach (wir lassen die Wittwe sprechen, die man doch gewiß für einen wohlgeneigten Zeugen halten darf) war zu Goethe „in der vollen Kraft des Geistes gekommen, im Bewußtsein des Wollens und Könnens;" er hatte auf einen „wechselseitigen Tausch der Gedanken gerechnet", sowie auf „Belehrung über die auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft in Deutschland ihm noch unbekannten Verhältnisse". Allein er ward „von dem Minister-Goethe vornehm, höflich-kalt und wortkarg empfangen" — und das „ertrug Raupach selbst von Goethe nicht". So geneigt er gewesen war, sich in dem „deutschen Ferrara" anzusiedeln und so viel Günstiges ihm der Ort übrigens bot, so war doch diese eine Begegnung hinreichend, seinen gan-

Digitized by Google

zen Plan zu zerstören: er kehrte Weimar den Rücken und begab sich nach Berlin.

Beinahe noch charakteristischer ist ein Vorfall aus derselben Zeit, den Holtei im vierten Bande seiner „Vierzig Jahre" erzählt; wir bedienen uns seiner eignen Worte. „Einer Bekanntschaft", sagt er, „habe ich noch zu gedenken, die ich damals machte und die mir doppelt merkwürdig ist, weil sich an die ersten Worte, mit denen sie begann, eine für den Theaterschriftsteller bedeutende Betrachtung knüpft. Raupach, von dem ich mehrere bereits im Druck erschienene, aber auf keiner Bühne gegebenen, vielleicht auch nicht darstellbare, Dichtungen kannte, fand sich in Berlin ein, um diesen Aufenthaltsort mit seinem bisherigen, mit Petersburg, zu vertauschen. Ich wurde ihm durch Hitzig vorgestellt, und da ich ihm, mit meiner sorglosen Treuherzigkeit, als schlesischen Landsmann entgegenging, fand ich mich durch sein zurückhaltendes, fast kaltes Benehmen ein wenig erschreckt. Er kam eben aus dem Theater, wo er das (leider auf allen deutschen Bühnen beliebte) Stück: „Der Bräutigam aus Mexiko" mit angesehen hatte. Ich war ein großer Gegner dieses und aller übriger Kinder Claurenscher Muse . . . . . Ich fand seine Stücke abscheulich, nach meiner Ansicht; eine Ansicht, die ich bei meinen heutigen Gesinnungen von der Sache um Vieles milder

aussprechen würde, die ich aber damals, im Gespräch mit Raupach, so schroff als möglich kund gab, ihn bedauernd, daß er gerade eine solche Komödie zuerst mit ansehen müssen. Raupach nahm eine Prieſe und erwiderte: „Nun ich weiß nicht! Mir war dies Stück und der Beifall, den es erwirbt, sehr lehrreich. Ich bin hierher gekommen, um den Weg kennen zu lernen, den ich einschlagen soll, um auf das deutsche Theater Einfluß zu gewinnen. So lang ich in Petersburg lebte, war das nicht möglich. Bei Allem, was dem Publikum behagt, muß man im Stande sein, die Gründe aufzufinden, warum dies geschieht? Und ist man erst darüber klar, so gewinnt man auch die Mittel, das nämliche Ziel zu erreichen, wenngleich auf anderem Wege!““

„Diese mit Festigkeit und vollkommener Ruhe gesprochenen Worte (setzt Holtei hinzu) frappirten mich sehr. Aber sie erhielten für mich erst ihre ganze Bedeutung, als derjenige, welcher sie ausgesprochen, sich bald nachher der deutschen Bühne von Berlin aus bemächtigte, und sie durch die Kraft seines Wollens länger als ein Jahrzehend beherrschte.“

Und in der That, wer könnte in dieser Aeußerung den späteren Berliner Hoftheaterdichter verkennen, der seine Stücke nach der Elle lieferte, soviel Ellen Hohenstaufen, soviel Ellen Cromwell, heut in Jamben, morgen in

Digitized by Google

Prosa, heut heroisch klassisch, morgen melodramatisch volksthümlich, hier eine Wahnsinnsscene, dort ein Frauenzimmer in Hosen, Alles, wie der Markt es eben verlangte und wie Publikum und Intendanz es haben wollten?

Aber auch dabei wieder muß man nicht nur die Energie anerkennen, mit welcher Raupach das einmal gesteckte Ziel verfolgte, sondern auch die feine Witterung müssen wir bewundern, mit der er Zeit und Ort für sein Unternehmen auszuwählen verstand. Diese Raupach'sche Dramatik, ein bloßes Product des berechnenden Verstandes wie sie ist, ohne Schwung, aber sehr pathetisch, ohne Leidenschaft, aber sehr lehrhaft und sehr wohl gezogen, wäre zu jeder andern Zeit unmöglich gewesen, ausgenommen in dieser Restaurationsepoche, in welche sie wirklich fiel und deren doctrinäre Dürre und Armseligkeit sie genau mit so viel poetischem Flitter bekleidete wie nöthig war, damit dieselbe sich vor sich selbst doch nicht gar zu sehr langweilte.

Und ebenso gab es in ganz Deutschland auch keinen günstigern Ort dazu, als das damalige Berlin mit seiner militairischen Nüchternheit, seinem herzlosen Büreaukratismus, der sich doch so gelehrt, so tiefsinnig vorkam, und seinem schwunglosen, kasernenhaften Absolutismus, der dabei doch so mild, so väterlich erscheinen wollte. Rechnet man dazu ferner die eigenthümliche Unfruchtbarkeit,

Digitized by Google

die das berliner Leben auf dem Felde der Poesie auszeichnet, damals wie jetzt, im Vergleich mit der Raupachschen kaninchenmäßigen Produktivität, die unter diesen Umständen noch weit wunderbarer erscheinen mußte, sowie das Bedürfniß einer Bühne, deren großartige Mittel in künstlerischer sowohl wie in scenischer Hinsicht denn doch wenigstens Beschäftigung und Anwendung verlangten, auch wenn dieselbe nicht immer die würdigste sein sollte: so wird man aufhören, sich über die Vollständigkeit zu verwundern, mit der Raupach seine Absichten in Berlin durchsetzte, indem er sich im Zeitraum weniger Jahre zum Liebling des Berliner Publikums, zum Dictator der Königlichen Bühne, ja selbst zum Günstling eines Hofes machte, der damals nur sehr wenig literarisches Interesse zeigte. Zum persönlichen Ruhme muß es ihm dabei nachgesagt werden, daß, so abhängig er auch innerlich vom Publikum war und mit so kalter Berechnung er auf die wohlbekannten Schwächen desselben speculirte, er sich in seinem persönlichen Auftreten in Berlin doch ebenso schroff und ebenso selbständig erhielt, wie er es in Moskau und Petersburg gethan; sowohl im Verkehr mit dem Theater, wie auch im Umgang mit den Großen des Hofes, blieb er derselbe schroffe, unzugängliche Murrkopf mit den kurzen sarkastischen Aeußerungen, als den wir ihn schon in den frühesten Jahren kennen gelernt haben.

Digitized by Google

Und war er denn ſelbſt dem Publikum gegenüber viel anders? Er hatte die Schwächen deſſelben ſtudirt, er hatte ihnen geſchmeichelt, hatte ſie gehätſchelt und gepflegt — aber nur ſo lange, bis er des Publikums ſicher war. Nachdem er in der öffentlichen Gunſt einmal feſt ſaß, nachdem er Hof und Geſellſchaft für ſich gewonnen, nachdem er namentlich und ganz beſonders die künſtleriſchen Kräfte der Bühne für die eigenthümliche Art ſeiner Stücke ſo zugerichtet und ſo gewöhnt hatte, daß ſie zu allem Anderen ſo gut wie untauglich geworden waren und aus dem Banne dieſer hohlen Raupach'ſchen Rhetorik gar nicht mehr herauskommen konnten — ſeitdem und alſobald kehrte er auch den Spieß um; aus dem Schmeichler wurde ein Herr, aus dem Diener ein Tyrann. Wir zweifeln, ob es in der ganzen deutſchen Theatergeſchichte noch einen zweiten Fall giebt, der ſich auch nur von Weitem vergleichen ließe mit der Knechtung und der Abhängigkeit, in welcher Raupach, nachdem er einmal ans Ruder gelangt war, das Berliner Publikum und die Berliner Bühnenkünſtler erhielt. Man täuſcht ſich gewöhnlich auswärts ſehr über die Dauer des Beifalls, welcher Raupach vom Berliner Publikum gezollt ward. Seine wirkliche Blüthezeit, das heißt die Zeit, wo das Publikum ſich für ſeine Stücke wirklich enthuſiasmirte oder ſie doch mit Beifall und Be-

hagen aufnahm, hat nicht viel länger gedauert als bis Ende der Zwanziger, höchstens Anfang der Dreißiger: also genau nur so lange wie die Restaurationsepoche selbst, die bekanntlich mit der Julirevolution moralisch zu Grunde ging und deren letzter dramatischer Leibpoet Raupach ebenso ist, wie Müllner, Houwald und Grillparzer ihre ersten waren. Schon zu Anfang der Dreißiger, als Raupach noch sehr vergnügt den endlosen Flachs seiner Hohenstaufen-Spindel abspann, hatte das Publikum (und zum Theil sogar die Schauspieler) ihn bereits herzlich überdrüssig; man sehnte sich sehr nach etwas Neuem, Frischem, und die gehäuften Niederlagen, welche Raupach schon seit dem Jahre vier oder fünf und dreißig an der Königlichen Bühne erlitt, als da waren Themisto, Prinz und Bäuerin, Boris Godunow ꝛc. erregten schon damals viel heimliche Schadenfreude. — Raupach wußte das; er wußte auch, daß die Kritik ihn überhaupt nur sehr gering achtete; ja noch in der lebhaftesten Epoche seiner theatralischen Wirksamkeit mußte er es erleben, daß die Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, ein Blatt, das damals bekanntlich fast officielles Ansehen hatte, eine wahrhaft vernichtende Kritik seiner dramatischen Dichtungen (von Roetscher) brachten.

Allein was fragte Raupach nach der Kritik? Gerade soviel wie nach dem Murren des Publikums. Ein Sieg

freute, eine Niederlage kümmerte ihn nicht; hatte ein Stück von ihm nicht gefallen, ſo nahm er es mit kaltblütigſter Ruhe zurück; es war eben ein Geſchäft, das er betrieb, und bei einem Geſchäft, das verſteht ſich von ſelbſt, können nicht alle Speculationen glücken. Auch war ihm ja die Hauptſpeculation ſo vollſtändig gelungen, daß einzelne Niederlagen daran nichts mehr ändern noch verderben konnten; ein vortheilhafter Contract ſicherte ihm auf eine Reihe von Jahren die Aufführung aller Stücke, die irgend aus ſeiner Feder hervorgehen würden, zu einem Honorarſatze, der im Vergleich zu dem ſonſt üblichen nicht blos ſehr anſtändig, ſondern ſogar glänzend genannt werden mußte, und mit Rückſicht auf den es ſich denn freilich erklärt, warum Raupach eine Zeit lang nichts als ſechsactige Tragödien ſchrieb — jeder Act waren funfzig Thaler mehr.

Erſt mit Anfang der vierziger Jahre, wo denn nun freilich eine ganz neue Zeitrichtung und auch ein ganz neuer poetiſcher Geſchmack zur Herrſchaft gekommen war, endete dieſe wunderſame Gewaltherrſchaft. Sein Rücktritt war unbeklagt, zum Theil ſogar von Ziſchen begleitet, wie der Rücktritt von Tyrannen zu ſein pflegt; mit jener Undankbarkeit, die wir im Eingang dieſes Aufſatzes charakteriſirt haben, vergaß das Publikum die Dienſte, welche der Dichter ihm in früheren Jahren

Digitized by Google

geleistet und hatte nur noch ein Gedächtniß für seine Schwächen.

Seitdem lebte er in grilliger Zurückgezogenheit auf wenigen Umgang beschränkt, seine Verachtung des Publikums, der Bühne, ja der Kunst selbst laut und unumwunden äußernd. Die Ereignisse von Achtundvierzig erschütterten ihn außerordentlich; sowohl seine geselligen Verbindungen als die vieljährigen Dienste, die er der Restauration geleistet, hatten ihn zu einer Art von hausbackner Loyalität gebracht, die durch den scheinbar so plötzlichen Hereinbruch der Revolution sich aufs empfindlichste verletzt fühlte. Er suchte einen Anhaltspunkt, indem er sich, vier und sechszig Jahre alt, mit einer berliner Schauspielerin vermählte, die er seit fast zwanzig Jahren kannte und schätzte und die ihm denn auch den Abend seines Lebens nach Möglichkeit erheitert hat. Selbst zu neuen dramatischen Arbeiten (der Regelspieler, der Dolch) fühlte er sich begeistert; dieselben sollten der siegenden Reaction zur Stütze dienen, erregten jedoch in Wahrheit, als traurige Produkte der Altersschwäche, nur das Hohnlachen der Gegner und das noch kränkendere Achselzucken der alten Freunde.

Und so ist er endlich zu Anfang des Jahres 1851 heimgegangen, vom Publikum unbeklagt, fast unbeachtet, und wiewohl sein äußeres Leben glücklicher gewesen ist und reicher an Erfolgen, als das der meisten deutschen

Dichter, besonders der Theaterdichter — er hatte doch wie Schlemihl seinen Schatten verloren; wer wagt zu behaupten, daß er glücklich gewesen?! — —

Derselbe Ausruf wie an diesem späten, drängt sich uns auch an Jean Baptiste Baison's nur allzufrühzeitigem Grabe auf. Auch Baison's Leben ging aus ärmlichem, freudlosem Dunkel hervor; selbst der wohlthätige Halt der Familie, wie er dem jungen Raupach doch noch immerhin zu Theil geworden war, blieb ihm versagt. Jean Baptiste Baison wurde am 24. October 1812 in Hattersheim bei Mainz geboren. Kurz darauf wurde das Haus seiner Aeltern durch die Russen, welche bei der Verfolgung der Franzosen auch nach Hattersheim gekommen waren, in Brand gesteckt; sein Vater, der nach Angabe unserer früher erwähnten Quelle der Sohn wohlhabender französischer Emigranten war, kam dadurch um alles das Seinige. Er mußte Hattersheim verlassen und schätzte sich glücklich, in Mainz eine kleine Stelle bei der Polizei zu erhalten, durch die er sein Leben nothdürftig fristete.

Baison's Kindheit war unter diesen Umständen höchst traurig. Sein Vater war nicht blos arm, er war auch roh und gewaltth. Die Mutter war durch häufige Mißhandlungen bereits abgestumpft und gleichgültig geworden; um so schutzloser waren die Kinder der Wildheit des Vaters Preis gegeben, der sie oft um der ge-

ringfügigsten Ursache willen den grausamsten Züchtigungen unterwarf.

Doch konnte weder Armuth noch Mißhandlung die frische Jugendkraft brechen, die in Jean Baptiste schäumte. Noch in reiferen Jahren zeichnete Baison sich nicht nur durch seine hohe schlanke Gestalt, seine scharfgeschnittenen geistreichen Züge und den leuchtenden Glanz seines dunkeln, fast stechenden Auges, sondern auch durch die seltene Geschmeidigkeit seiner Glieder aus, die seinem ganzen Auftreten, sowohl auf der Bühne wie im gewöhnlichen Leben, eine eigenthümliche Elasticität verlieh. Zu dieser Geschmeidigkeit hatte er den Grund schon in seinen frühesten Knabenjahren gelegt; in allen körperlichen Uebungen wohlerfahren, ein ebenso gewandter wie unerschrockener Ringer, der verwegenste Kletterer weit und breit, war er der Anführer aller tollen und übermüthigen Streiche, die in dem ganzen Stadtviertel verübt wurden. Der ungenannte Biograph theilt in dieser Beziehung einige Züge mit, die wohl werth sind auch hier aufbewahrt zu werden. „Von zwei Messerklingen verfertigte er sich Schlittschuhe, auf denen er mit seltener Gewandtheit zu laufen verstand; mit der Schlüsselbüchse übte er sich im Schießen und brachte es so weit, daß er das Schwarze auf funfzig Schritte traf.“ Vor Allem aber wird seine verwegene, fast beispiellose Fertig-

keit im Schwimmen gerühmt. „Mit gebundenen Händen und Füßen", erzählt sein Biograph, „ließ er sich in den Rhein werfen, schwamm auch wohl unter kleinen Fahrzeugen durch und ging endlich eine Wette ein, daß er dasselbe Wagstück auch mit einem Dampfschiff ausführen würde". Das Bild, das uns davon erhalten, ist gar poetisch und anmuthig: mit einer Weidenkrone geschmückt, schwamm er lustig auf ein großes Dampfschiff zu, welches vollen Laufes den Rhein herunter kam, tauchte dichte vor demselben unter und erschien glücklich wieder auf der andern Seite, zum großen Jubel der Passagiere des Schiffes, welche den kühnen Schwimmer schon verloren geglaubt hatten. Ein anderes Mal war er gegen das Verbot seines Vaters ins Wasser gegangen und befand sich mitten im Strom, als er diesen plötzlich über die Brücke kommen sah. Voll Schrecken, wohl wissend, welches Schicksal ihn zu Hause erwartete, tauchte er sich tief unter und schwamm eine weite Strecke unter dem Wasser hin; als er wieder an die Oberfläche kam, befand er sich jenseits der Schiffsmühlen, die auf dem Rheine liegen — ohne es selbst zu wissen, war er unter denselben hinweggeschwommen. —

Für einen Knaben von so feurigem Temperament war es denn freilich eine schwere Aufgabe, da er sich plötzlich den Wissenschaften widmen sollte. Und nicht

Digitized by Google

blos den Wissenschaften schlechthin, sondern der entsagungsreichsten und demüthigsten aller Wissenschaften, nämlich dem geistlichen Studium. Die Familie war katholisch; bei der großen Armuth derselben, glaubte der Vater für die Zukunft seines Sohnes nicht besser sorgen zu können, als indem er ihn zum Priester bestimmte, womit die unentgeltliche Aufnahme auf das Gymnasium verbunden war. Was das junge brausende Herz bei dem Gedanken empfand, dereinst unter der Priesterkutte der Welt und ihren Freuden absterben zu müssen, davon ist uns nichts aufbewahrt. Die wissenschaftlichen Studien jedoch, mit denen er den Anfang seiner Laufbahn zu machen hatte, zogen ihn, wie sein Biograph versichert, aufs lebhafteste an, so daß er mit wahrem Feuereifer über seinen Büchern lag und bald die Mehrzahl seiner Mitschüler überflügelt hatte. Auch zeigte er noch in späteren Jahren ein lebhaftes Interesse für wissenschaftliche Bildung jeder Art, in einem Grade, wie man es bei seinen Standesgenossen nur in den allerseltensten Fällen findet.

Aber wie hätte ein so regsamer, so ungestümer Geist, mit diesen phantastischen Neigungen und Trieben, wohl dem Zauber entgehen können, den die Bühne erfahrungsmäßig auf jede, selbst die kälteste jugendliche Natur ausübt? Das Mainzer Theater stand damals gerade unter der Direction von Haacke und gehörte bei weitem zu

den besseren Bühnen dieses Ranges; einzelne ausgezeichnete Talente, die späterhin die deutsche Bühne mit ihrem Ruhm erfüllten, wie Theodor Döring, gehörten ihr an und verliehen den Darstellungen einen ungewöhnlichen Reiz.

Auch Baison wurde davon ergriffen. Der Zwang im Seminar, in das er jetzt nach zurückgelegten Schulstudien eingetreten war, verbunden mit der Roheit und Noth im älterlichen Hause auf der einen und auf der andern Seite der blendende Zauber der Theaterwelt mit ihrer Ungebundenheit und ihren lustigen Abenteuern, versetzten sein junges Herz in einen Kampf, welchem er nur allzubald erlag. Ohne daß die nähere Veranlassung uns erhalten wäre, verließ er im Februar 1831 heimlich das Seminar und begab sich nach Straßburg, in der Absicht, der Fremdenlegion, die sich in jener Zeit daselbst zusammen fand, beizutreten. Allein der Anblick dieser zerlumpten, halb verhungerten Gestalten war dem neunzehnjährigen Jüngling denn doch zu abschreckend; auch war es ihm weit weniger um den Kriegsdienst, als um die Freiheit zu thun gewesen, und da er diese nun hatte, wem hätte er sie anders opfern können, als der stillen Geliebten seines Herzens, dem geheimen Gegenstande seiner kühnsten Wünsche, der Muse des Theaters?

So finden wir ihn also wenige Wochen nach seiner Flucht im März 1831 bereits bei einer jener „Schmie-

ren", wie man dergleichen umherziehende Gesellschaften der niedrigsten Gattung in der Handwerkssprache zu nennen pflegt und wie sie den garstigen und übelklingenden Namen der Regel nach nur allzu sehr verdienen. Man muß in Baison's eigenem Tagebuche aus dieser Zeit, das durch einen glücklichen Zufall erhalten ist und das der Herausgeber des mehrgenannten Denkmals vollständig mitgetheilt hat — man muß, sage ich, in diesen fragmentarischen Selbstbekenntnissen, die aber alle den Stempel der lautersten Wahrheit und Einfachheit an sich tragen, nachlesen, mit welchen Entbehrungen der angehende Künstler damals gerungen und durch welche Dornen des Unglücks, welche Sümpfe der Gemeinheit er sich hat zu seinem Ziele hindurch arbeiten müssen. Um denjenigen unserer Leser, welche mit dieser Nachtseite des Künstlerlebens unbekannt sind, wenigstens einen flüchtigen Blick auf dieselbe zu verschaffen, wollen wir einige dieser Tagebuchblätter hier einschalten; den Zusammenhang wird sich der Leser ohne Mühe ergänzen.

Unterm 27. October 1831, nach seinem ersten Besuch bei der Kammerhuber'schen Gesellschaft, die ihm nach dem Bankerott seines früheren Prinzipals, eines Herrn Weinschrötter, ein willkommenes Asyl bot, schreibt er: „Ich ging zur Clique, um zu sehen, wie es aussieht. Der Director trägt selbst die Zettel und pappt sie an;

die erste Liebhaberin singt Abends im Wirthshaus und ihr Vater geht mit dem Teller herum und sammelt. Ich verblüffte sie Alle mit einander. Lauter arme Kerls!"

Und am folgenden Tage: „Heute wurde aufgeführt: Der Schutzgeist; ich mußte darin Otto, den deutschen Kaiser, spielen; bekam die Rolle erst Mittag zwei Uhr und Abends sollte die Vorstellung sein. Ich spielte ihn. Auf meinen Theil fielen 29 Kr. Otto! Otto! 29 Kr.!"

„Donnerstag, den 3ten. Gestern Abend ging ich in ein Bierhaus; da kam ein Gendarm und forderte mir meinen Paß ab. Ich gab ihn, allein er war abgelaufen ... und deshalb nahm er mich fest und steckte mich ein. Ich mußte die ganze Nacht im Loch stecken bleiben, und Morgens um 7 Uhr kam der Kerl und holte mich ab nach Weilheim aufs Landgericht — Hölle! Um $2^1/_2$ Uhr kamen wir an; ich parlirte furchtbar und erhielt hierauf visirt nach Murnau."

„Montag den 15ten. Heute wurde aufgeführt: Der Schinderhannes. Ich verarbeitete Görgel (Liebhaber). Die Darstellung gefiel sehr. Dann folgte der Nachtwächter — ego den Zeisig, Prüller Wachtel. Wenig gewußt. Dann folgt Salomon's Urtheil, ich Eliphal. Die Vorstellung gelang im Ganzen. Der Theil erhielt 21 Kr."

Digitized by Google

„Freitag, den 19. Heute die Räuber auf Maria Kulm. Ich fiel gänzlich durch, doch war es gut für Weilheim, und dann bekam ich sehr schlecht souflirt. Gewitterkeil! 7 Kr. auf den Theil. Dank Ihnen, das ist noch nicht auf einen Zahn!“

„Mittwoch, den 11ten December. So eben erfahre ich, daß wir nicht spielen dürfen, wegen 50 Fl. Schulden. Schöner Kredit! o elende Schmiere! Ich werde mich gewiß schieben. — Wir durften spielen; die Wirthin hatte sich erweichen lassen. Die Vorstellung fiel gänzlich durch; auf den Theil 4 Kr.“

Noch früher schreibt er einmal aus der Gegend von St. Gallen, wo er mit der Bande eines Hrn. Deny umherzog: „Ich logire hier bei einer Frau, die hat den Teufel im Leib; so eben hat sie mir angekündigt, daß ich nichts mehr zu essen bekommen würde. Nun Glück zu! ich werde doch leben! Vor mir liegt ein Stückchen Brot, und ein Schoppen Wasser steht dabei; ein herrliches Nachtessen! guten Appetit!“

Bei einem solchen Leben wird man es begreifen, wenn selbst den enthusiastischen Kunstjünger mitunter eine gewisse Kleinherzigkeit befiel und der Wunsch in ihm lebendig ward, er möchte diese verhängnißvollen Bretter niemals betreten haben. „Einen guten Morgen!“ schreibt

er den Tag nach dem eben erwähnten frugalen Abendeſſen: „Dieſen Mittag aß ich für vier Kreuzer Brot und trank einen Schoppen Bier dazu, und das war gut — o wäre ich doch nach Polen gegangen! Es liegt mir nichts mehr an meinem Leben — Schauſpieler bin ich nicht — viel glaube ich nie zu werden — o hätte ich ein Handwerk gelernt und wäre ein roher Kerl geblieben — da wäre mir beſſer. Welch ein Leben beim Theater als Anfänger, und gar bei ſolch einem! Für's Souflieren habe ich mich nicht engagiren laſſen; drum will ich machen, daß ich wegkomme. Noch nicht einmal ſatt zu freſſen! . . . . . Dieſen Abend wird der Dorfbarbier aufgeführt. — Ich wollte ich wäre nie Schauſpieler geworden!“ —

Aber noch ſchlimmer als Froſt, Hunger und Verlaſſenheit, war die Gemeinheit der Geſinnung, die bei dieſen kläglichen Unternehmungen herrſchte und Angeſichts deren von künſtleriſchen Zwecken und künſtleriſcher Begeiſterung gar keine Rede mehr ſein konnte. In der Schauſpielkunſt iſt mehr Handwerksmäßiges als in allen übrigen Künſten; darum iſt ſie auch mehr als alle übrigen der Gefahr ausgeſetzt, zum bloßen Handwerk herabgewürdigt zu werden. Alle übrigen Künſtler zahlen nur mit ihren Ideen, nur mit der Arbeit ihres Geiſtes und ihres Talents: der Schauſpieler zahlt zugleich mit

ſeiner Perſon. Das erhöht den Reiz des Schauſpielerlebens gewiß ganz außerordentlich und macht den Triumph eines Theaterabends gewiß zu einer der großartigſten und gewaltigſten Erregungen, deren der Menſch fähig iſt. Aber es liegt eben dadurch auch wiederum die Gefahr ſehr nahe, die perſönlichen Zwecke und Rückſichten zu den hauptſächlichen, wenn nicht gar zu den einzigen zu machen und die Kunſt nicht blos wie ein Handwerk, ſondern auch wie ein Schmarotzer, und wenn die Zeiten für das Schmarotzen zu ſchlecht ſind, wie ein Bettler zu treiben.

Ueberhaupt aber giebt es keine zweite Kunſt, die ein ſolches Aufgeben der Perſönlichkeit verlangt und dabei doch die Perſönlichkeit fortwährend ſo herausfordert, wie die Schauſpielkunſt. Nicht blos, wie wir in der Einleitung ſagten, die Zeiten ſind vorüber, wo man ſich Dichter und Künſtler nur als zerlumpte Vagabonden denken konnte, ſondern auch daran glaubt man nicht mehr — und glaubt mit Recht nicht mehr daran — daß ein Genie auch nothwendig liederlich ſein und die Geſetze der Sitte und der bürgerlichen Ordnung mit Füßen treten muß. Aber für den Schauſpieler hat dieſe alte Tradition allerdings noch eine gewiſſe Wahrheit, eine verhängnißvolle. Was weiß der Blinde von der Farbe? und wie will der Schauſpieler die unermeßliche Tonleiter der Leidenſchaften zur Darſtellung bringen, zur leibhaften, hand-

Digitized by

greiflichen Darstellung, wenn er sie nicht selbst leibhaftig durchgemacht hat? Wie will er den Trunkenbold, den Spieler, den Wüstling darstellen, wenn er nicht selbst wenigstens mit Trunkenbolden, mit Spielern, mit Wüstlingen in Verkehr gestanden hat? Man steht aber mit dieser Gattung von Leuten nicht in Verkehr, ohne den Dämonen, von denen sie beherrscht sind, nicht auch für seine eigene Person wenigstens einige Opfer zu bringen. Die Schauspielkunst soll so wenig ein Freibrief für Liederlichkeit und Ausschweifung sein, wie irgend eine andere Kunst: aber eine gewisse dunkle Region voll sittlicher Gefahren und Kämpfe liegt allerdings in der Laufbahn jedes Schauspielers und glücklich derjenige, der diese Kämpfe wenigstens so besteht, daß die Narben davon nicht Zeitlebens sichtbar bleiben!

Eine andere merkwürdige Erscheinung, welche fast ohne Ausnahme in der Geschichte aller Schauspieler wiederkehrt, die in der Folge etwas Ausgezeichnetes und Ungemeines geleistet haben, besteht darin, daß ihr Talent sich sehr langsam, fast schwerfällig entwickelt; dieselben Künstler, die späterhin das Entzücken des Publikums und den Stolz der Bühne bildeten, haben gewöhnlich Jahre hindurch für vollständig ungeschickte und unbefähigte Subjecte gegolten. Einer der ersten Künstler, deren sich das deutsche Theater in diesem Augenblick erfreut, der schon genannte Theodor Döring, hat uns selbst zu

wiederholten Malen mit lachendem Munde erzählt, wie der Director nach seinem ersten Auftreten nahe daran gewesen, ihn mit tausend Flüchen von den Brettern herunter zu werfen. Ebenso ist es von Ludwig Devrient bekannt, daß auch er, der späterhin die tiefsten Schätze dramatischer Darstellungskunst entfalten sollte, Jahrelang für einen der hölzernsten Gesellen galt, welche jemals die Bühne betreten. Dasselbe ist uns von Seydelmann, dasselbe von unzähligen Anderen überliefert, die während ihrer Lehrjahre bald der Spott, bald das Mitleid ihrer Kollegen waren, um sich dann auf einmal, oft in Folge einer ganz äußerlichen, ganz zufälligen Veranlassung, in einer Kraft und einem Glanze zu entfalten, die ihnen noch wenige Stunden zuvor selbst ihr intimster Freund nicht zugetraut hätte.

Aber auch dies erklärt sich durch das viele Handwerksmäßige, Mechanische, das gerade mit der Kunst des Schauspielers verbunden ist. Gerade je tiefer eine Natur angelegt ist, je innerlicher sie arbeitet, je ernster sie es mit ihrer geistigen Aufgabe nimmt, je schwerer wird es ihr fallen, diese vielen kleinen und doch so unentbehrlichen, so wichtigen Aeußerlichkeiten zu beachten, je ängstlicher wird das Bewußtsein dieser Schwierigkeit sie machen, je häufiger wird der Darsteller sich dadurch die Wirkung seiner besten Absichten und Einfälle verderben — bis

dann endlich ein glücklicher Moment, vielleicht ein Moment innerer Angst und Desperation, das Gängelband der Reflexion zerbricht und den Künstler plötzlich auf eigene Füße stellt.

So darf es uns denn nicht Wunder nehmen, daß auch Baison (oder wie er sich in den ersten Jahren seiner Künstlerlaufbahn nannte, vielleicht im Bewußtsein jenes heitern Muthes und jener Lebensfreudigkeit, die seine Knabenjahre verklärt hatte, der Schauspieler Frühling) nur sehr langsame Fortschritte machte und bei den „Schmieren", mit denen er heut hier, morgen dort, bald am Rhein, bald in der Schweiz, bald in Baiern, Sachsen ꝛc. umherzog, im Allgemeinen nur als ein höchst unbedeutendes Subject bekannt ward. Noch im Frühjahr 1833 begegnete es ihm in Halle, daß die damalige Demoiselle Reimann, spätere Frau Düringer, eine geschätzte Künstlerin, sich als Jungfrau von Orleans aufzutreten weigerte, so lange Baison neben ihr den König spielte; mitten in der Probe wandte sie sich plötzlich von ihrem Mitspieler ab und rief dem Director zu: mit diesem Esel kann ich nicht spielen! „Der Director (erzählt der Biograph weiter), ein roher und ungebildeter Mann, dabei ängstlich bemüht, sich dem nutzenbringenden Gaste angenehm zu machen, fuhr mit Heftigkeit auf Baison los, nahm ihm die Rolle ab und schrie ihm zu: Sie sind entlassen, Sie Esel! . . . . ."

Die unmittelbare Folge dieses schmachvollen Auftritts, mitten vor allen Collegen, war ein heftiger Blutsturz, der den bis dahin so kräftigen jungen Manne dem Tode nahe brachte. Einsam, von jeder menschlichen Hülfe verlassen, lag er mehre Tage in der Dachkammer eines elenden Wirthshauses; ein Aufwärter, dem er, um sich wenigstens ein paar Groschen zu verschaffen, seine Pfeife zum Verkauf übergab, nahm die Pfeife und ließ sich nicht wieder sehen. Wer will die Bitterkeit der Empfindung ermessen, die damals die Seele des jungen Künstlers erfüllt, und wer will den Stein wider ihn aufheben, wenn von solchen unseligen Erfahrungen noch für spätere Zeiten ein Rost übrig geblieben, der das reine Metall zuweilen mit einem gewissem Anhauch zu verdunkeln drohte?

Und doch sollte das alte Sprüchwort von der Hülfe, die gerade da am Nächsten, wo die Noth am größten, sich auch diesmal bewähren. Jene Bühne von Lauchstädt, welche Goethe einst errichtet und Schiller durch die edelsten Producte seines Geistes eingeweiht hatte, war um diese Zeit ebenfalls einem richtigen „Schmieren-Führer“ anheim gefallen, für dessen künstlerische Anforderungen selbst der so schmählich von den Brettern gewiesene Baison noch immer nicht zu schlecht war. Und siehe da, die seltsame Wahl belohnte sich; sei

es, daß die Katastrophe in Halle seine ganze Energie emporgerüttelt, sei es, daß die körperliche Krankheit zugleich eine geistige Krisis befördert hatte, genug, der bis dahin so vielfach Verspottete, dem nichts hatte glücken, nichts hatte zutreffen wollen, zeigte sich plötzlich als ein bemerkenswerthes Talent. In Kurzem war Baison der Günstling des Publikums, die Stütze und der Mittelpunkt der Gesellschaft.

Nur war leider dieser persönliche Beifall, welchen Baison erwarb, noch immer nicht im Stande die leere Kasse des Unternehmers zu füllen; die „Schmiere" ging, wie gewöhnlich, in Bankerott und Elend aus einander, und wiederum sah der junge Künstler sich einem unsteten Wanderleben in die Arme geschleudert.

Wiewohl ihn dasselbe jetzt doch allmählig auf etwas bessere, anständigere Stationen führte. Noch im Herbst 1833 spielte er bei dem bekannten Kunstenthusiasten, dem Grafen Hahn, der damals die Direction in Magdeburg führte. Von Magdeburg kam er nach einem vergeblichem Versuch, ein Engagement bei dem „alten Schmidt" in Hamburg zu finden, nach Danzig, wo das ganze Kunstleben nun schon einen höheren Anstrich gewann. Baison selbst spielte hier bereits den Hamlet, eine Rolle, die seiner eigenthümlich grübelnden, selbstquälerischen Natur mit am besten zusagte und die in manchem Betracht den Gipfel seiner Kunst-

Digitized by Google

leistungen bildete. Auch führte er hier bereits die Regie und legte dadurch den Grund zu jener technischen Bühnenkenntniß, die ihn später in so hohem Grade auszeichnete und durch die er selbst auf unsere jüngste dramatische Literatur nicht ohne wesentlichen Einfluß geblieben ist.

Bald jedoch gerieth er auch hier wieder mit dem rohen und ungebildeten Director in allerhand Zerwürfnisse, welche ihn bestimmten, Danzig nach kaum einjährigem Aufenthalt heimlich zu verlassen und sich zum zweitenmal auf Gnade oder Ungnade — das heißt auf Gefallen oder Nichtgefallen, wovon die Gültigkeit des zum voraus abgeschlossenen Contractes abhängig sein sollte — jenem Hamburg zuzuwenden, das ihn schon einmal so gewaltig angelockt hatte und das von da ab der eigentliche Mittelpunkt und leider auch das Grab seiner künstlerischen Thätigkeit werden sollte.

Hamburg genoß damals, in Mitte der dreißiger Jahre, noch eines außerordentlichen theatralischen Ruhmes. Waren auch die großen Schröder'schen Zeiten, wo die Hamburger Bühne die erste Deutschlands gewesen und Shakspeare und Goethe von Hamburg aus ihren Weg über die deutschen Theater angetreten hatten — waren diese großartigen und unvergeßlichen Zeiten auch längst vorüber, so hatte die einsichtsvolle und energische Leitung von Schmidt und Lebrun der Hamburger Bühne doch noch immer den Ruhm

erhalten, eine der thätigſten und ſolideſten von ganz Deutſchland zu ſein. Namentlich die ſtrenge Zucht des alten Schmidt, in dem noch die Tradition jener Schröder'ſchen Epoche lebte, hatte das Hamburger Stadttheater damals zur wahren hohen Schule der deutſchen Schauſpielkunſt gemacht; hier hatte ſo eben Emil Devrient die friſcheſte Blüthe ſeines anmuthsvollen und liebenswürdigen Talentes entfaltet, hier leuchtete zu derſelben Zeit Döbrings glänzendes Geſtirn, hier ſollte nun auch Baiſon die entſcheidende Probe ablegen.

Dieſelbe fiel ſo glücklich aus, wie ſein brennendſter Ehrgeiz es nur immer hatte wünſchen können. Gleich nach ſeiner erſten Rolle (Hamlet) wurde er nicht nur vom alten Schmidt, ſondern auch von der Kritik für würdig befunden, in jenen ausgezeichneten Künſtlerreigen einzutreten, der damals die Hamburger Bühne verſchönte; vor Kurzem noch überglücklich mit der Gunſt des obſcuren Lauchſtädter Publikums beehrt zu werden, ſah er ſich von ſeinem erſten Auftreten an als Liebling des ſchwerbefriedigten, durch die größeſten Meiſter verwöhnten Hamburger Publikums. Hatte vorhin das Unglück ihn geſtählt, welche Schwingen mußte erſt dieſer über die Maßen glückliche Erfolg ſeiner Seele verleihen! wie mußte Alles, was von Talent, Kraft und künſtleriſchem Humor in ihm keimte, wie mußte es emporwachſen und ſich zur

fröhlichsten Blüthe entfalten an diesem wohlthätigen Sonnenstrahl des Glücks!

Auch versichern stimmfähige und vorurtheilsfreie Beurtheiler, welche Gelegenheit hatten, Baison damals und in spätern Jahren zu sehen, daß er allerdings später in manchen Einzelnheiten bedeutender und reifer gewesen: dafür aber habe auf jener ersten Hamburger Epoche ein Schmelz und eine Frische gelegen, gleichsam ein Thau des Glücks, sich wiederspiegelnd in übermüthiger Farbenpracht, wie es dem Künstler selbst in seinen reifsten Jahren nicht wieder vergönnt gewesen.

Und hier möchte zur Vervollständigung unseres Lebensbildes wohl der Ort sein, einiges Nähere über die eigenthümliche Art der Baison'schen Darstellung einzuschalten. Dieselbe unterschied sich von dem, was wir sonst von unsern „ersten Liebhabern" zu sehen gewohnt sind, sehr wesentlich; ja ohne Baison's Talent zu nahe zu treten und obwohl er, als ein in jeder Hinsicht reichbegabter und hochgebildeter Schauspieler, auch in eigentlichen Liebhaber- und Heldenrollen noch immer Vortreffliches leistete, so darf man doch behaupten, daß blos sentimentale, blos leidenschaftliche Rollen, wie die sogenannten „ersten Liebhaber" meistens sind, ihm weniger zusagten. Dazu hatte die ernste Schule, die er als Künstler zurücklegen mußte, seine Unbefangenheit zu sehr gebrochen,

Digitized by Google

die Fülle ſeines Herzens zu ſehr erkältet, ſeine kindliche Hingabe an die Welt zu ſehr enttäuſcht; dieſer Kopf hatte zu hart, zu peinlich denken, dieſes Auge die geheime Miſere ſeiner Umgebung zu ſcharf durchſpähen müſſen, als daß er nicht etwas eingebüßt hätte von jener Naivetät, jener Unmittelbarkeit und Friſche, durch welche Rollen der bezeichneten Art ihren hauptſächlichſten Reiz erhalten.

Und ſo befand Baiſon ſich auf ſeinem eigentlichen Gebiete vielmehr in ſolchen Rollen, in denen der Gedankeninhalt die Empfindung überwiegt oder ihr doch eine weſentliche Färbung verleiht. Je tiefer, je ſkeptiſcher dieſer Gedankeninhalt, je verwegener die Reflexion am Abgrund der Selbſtvernichtung taumelte, je größer die Lebendigkeit, je unwiderſtehlicher der Erfolg, mit dem Baiſon ſie zur Darſtellung brachte. Baiſon war der eigentliche Darſteller jener Zerriſſenheit und ſittlichen Entzweiung, wie ſie übrigens durch die damalige deutſche Literatur geht, und wie auch die erſten und bedeutendſten dramatiſchen Verſuche derſelben ſie uns repräſentirten. Gutzkow namentlich hat für die Helden ſeiner früheren Dramen keinen vollendetern, der Idee des Dichters entſprechendern Darſteller gehabt, als Baiſon; auch werden wir ſogleich noch von dem Verhältniß zu ſprechen haben, das ſich

zwischen dem Dichter des Werner und unserm Künstler persönlich anknüpfte.

Am allergroßartigsten aber zeigte das Talent dieses Darstellers sich in solchen Rollen, wo die Tiefe der Reflexion und die Schärfe des Skepticismus sich wie ein zweischneidiges Schwert gleichzeitig gegen sich selbst und gegen die Umgebung wendet. Dieser Künstler hatte in den dornigen Anfängen seiner Laufbahn nicht nur das Publikum verachten gelernt: er hatte auch in das Treiben der Künstler, ja in seine eigene Brust hatte er Blicke gethan, die ihn mit Unwillen und Verachtung erfüllten. „Die Welt", schreibt er noch kurz vor seinem Tode an einen Freund, „ist von andern Dingen bewegt und läßt sich nicht mehr durch das naive Kunstleben erbauen; nur die flüchtigen Stunden von sechs bis neun Uhr Abends schenkt sie dem Dichter und Künstler zu ihrer eigenen Erholung und Ergötzung, über diese Zeit hinaus verfallen beide der Vergessenheit, und nur die angezündeten Lampen rufen zu neuem kurzen Leben.... Welche Anstrengungen werden um ein bischen Lob gemacht, wie viele Besuche abgestattet, wahre Eiertänze ausgeführt, wie viele Gänge und Wege, wie viele Flaschen Champagner und wie viele Geldrollen spendirt, um nur der lieben Eitelkeit zu dienen! Ich gestehe Ihnen, daß diese traurige Außenseite der Kunst mir schon oft einen

äußeren Zweifel an dem inneren Werth derſelben beigebracht und mich Tage lang verſtimmt hat, ſo daß ich unfähig war ihr zu dienen." —

Allein was mehr? Die Schminke gehört einmal zum Schauſpieler und auch dieſe moraliſche darf ihm nicht erlaſſen werden. Alſo nur immer friſch hineingegriffen in den allgemeinen Farbentopf der Eitelkeit! nur immer die Augenbraunen geſchwärzt und ein hyſteriſches Roth auf die Wangen gepinſelt! Die Welt will es nun einmal nicht anders — und ich ſelbſt rette meine Freiheit, indem ich meine Ketten wenigſtens innerlich verachte!

Aus dieſen und ähnlichen Stimmungen, die wir dem Leſer aus triftigen Gründen überlaſſen müſſen ſich ſelbſt im Einzelnen weiter auszumalen und deren Ausmalung auch Niemand Mühe machen wird, der irgend einmal einen Blick hinter die Couliſſen geworfen oder auch nur in vorübergehendem Verkehr mit Schauſpielern geſtanden hat — aus dieſen und ähnlichen Stimmungen, ſage ich, ging jener großartige, weltverachtende Humor hervor, durch den der Künſtler einzelnen ſeiner Rollen einen wahrhaft dämoniſchen Reiz verlieh. Wer Baiſon als Stephan Forſter in den Gebrüder Forſter, von Karl Töpfer nach dem Engliſchen gearbeitet, geſehen hat, der wird nicht nur verſtehen was wir meinen, ſondern er kann

sich auch rühmen, in den ersten Zweidritteln dieser Rolle, wie Baison sie spielte, etwas von dem Großartigsten gesehen zu haben, das die Bühne jemals geleistet. Auch den Gutzkow'schen Uriel Accosta stattete er mit einzelnen dieser gewaltigen Töne aus; ebenso den Coriolan von Shakspeare, sowie (um in ein ganz entgegengesetztes Gebiet zu streifen) den Lumpensammler von Felix Pyat, eine an sich ziemlich fratzenhafte Rolle, die aber durch Baison (zu dessen letzten Rollen sie überdies gehörte) eine wahrhaft hinreißende Wahrheit und Lebendigkeit gewann. Selbst dem gewöhnlichen Theaterpublikum, ja der Eifersucht, um nicht zu sagen dem Neide seiner Collegen, entging diese Eigenthümlichkeit des Baison'schen Talentes nicht; er spiele, meinten sie, alle Mal in solchen Rollen am besten, wo er seine Umgebung recht herunter machen und maltraitiren, also den Eingebungen seines starren und herrschsüchtigen Charakters recht folgen könne. Hätte man gesagt: er spielt in solchen Rollen am besten, wo er die Ueberlegenheit seiner souverainen, weltverachtenden Natur am Freiesten zur Geltung bringen kann, so hätte man damit schon eher das Richtige getroffen. Und doch hätte auch dabei noch ein wichtiger Zusatz gefehlt: nämlich daß diese souveraine Weltverachtung sich auch zugleich gegen sich selber kehrte, ja daß dieser Humor sich nur darum so wild geberdete und nur darum so grau-

Digitized by Google

ſam gegen ſeine Umgebung war, weil der Künſtler ſelbſt ſich ſo tief unglücklich fühlte.

Denn unglücklich war Baiſon, trotz des glänzenden Fortgangs, den ſeine künſtleriſche Thätigkeit in Hamburg nahm und obwohl er auf den zahlreichen Gaſtſpielen, die er im Lauf der nächſten Jahre auf den Hoftheatern in Wien, Berlin, Dresden ꝛc. veranſtaltete, Beifall, Ruhm und Geld die Fülle einärndete. Er war unglücklich, weil der Zwieſpalt ſeiner Kunſt ihn ängſtigte; auf der einen Seite, welche Erhabenheit, welche Abſtraction von allem blos Subjectiven — und auf der andern Seite welche Dürftigkeit, welche Abhängigkeit von den kleinſten perſönlichen Mitteln, Stimmungen und Zwecken!

Auch ſeine äußere Zukunft ängſtigte den ſeit einigen Jahren verheiratheten und mit Kindern geſegneten Mann. Zwar waren ſeine Einnahmen reichlich und der in der Schule der Armuth und Entbehrung Erzogene, an deſſen Wiege Noth und Jammer mit ſo abſchreckendem Antlitz geſtanden, hielt ſie als guter Hausvater vorſichtig zuſammen. Aber ſein Körper war durch die raſtloſen Anſtrengungen erſchüttert und angegriffen; wer ſicherte ihn für den Fall langwieriger Krankheit oder frühzeitiger Unfähigkeit? wer ſicherte Frau und Kinder für den Fall ſeines plötzlichen Todes? Selbſt dieſe Gunſt des Publikums, die ihn jetzt ſo hoch erhob und ſeinen

Pfad so behaglich ebnete — hatte er nicht an hundert und aber hundert Beispielen gesehen, wie wankelmüthig, wie vergänglich auch sie? Seines Eifers und seiner Kunstliebe war er gewiß: aber selbst wenn die Gunst des Schicksals ihm die körperliche Kraft erhielt — wer sicherte ihm die Gunst des Publikums? Der Geschmack wechselt in Deutschland so rasch, ist so launenhaft, besonders beim Theater; das spröde Publikum, das sich einmal hat zu ungewöhnlicher Wärme hinreißen lassen, kommt so leicht zu ironischer Besinnung über sich selbst und spottet der Begeisterung, in der es sich so eben erst glücklich fühlte — wer steht ihm gut dafür, daß dieser Umschlag der Stimmung nicht auch ihn ereilt? daß nicht auch er in wenigen Jahren schon herabgesunken sein wird zu dem kläglichsten, Gott- und Weltverlassensten Dinge, das es auf Erden giebt — nämlich ein alter armer vergessener Schauspieler zu sein? Ach, man kennt sie im Publikum noch immer zu wenig, die Sorgen, die auf einem Künstlerdasein ruhen, das durch seine natürliche Beschaffenheit den gewöhnlichen Stützen des bürgerlichen Verkehrs entrückt ist und an das der bürgerliche Verkehr seine Ansprüche doch ebenso gut macht wie an alle übrigen; man weiß oder bedenkt noch immer viel zu wenig, unter welchem Thau schmerzlicher, angstvoller Thränen der Lorbeer des Künstlers in den meisten Fällen groß wächst und was

sein Herz verschließt, vielleicht in demselben Augenblick, da Ihr die Frische, die Heiterkeit, die Unbefangenheit seines Talentes bewundert! Molière, der auf den Brettern sterbend zusammenbricht, während das Publikum sich an der Naturwahrheit seines „Eingebildeten Kranken" ergötzt, ist noch immer das eigentliche Symbol der Kunst — und wird es vermuthlich auch noch lange bleiben. ...

Die Verhältnisse unsrer deutschen Stadttheater sind alle sehr prekärer Natur, selbst auch die bedeutendsten nicht ausgenommen; statt ihre Bühnen zu unterstützen und der Kunst in ihren Mauern eine würdige Thätigkeit zu sichern, machen die meisten unserer Städte das Theater sogar noch zu einer Erwerbsquelle, sei es unmittelbar, sei es durch Actiengesellschaften und ähnliche Vereine. Jedenfalls sind die Stadttheater schon wegen der wechselnden Directionen, sowie überhaupt wegen der Unsicherheit ihres eigenen Bestandes, nicht in der Lage ihren Mitgliedern eine dauernde Existenz zu sichern; das Talent wird ausgebeutet, so lange es ergiebig ist oder so lange es dem Publikum gefällt, und dann — sechswöchentliche Kündigung und glückliche Reise, meine Herren!

Das ist der Hauptgrund jenes Uebergewichtes, welches die Hoftheater, als ständige, dem Zufall möglichst enthobene Anstalten, bei uns in Anspruch nehmen und gegen das selbst die geistigen Vortheile, welche die Stadt-

theater durch ihre größere Unabhängigkeit, ihre größere Frische und Regsamkeit durchschnittlich darbieten, zurücktreten müssen; nicht blos, wie das Publikum gewöhnlich glaubt, die größeren Mittel der Hoftheater begründen dasselbe, sondern vielmehr die größere Sicherheit und Zuverlässigkeit dieser Mittel. Darum können unsere Stadttheater für das hervorragende Talent, das eben deshalb berechtigt ist, auch vom Leben eine hervorragende Stellung zu verlangen, immer nur einen Durchgangspunkt bilden; das letzte Ziel des Künstlers, wohin alle Gedanken sich richten, alle Berechnungen sich wenden, muß immer das „Engagement" bei einer „Hofbühne" bleiben, weil nämlich nur die Hofbühnen „lebenslängliche" Engagements haben. Mag es immer sein, daß der büreaukratische Schlendrian, der bei der Mehrzahl unserer Hoftheater herrscht, den Künstler über kurz oder lang moralisch todt macht; mag es sein, daß viele unserer Hofschauspieler nur noch Beamte, nicht mehr Künstler sind und daß die unaufhörlichen kleinlichen Rücksichten, die beschränkte Auswahl des Repertoires, die übermäßige Pflege des äußeren Prunks und Sinnenkitzels, wie das Alles bei unseren Hoftheatern zu Hause ist, endlich auch das reichste Talent stumpf, den feurigsten Geist schlaff und träge macht — das „lebenslängliche Engagement" und die gesicherten Pensionen müssen für Alles entschädigen. — Ob sich freilich nicht durch

eine verbesserte Einrichtung unserer Stadttheater dieser Mangel wenigstens zum größern Theil beseitigen ließe, ob nicht namentlich durch das sehr einfache Mittel, wenn verschiedene benachbarte Städte, ja ganze Landschaften zusammen treten würden, um mit vereinten Kräften eine gemeinsame Provinzialbühne zu gründen, der Hauptpunkt der Frage schon gelöst wäre, das steht auf einem andern Blatte. — Doch würde uns die Erörterung dieses Punktes hier jedenfalls zu weit führen und kehren wir also zu unserm Freunde zurück.

Auch für diesen konnte der Aufenthalt in Hamburg somit nur ein Durchgangspunkt sein, so glänzend und vortheilhaft derselbe allerdings auch war; auch er mußte suchen an eines jener Hoftheater zu gelangen, die nun einmal das Monopol besitzen, eine künstlerische Existenz auf die Dauer sicher zu stellen. Sein Abgang von Hamburg im Herbst sieben und dreißig, sowie die schon erwähnten wiederholten Gastspiele in Wien, Berlin, Dresden, Stuttgart ꝛc. gingen wesentlich aus dieser Absicht hervor.

Aber unsere Hoftheater sind eben Hofinstitute; selbstständige, männliche, sogar vielleicht etwas eigenwillige Charaktere kann man bei Hofe nicht gebrauchen, beim Theater so wenig wie anderwärts. Baison war in seinen Bemühungen nicht glücklich; als Gastspieler auf den

erſten Hofbühnen Deutſchlands willkommen und gefeiert, fand er doch die Thür verſchloſſen, ſobald es ſich um ein dauerndes Engagement handelte. Und als es ihm endlich gelungen war, ein ſolches in Dresden zu erhalten (1838), ſo war daſſelbe mit ſo vielen Mißſtänden verbunden oder ſtellte ſich doch wenigſtens Baiſon's ungeduldigem und ſtürmiſchem Sinne ſo dar, daß er nichts Angelegentlicheres zu thun hatte, als den kaum geſchloſſenen Vertrag wieder zu löſen. Er ging nach Hamburg zurück, von Hamburg nach Frankfurt und wiederum von Frankfurt nach Hamburg; überall als Künſtler aufs Schmeichelhafteſte aufgenommen und von der dauernden Gunſt des Publikums getragen, fühlte er ſich doch verzehrt von der inneren Raſtloſigkeit ſeines künſtleriſchen Strebens, ſowie von der Unzufriedenheit mit ſeiner äußern Lage. Was er auch leiſtete, ihm ſelbſt war es noch immer nicht genug; was er auch ärndete, ihn ſelbſt befriedigte es noch immer nicht. Vor ſeiner Phantaſie ſtand eine Wirkſamkeit, wie ſie ehedem Eckhoff, Schröder und andere Heroen der deutſchen Bühne gehabt; Wiederherſteller der ganzen deutſchen Theaters wollte er werden, er fühlte die Kraft dazu in ſich — warum verſagte das Schickſal ihm die Gelegenheit? warum beförderte es ſo viel ſchwächere, unbedeutendere Subjecte in geſicherte und einflußreiche Stellungen und ließ nur ihn unausgeſetzt auf der Woge des Zufalls treiben?

Digitized by

So versuchte er es denn mit der Literatur; da die Hoftheater sich spröde verschließen, da kein fürstlicher Mäcen sich finden will, wohlan, thun wir uns mit den jungen Schriftstellern zusammen. Sie sind in einigermaßen ähnlicher Lage; auch von ihren dramatischen Versuchen wollen diese Hoftheater, die ja auch den ästhetischen Geschmack des Publikums bestimmen, nichts wissen, auch sie werden kühl über die Achsel angesehen von Denjenigen, deren Beruf es im Gegentheil mit sich bringen sollte, die jungen Keime der Literatur zu schützen und zu pflegen — thun wir uns zusammen! Der Dichter giebt den modernen, zeitgemäßen Stoff, die schöne, künstlerische Form, den interessanten und beliebten Namen; der Schauspieler steuert seine praktische Erfahrung, seine Kenntniß der Bühne und ihrer Bedingungen, endlich die Schöpfermacht seines Talentes bei — es müßte ja nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn diese Allianz nicht endlich doch noch triumphiren sollte!

Daß dies das einzige Motiv gewesen, weshalb Baison die Verbindung mit der jüngern dramatischen Literatur so eifrig suchte, oder daß dasselbe ihm so völlig klar gewesen, wie wir es hier darstellen, fällt uns allerdings nicht ein zu behaupten. Wir selbst haben schon oben auf noch andere, geistigere Zusammenhänge zwischen Baison und der modernen Literatur hingedeutet. Auch

braucht man sich die Lage dieser Literatur selbst nur einigermaßen zu vergegenwärtigen, sowie andererseits den Ueberdruß, den es dem strebsamen Schauspieler nothwendig erregen muß, immer und immer die alten Rollen zu spielen, diese Rollen, die nun schon seit fünfzig und sechszig Jahren die stehenden Artikel der deutschen Theaterwelt bilden, die Jeder schon von diesem oder jenem großen Schauspieler gesehen hat und mit denen sich daher eine frische, unbefangene Wirkung im Grunde gar nicht mehr erzielen läßt — um Baison's fast leidenschaftliche Annäherung an die jüngere Literatur vollkommen begreiflich zu finden. Daß aber das angegebene Motiv ebenfalls mitgewirkt hat, das glauben wir allerdings und das werden uns auch Alle bestätigen, die mit Baison damals in einen näheren Verkehr getreten sind.

Am lebhaftesten und fruchtbarsten war dieser Verkehr mit Gutzkow, der zu derselben Zeit wie Baison in Hamburg und Frankfurt lebte und eben damals seine praktische Thätigkeit für die Bühne eröffnete. Auch der Verfasser dieses Aufsatzes, der ungefähr um die nämliche Zeit seine ersten dramatischen Schnitzer machte, hat sich Baison für vielfache praktische Rathschläge und Fingerzeige, mit denen derselbe ihn dabei unterstützte, dankbar zu bekennen. Späterhin war es besonders Rudolf Gottschall, dessen schönes und fruchtbares Talent Baison in

liebevolle Pflege nahm. — Ob sein Einfluß dabei unter allen Umständen vortheilhaft war und ob die Poesie und die Wahrheit der Charaktere nicht zuweilen verlor, was die Stücke durch seine Rathschläge an scenischer Wirkung gewannen, darüber enthalten wir uns des Urtheils. Im Allgemeinen liebte Baison, wie alle Schauspieler, die starken Effecte, selbst auch wenn diese Stärke mehr scheinbar als wirklich war. Und auch eine andere Schwäche der meisten Schauspieler theilte er, nämlich daß er seine eigene Rolle nicht leicht glänzend, die seiner Mitspielenden nicht leicht dürftig genug bekommen konnte. Uns ist in dieser Hinsicht besonders eine Bearbeitung der Hebbel'schen Maria Magdalena erinnerlich, die er im Sommer siebenundvierzig auf die Hamburger Bühne brachte; da war dem Leonhard kein Wort gestrichen, während der für die Handlung so ungemein wichtige Sekretair zum Schattenhaften, ja zum Unverständlichen zusammengezogen war — weshalb? Ei nun: den Leonhard, den edlen, aufopfernden Charakter, spielte Baison selbst, den künstlerisch wichtigen, aber pathologisch unangenehmen Sekretair ließ er durch den „zweiten Liebhaber" spielen!

Nun ist es freilich wieder sehr leicht über solche Schwächen den Stab zu brechen und sie ohne Weiteres als Eitelkeit und Rollensucht zu verdammen. Allein man erinnere sich an dasjenige, was wir oben über das un-

Digitized by Google

vermeidliche Hervortreten der Persönlichkeit beim Schauspieler gesagt haben und man wird sich versucht fühlen, sein Urtheil ein wenig zu beschränken und zu mildern. —

Wir kommen jetzt an den verhängnißvollsten und letzten Act in Baison's Künstlerleben, an einen Schritt, mit dem er selbst den eigentlichen sichern Boden seines künstlerischen Ruhmes sowohl wie seines bürgerlichen Wohlstandes zu legen gedachte und der ihn in beiden Beziehungen aufs Bitterste enttäuschte — einen Schritt, den selbst jener öfters erwähnte Biograph nicht umhin kann als das „tragische Unrecht" in Baison's Leben zu bezeichnen, „welches er mit seinem Untergang büßen mußte." — Das Hamburger Stadttheater, das seit Schmidt's Tode ebenfalls mehr und mehr zu einer bloßen kaufmännischen Speculation geworden war, vielleicht auch, nach dem Maßstabe des modernen Hamburger Lebens, nicht viel mehr sein konnte, stand (Anfang 1846) aufs Neue zur Verpachtung. Wie das in solchen Fällen zu geschehen pflegt und zwar um so lebhafter, je größer die Stadt und um so beträchtlicher daher auch die Concurrenz, so war auch diese Verpachtung der Gegenstand vielfacher Kabalen und Intriguen; in und außer dem Theater wurde bald für diesen bald für jenen Bewerber Partei gemacht, eine Menge unlauterer, unkünstlerischer Leidenschaften wurden entfesselt, und Publikum und Kunst auf alle

Weise herabgezogen und ausgebeutet. Ueber die einzelnen Stadien dieses Kampfes hier zu berichten, wäre völlig gegen den Charakter dieses Aufsatzes; genug, ein Bewerber trug endlich den Preis davon oder schien doch Derjenige zu sein, der ihn demnächst davon tragen würde, von dem es zum Voraus bekannt war und der es auch selbst niemals in Abrede stellte, daß bei ihm von sogenannten höheren Zwecken und künstlerischen Absichten keine Rede, sondern daß er das Theater lediglich als eine Geschäftssache betrachte, bei der es nur darauf ankomme, die Interessen der Betheiligten möglichst gleichmäßig zu wahren, also den Einen möglichst zu amüsiren, dem Anderen die Kasse möglichst zu füllen — c'est tout!

Und mit diesem Manne (gegen dessen kaufmännische Tüchtigkeit wir damit natürlich ebenso wenig gesagt haben wollen, wie gegen seine geschäftliche Gewandtheit und seine persönliche Redlichkeit) — mit diesem Manne ließ Baison sich verleiten oder verleitete sich auch wohl selbst, gemeinsame Sache zu machen. Schon daß er aus der verhältnißmäßig reinen und idealen Sphäre des darstellenden Künstlers heraustreten und sich in die Sorgen und Verdrießlichkeiten einer Theaterleitung verwickeln wollte, konnte Diejenigen, die Baison's Talent lieb hatten, nicht ohne Besorgniß lassen, besonders wenn sie dabei seinen hef-

tigen, leicht verstimmbaren Charakter in Anschlag brachten. Aber als ob es noch nicht genug gewesen wäre an der Gefahr, in welche er sich damit stürzte, so that er diesen Schritt obenein noch in Gemeinschaft mit einem Manne, dessen völlig abweichende Natur ihm, dem scharfsichtigen Menschenkenner, unmöglich unbekannt sein konnte.

Und ebenso mußte er auch das Hamburger Publikum und die Verhältnisse des dortigen Theaters kennen; er mußte wissen und wußte, wie die Folge zeigte, in der That auch nur zu gut, daß das Hamburger Publikum ebenso abgestumpft ist und ebenso übersättigt wie eins in Deutschland, und daß an dem großen Ruf, dessen die Hamburger Bühne so lange genoß, wenigstens der gebildete Theil desselben (schon Schröder rühmte „seine Galerie") sehr unschuldig war; er mußte sich sagen, daß von dem Momente an, wo er als Director, als Speculant an die Spitze dieser Bühne trat, jenes ideale Moment, auf das er bis dahin so enthusiastischen Werth gelegt hatte, nothwendig nur noch den zweiten Rang einnehmen, ja daß nur allzubald Fälle kommen würden und kommen müßten, wo er dasselbe völlig opfern würde.

In der That hat Baison sich dieses Alles ohne Zweifel gesagt; sein scharfer Verstand, seine genaue Kenntniß des Le-

Digitized by Google

bens ließen darüber gar keinen Irrthum zu. Nicht daß er den Schritt dennoch that, machen wir ihm zum Vorwurf — war es doch nachgerade ein Schritt der Nothwendigkeit geworden; nachdem alle Verſuche, bei einem Hoftheater zu dauernder Verſorgung zu gelangen, geſcheitert waren, blieb ihm vielleicht nichts Anderes übrig; er durfte vielleicht nicht erſt abwarten, bis ein Anderer an die Spitze des Hamburger Theaters treten und ihn auch dieſes Schauplatzes berauben würde.

Darüber alſo kein Vorwurf, keine Klage. Was wir aber recht ſehr beklagen und worin wir, übereinſtimmend mit ſeinem Biographen, allerdings eine tragiſche Schuld erblicken, das iſt, daß er dieſen Conflict von vornherein nicht ehrlich bekannte, daß er vor ſich ſelbſt und vor dem Publikum, ſogar vor ſeinen Kunſtgenoſſen, welche doch am erſten die wahre Lage der Dinge durchſchauen mußten, den Schein zu bewahren ſuchte, als ob ſeine Unternehmung wirklich und lediglich aus künſtleriſchen Motiven hervorgegangen wäre, und als ob er wirklich in Allem, was er als Theaterdirector that und nicht that, ernſtlich nur ſeiner Begeiſterung für das „Schröderſche Kunſtinſtitut“ folgte. Das hat Baiſon, gewiß ſehr gegen ſeinen Willen, aber doch kaum ohne ſein Wiſſen, zu Halbheiten und Zweideutigkeiten verleitet, über die der Verfaſſer dieſes Aufſatzes um ſo lieber

hinwegeilt, als er davon zum Theil persönlich betroffen worden. Die Baison-Maurice'sche Theaterunternehmung vom Frühjahr 1847 war von vornherein eine Unmöglichkeit; trotz der glänzenden Ankündigungen, die ihr vorausgingen und wiewohl Baison dem Publikum wie der Kunst eine Neugeburt der gesammten deutschen Bühne davon versprach, war sie ihrem innersten Kerne nach doch nur eine Speculation wie alle andern; ja der Umstand, daß sie noch mehr zu sein vorgab, mußte ihren unglücklichen Ausgang nur beschleunigen.

Ueber diesen Ausgang selbst könnte der Verfasser hier mit aller Unparteilichkeit berichten, wenn es auf diesen einzelnen Bericht noch überhaupt ankommen könnte; die Stelle, die ihm selbst in dem erneuten Organismus dieser Bühne zugedacht war und in der er allerdings, jung, wie er damals war, der deutschen Kunst etwas zu nützen gehofft hatte, legte er, zur Erkenntniß des Gegentheils gekommen, schon nach den ersten sechs Wochen nieder, und auch während dieser wenigen Wochen war seine Wirksamkeit so beschränkt, ja so gleich Null, daß er gewiß guten Grund hat, sich als vollkommen neutral in dieser Angelegenheit zu betrachten. Doch ist das innere Motiv des Untergangs schon im Obigen genügend dargelegt; die Einzelheiten würden auch hier nur wieder in einen Sumpf von kleinen persönlichen Geschichtchen und Klat-

Digitized by Google

ſchereien führen, in die wir uns ein Mal nicht begeben mögen.

Und doch meinte es das Schickſal noch immer gut mit dem unglücklichen Künſtler; es erſparte wenigſtens ihm und ſeiner Unternehmung die Qual eines langſamen, allmäligen Hinſiechens. Das Jahr Achtundvierzig, wie verhängnißvoll übrigens für das deutſche Theater, hatte doch wenigſtens für Baiſon das Gute, daß er den Mantel der Kunſt und der idealen Intereſſen, mit denen er ſeine Anſtalt noch immer zu drapiren verſuchte, jetzt vollſtändig fallen laſſen konnte; in den Stürmen dieſes Jahres war es ſchon immer genug, wenn Einer ſein Theaterſchiff nur überhaupt noch flott erhielt, nach dem Wie wurde da nicht mehr gefragt. . . . .

Aber die Kraft des Künſtlers hatte ſich in ſo langen, ſo fruchtloſen Kämpfen erſchöpft; das unruhvolle Herz, ſo lange von Sehnſucht und Ehrgeiz und Ungeduld geſchwellt, und nun in ſeiner Sehnſucht, ſeiner Ungeduld ſeinem Ehrgeiz ſo bitter enttäuſcht, verweigerte den Dienſt. Schon ſeit dem Sommer Achtundvierzig hatte Baiſon nicht mehr aufgehört zu kränkeln; ein typhöſes Fieber riß ihn in den erſten Wochen des neuen Jahres raſch dahin. Am 13. Januar hauchte er ſeinen letzten Athem

aus: kaum ſechs und dreißig Jahre alt, viel zu früh für die Kunſt und vielleicht ſelbſt für die Zukunft der deutſchen Poeſie — aber doch noch immer zu ſpät für ſein eigenes Glück. . . .

Verlags-Catalog

des

G. Schwetschke'schen Verlages

in Halle.

1854. 1. September.

Digitized by Google

Digitized by Google

Germar, E. F., Die Versteinerungen des Steinkohlengebirges von Wettin und Löbejün im Saalkreise. In lithograph. Tafeln dargestellt und beschrieben. 8 Lieferungen.

Auch unter dem Titel:

Petrificata stratorum lithanthracum Wettini et Lobejuni in Circulo Salae reperta. Fasc. I—VIII. gr. Fol. 1844—1853. Complet n. 16 Thl.

Hinrichs, H. F. W., Politische Vorlesungen. Unser Zeitalter und wie es geworden, nach seinen politischen, kirchlichen und wissenschaftlichen Zuständen mit besonderem Bezuge auf Deutschland und namentlich Preußen. In öffentlicheu Vorträgen an der Universität zu Halle dargestellt. 2 Bände. gr. 8. 1843. geh. n. 3 Thl. 20 Sgr.

— Ferienschriften. Pfingsten 1844. Die Preußische Petitionsfrage nach provinzialständischem und constitutionellem Gesichtspunkte. gr. 8. geh. n. 15 Sgr.

— — Ostern 1845. Die Deutsche Verfassungsfrage. Darstellung und Kritik der Carlsbader Verhandlungen über die Interpretation des Artikel 13 der Bundesakte. gr. 8. geh. n. 15 Sgr.

— Trier = Ronge = Schneidemühl in staats = und bundesrechtlicher Hinsicht. 1e, 2e, 3e, 4e und 5e Auflage. gr. 8. 1845. geh. n. $2^1/_2$ Sgr.

— Trutz = Rom = und = Jesuiten. Ein Gedenkblatt für römisch- und deutsch = katholische Christen. gr. 8. 1845. geh. n. 10 Sgr.

Digitized by Google

Kalender der Natur. I. Jahrg. Von Dr. Otto Ule und Dr. Karl Müller, Herausgebern der Zeitschrift „Die Natur". Mit Illustrationen von Albert Grell. Schmal 4. 1853. geh. n. 1 Thl.

Krause, Dr. **J. H.,** Angeiologie. Die Gefässe der alten Völker, insbesondere der Griechen und Römer, aus den Schrift- und Bildwerken des Alterthums in philologischer, archaeologischer und technischer Beziehung dargestellt und durch 164 Figuren erläutert. Mit 6 lith. Tafeln. gr. 8. 1854. geh. 2 Thl. 15 Sgr.

Kultur, die, der Gewerbe und des Landbaues. Zeitschrift für Verbreitung naturwissenschaftlicher und geschichtlicher Kenntniß der Gewerbe und der Landwirthschaft unter allen Ständen. Herausg. von Dr. Jul. Schadeberg. Mit xylograph. Illustrationen unter der Redaction von Alb. Grell. Jahrg. 1854. 1s Quartal. gr. 4. geh. n. 25 Sgr.

Müller, Dr. **K.,** Deutschlands Moose oder Anleitung zur Kenntniss der Laubmoose Deutschlands, der Schweiz, der Niederlande und Dänemarks. Für Anfänger sowohl wie für Forscher bearbeitet. Mit Abbildungen. gr. 8. 1853. geh. n. 2 Thl.

Natur, die. Zeitung zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntniß und Naturanschauung für Leser aller Stände. Herausgegeben von Dr. Ule und Dr. Karl Müller, in Verbindung mit E. A. Roßmäßler und andern Freunden. Mit xylogr. Illustrationen. Jahrg. 1852. gr. 4. geh. n. 3 Thl. 10 Sgr.

— Jahrgang 1853. gr. 4. geh. n. 3 Thl. 10 Sgr.

— Jahrgang 1854. 1s Semester. gr. 4. geh. n. 1 Thl. 20 Sgr.

Wird fortgesetzt. — Wöchentlich erscheint eine Nummer. — Auf 6 Ex. in Jahresrechnung das 7te frei.

Digitized by Google

Prutz, Robert, Neue Schriften. Zur deutschen Literatur- und Kulturgeschichte. 2 Bde. 8. 1854.
geh. n. 2 Thl. 24 Sgr.

Schadeberg, Dr. **Jul.,** Skizzen über den Kulturzustand des Regierungsbezirks Merseburg. Erste Abtheilung. (Besonderer Abdruck aus der Hallischen Zeitung im Schwetschke'schen Verlage v. 17. Dec. 1851 bis 16. Juli 1852.) gr. 8. 1852. geh. n. 20 Sgr.

— Gewerbs-Geometrie. Anleitung zum Selbstunterricht für alte und junge Gewerbtreibende. Mit 17 lithogr. Tafeln. gr. 8. 1853. geh. n. 15 Sgr.

— Die Silos. Für Gemeinden, gewerbliche Korporationen, Vereine, große Fabriken und große Landgüter. Ein durch die Erfahrung bewährtes Mittel, den Arbeitern und Armen wohlfeiles Brod in theurer Zeit ohne Geldopfer zu verschaffen. Zweite vermehrte Ausgabe. Mit Abbildungen. gr. 8. 1854. geh. n. 15 Sgr.

Uhlich, Preußische Religionsfreiheit im Jahre 1851. Zunächst dem preußischen Richterstande gewidmet. gr. 8. 1851.
geh. $3^3/_4$ Sgr.

Zimmermann, Dr. **W.,** Schulgrammatik der Englischen Sprache. Ein Lehrbuch in zwei Lehrgängen für Real-, höhere Töchterschulen und den Privatunterricht. Erster Lehrgang. Zweite verbesserte Auflage. gr. 8. 1854. (Erste Auflage. 1853.) geh. n. 24 Sgr.

— Zweiter Lehrgang. gr. 8. 1854. geh. n. 28 Sgr.

Auf 10 in Jahresrechnung abgesetzte Exemplare das 11. frei.

Digitized by Google

Schriften von **Gustav Schwetschke.**

(Im G. Schwetschke'schen Verlage.)

Acta manualia des Teufels in Sachen Schleswig-Holstein. 8. 1850. geh. $3^3/_4$ Sgr.

Aennchen von Tharau. Drama in zwei Aufzügen. Mit zwei Musikbeilagen. 12. 1852. geh. 12 Sgr.

Ausstellung meist originaler Druckschriften zur Erläuterung der Reformationsgeschichte, mit besonderem Bezug auf die Deutsche und Hallische Kirchenverbesserung. Veranstaltet zur 300jährigen evangelischen Jubelfeier der Stadt Halle. (Herausgegeben von Dr. Ed. Förstemann und Dr. G. Schwetschke.) gr. 8. 1841. gef. n. 10 Sgr.

Codex nundinarius Germaniae literatae bisecularis. Meß-Jahrbücher des deutschen Buchhandels vom Erscheinen des ersten Meß-Kataloges bis zur Gründung des ersten Buchhändler-Vereins, 1564—1764. Mit einer Einleitung von G. Schwetschke und 3 Tafeln Facsimile's. Folio. 1850. Velinp. cart. 15 Thl. Ord. Pap. cart. 9 Thl.

Lucilii ab Uva (Gust. Schwetschke), Carmen de Ratione maleſica (i. e. Von der Hexe Ratio) e scriniis pio-diplomaticis erutum versione theotisca adnotationibusque instructum. 4 maj. (Mit Firma: Bernhard Tauchnitz in Leipzig.) 1846. gef. n. 3 Sgr.

— Der Oberon von Sanssouci. Ein tragi-komisches Heldengedicht. Mit Commentar. 1e, 2e und 3e Auflage. 16. (Mit Firma: Herm. Kirchner in Leipzig.) 1847. geh. 6 Sgr.

Medicina mentis oder sächsisch-hannoverscher Grundriß der Logik. Ein Leitfaden zum Selbststudium und zum Unterricht auf höheren Lehranstalten. gr. 8. 1849. 2te Aufl. 1850. gef. $1^1/_2$ Sgr.

Digitized by Google

Schwetschke, G., M. Eckstein von Hall und vier andere, in Dreyhaupt's Chronik unerwähnt gebliebne Hallische Schriftsteller des 15. u. 16. Jahrhunderts. Ein Sendschreiben an Dr. F. A. Eckstein. 8. 1842. gef. 1½ Sgr.

— Schneidemüller-Lied. Mit sechs Begleitstücken. Dritter, mit einer Composition des Schneidemüller-Liedes für vier Männerstimmen vermehrter Abdruck. gr. 8. 1845. gef. n. 2½ Sgr.

— Byzantinisches Blatt. gr. 8. 1845. geh. 3 Sgr.

— Gedichte eines protestantischen Freundes. Altes u. Neues. Mit einem Oest-Westlichen Divan. 16. (Mit Firma: Herm. Kirchner in Leipzig.) 1847. Elegant geb. n. 24 Sgr.

— Protest-Brief an Se. Excellenz den Herrn Minister Eichhorn. Von einem protestantischen Kirchen-Vorsteher. gr. 8. 1847. (Mit Firma: H. Kirchner in Leipzig.) gef. 1½ Sgr.

— Zwei Worte historisch an die Herren Minister v. Manteuffel und v. d. Heydt. 8. 1850. gef. 1 Sgr.

— Hallische Steinmetzzeichen. Eine Maurerische Festschrift. Mit 1 Taf. Abbild. gr. 4. 1852. geh. n. 5 Sgr.

Spenser, Edm., Fünf Gesänge der Feenkönigin. In freier metrischer Uebertragung von Dr. G. Schwetschke. 8. 1854. cart. n. 16 Sgr.

Tacitus' Germania. Nach einem bisher nicht verglichenen Codex übersetzt von dem Herausgeber einer lateinischen Briefsammlung. 1e, 2e und 3e Aufl. 8. 1849. geh. 6 Sgr.

Zeugnisse, zwei öffentliche, aus Halle für ein vernunftgläubiges Christenthum und den Pastor Wislicenus. (Mit Firma: J. Helbig in Altenburg.) gr. 8. 1845. geh. 3 Sgr.

Digitized by Google

Schriften von **Gustav Schwetschke.**

(In fremdem Verlage.)

Schwetschke, Car. Gust., De Donato Minoris fragmento Halis nuper reperto excursus. 4 maj. Halle (jetzt Berlin), Gebauersche Buchh. 1839. gef. n. 10 Sgr.

— Vorakademische Buchdruckergeschichte der Stadt Halle. Eine Festschrift. Mit einem Anhange: I. Ehrenrettung des sächsischen Merseburg, als des Druckortes „Marsipolis" und „Merßborg" von 1473, und mithin als der ältesten norddeutschen Druckstätte. II. Supplementarisches zu Hain, Ebert, Schaab und Wetter. Mit 2 Tafeln Abbildungen. Schmal gr. 4. Halle (j. Berlin), Gebauersche Buchh. 1840. Cart. n. 2 Thl. 20 Sgr.

Luthers Newe Zeitung vom Rein 1542. Eine Flugschrift Luthers gegen das Heiligthum des Cardinals Albrecht. Wiederaufgefunden und herausg. von Gust. Schwetschke. gr. 8. Halle (j. Berlin), Gebauersche Buchh. 1841. geh. n. 10 Sgr.

Schwetschke, Dr. **G.,** Paläographischer Nachweis der Unächtheit der Kölner Freimaurer-Urkunde vom J. 1535. Mit 3 Facsimile's. Besonderer, mit der Abhandlung Papillon's über die Consonanten J und V verm. Abdruck aus den neuen Mittheilungen des Thüringisch-Sächsischen Alterthums-Vereins. gr. 8. Halle (j. Berlin), Gebauersche Buchh. 1843. geh. 7½ Sgr.

(Schwarz, C., Dr. Rupp's Ausschließung aus dem Gustav-Adolf-Verein.) Nebst einem Schlußwort von Gust. Schwetschke. gr. 8. Halle, Knapp. 1846. geh. n. 5 Sgr.

Novae epistolae obscurorum virorum ex Francofurto Moenano ad D. Arnoldum Rugium philosophum rubrum nec non abstractissimum datae. Ed. I—VIII. 8. Francofurti ad Moenum. 1849. gef. 3 Sgr.

(Commissions-Artikel bei H. L. Brönner.)

Digitized by Google

Allgemeine Monatsschrift für Literatur. Herausgegeben von Dr. L. Roſs und Dr. G. Schwetſchke. Jahrgang 1850. 4. Halle (j. Braunſchweig), C. A. Schwetſchke und Sohn. n. 8 Thl.

(Im Märzhefte, Erſte Hälfte, der Aufſatz: Die Rubrik „Bücher-Inſpection" im Archive des Römers zu Frankfurt. Von G. Schwetſchke.)

Gebauer-Schwetſchke'ſche Buchdruckerei in Halle.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

PT 391 .P7 C.1
Neue Schriften :
Stanford University Libraries
3 6105 036 869 233

PT
391
.P7

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

JUN 3 0 1998
JUN 0 8 2001
JAN 3 0 2002
JUN 2002

Digitized by Google